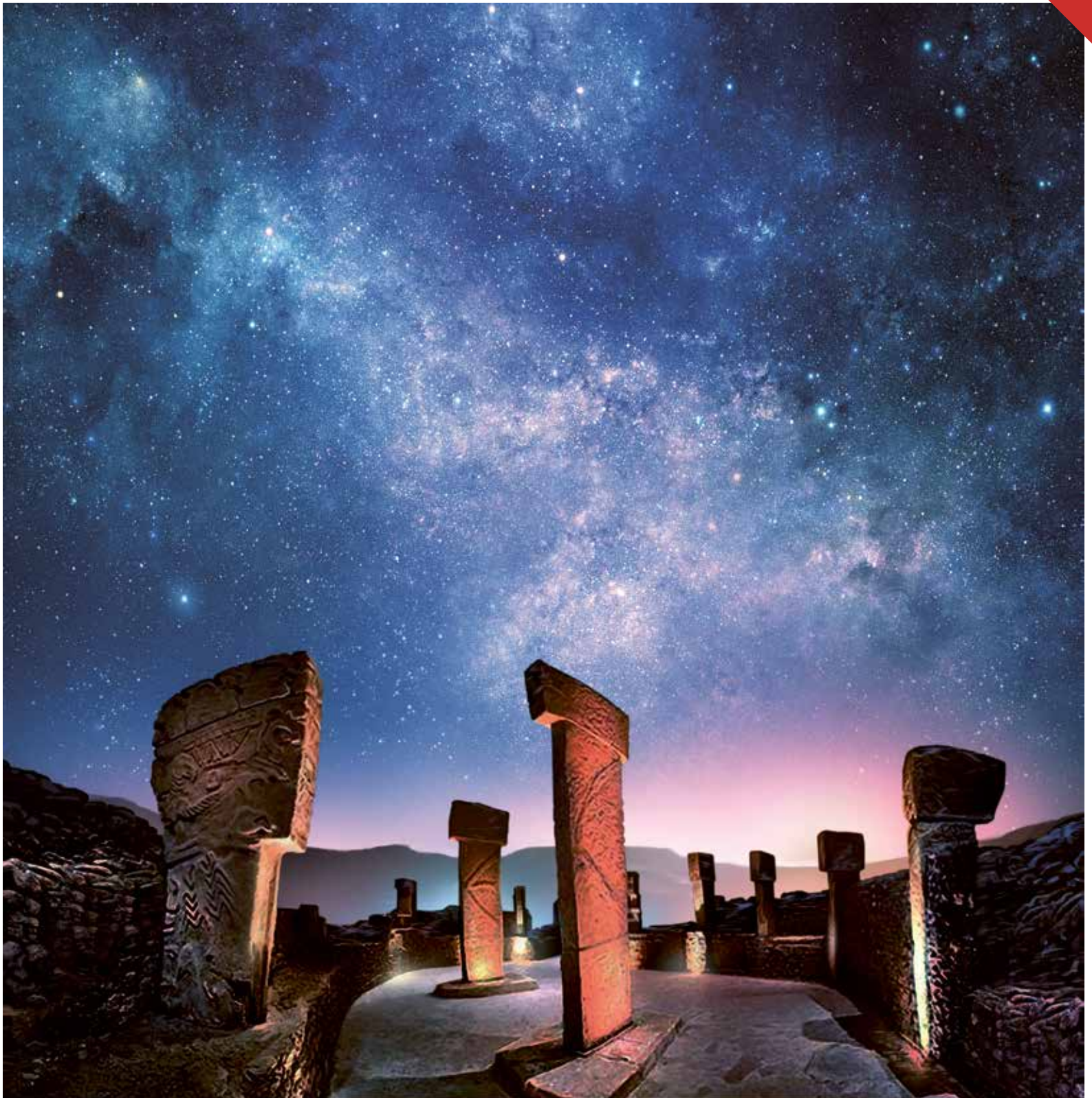


Siehe, die Welt ist nicht verdammt: Frohe Ostern!

Nummer 13 – 28. März 2024 – 92. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN

Oskar Lafontaine
Wenn die Lüge
zur Wahrheit wird

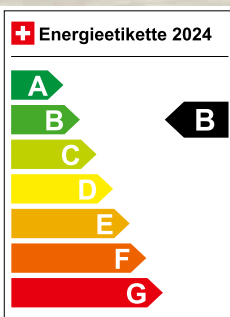


Die Wiege des Glaubens

Eine Reise nach Mesopotamien zu den Anfängen unserer Zivilisation.

Urs Gehriger

4 94407 007406 13



Lexus LBX Impression Hybrid FWD ab CHF 35900.-, 136PS (100kW), Ø Verbrauch 4.5l/100km, Ø CO₂-Emissionen 102g/km, Energie-Eff. B. Abgebildetes Modell: Lexus LBX Elegant Hybrid AWD, ab CHF 44900.-, 136PS (100kW), Ø Verbrauch 4.5l/100km, Ø CO₂-Emissionen 109g/km, Energie-Eff. B. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt. Serviceaktivierte 10-Jahres Garantie und Assistance oder 185000km ab 1. Immatrikulation für alle Lexus AWD Modelle. Informationen finden Sie auf [lexus.ch](https://www.lexus.ch).



LBX

HYBRID.

4x4.

10 JAHRE GARANTIE.

AB CHF 35 900.-

JETZT PROBE FAHREN.

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING



10 JAHRE
GARANTIE &
ASSISTANCE



DER NEUE LEXUS LBX.

Kompakt, urban, agil.

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING

Frohe Ostern!

Ostern steht vor der Tür, das Fest der Auferstehung und Vergebung aller Sünden, im Grunde die Essenz des christlichen Glaubens: Mach dir keine Sorgen, hör auf, dich abzustampeln, um nach Rechtfertigung zu streben. Jeder Mensch ist gerechtfertigt, ist ein Geschöpf nach dem Bild Gottes, mit Geist beseelt und geschaffen aus dem Nichts durch die schöpferische Liebe des Allmächtigen. Was wäre das für ein Gott, wenn er sich durch die Handlungen der Menschen in seiner Allmacht beschränken liesse, wenn man ihn gleichsam bestechen könnte durch Wohltaten, Gaben und Opfer, um so sein Wohlgefallen zu erhaschen, eine Abkürzung auf dem Weg in den Himmel?

Die christliche Erzählung von Gott und dessen Menschwerdung in Gestalt Jesu Christi ist die grösste und unglaublichste Geschichte, die jemals erzählt wurde. Nicht wenige sehen in ihrer Unglaublichkeit den ersten Gottesbeweis. Selber hätte der Mensch niemals auf so eine Geschichte kommen können, unmöglich, die Geschichte einer Gottheit, DER Gottheit, die sich ihrer Allmacht begibt, als schreiendes Baby in einem Kuhstall zur Welt kommt, später Wundertaten vollbringt, Gottes Liebe zu den Menschen predigt, um sich am Schluss von ebendiesen Menschen, weil sie Gottes Liebe in ihrem Hochmut nicht ertragen, auf schändlichste Weise erniedrigen, foltern und abschlachten, ans Kreuz nageln zu lassen – die damals verächtlichste Art der Hinrichtung.

Als die frühen Christen, allesamt Juden, begannen, sich diese Geschichte zu erzählen, als diese Geschichte sich nach den Zeugnissen der Apostel genau so zutrug um Christi Geburt, neigten die Menschen, wie heute, zur Verherrlichung, zur Anbetung von Macht und Erfolg. Schwäche wurde verachtet. Die Menschen der Antike, davon erzählen ihre Mythen, glaubten, durch Höchstleistung, durch Selbstperfektion zu den Göttern aufzusteigen. Als Jesus zur Welt kam, regierte in Rom der Kaiser, Augustus, der Erhabene, der Menschengott. Die Geschichte von Jesus ist die mächtigste Gegengeschichte, die krassste Widerlegung dieser Machtanbetung, dieses Machtkults der Menschen. Sie ist die Geschichte einer Liebe, die so gross und bedingungslos und ungetrübt ist

durch jeden Egoismus, dass sie am Ende über die Macht, ja sogar über den Tod triumphiert und den uns angeborenen Selbsterhaltungstrieb.

In jedem erfolgreichen Hollywoodfilm, in zahllosen Sagen und Märchen von Wilhelm Tell bis James Bond oder Hänsel und Gretel kommt die Szene, der «Django»-Moment, in dem sich der geprügelte, am Boden liegende Held erhebt, sich das Blut aus dem Gesicht wischt, seine letzten Kräfte zusammenrafft, sein Maschinengewehr auspackt oder sein Laserschwert, um seine Peiniger, die Bösen in einem grandiosen Vergeltungsfinale aus der Kulisse zu fegen. Das Publikum liebt diese Geschichten, weil wir solche Geschichten hören wollen: der Held, der

Die Geschichte, die sich die Christen erzählen, bleibt eine Provokation, eine ewige Kränkung des Hochmuts.

den Bösewichtern endlich das Maul stopft, sie aufs fürchterlichste bestraft, vor Gericht bringt, ihnen zurückzahlt, was sie ihm und anderen angetan haben.

Jesus Christus ist ein Held ganz anderer Art. Im Moment seiner grössten Erniedrigung, verhöhnt und ausgelacht von den Folterknechten Roms, befallen ihn brennende, höllische Zweifel der Verlorenheit. Er glaubt, Gottvater habe ihn verlassen. Und wir fragen uns: Wie ist das möglich, und, vor allem, wie ist das zu verstehen, dass der sich in seinem ans Kreuz genagelten Sohn verkörpernde allmächtige Gott, Schöpfer aller Milchstrassen, Planeten und Lebewesen, der zornige Gott des Alten Testaments, Vertilger der Städte, Urheber der Sintflut, sich so etwas bieten lässt? Warum packt er nicht endlich sein Laserschwert, den Zauberstab seiner Allmacht aus, um diesen himmeltraurigen, undankbaren arroganten, sich selber für Gott haltenden Menschenschurken den Meister zu zeigen?

Doch den Hass und Hochmut, die erbarmungswürdige Schwäche seiner Folterer übertrumpft, besiegt, beschämt Jesus-Gott mit der bedingungslosen, absoluten, mit seiner anti-egoistischen Überliebe – eigentlich verrückt und gegen alle Instinkte, die nach Vergeltung

schreien, die den Hass mit Hass zerstampfen wollen. Doch Jesus, obschon sie ihm das Niederträchtigste antun, verwirft die Menschen nicht. Selbst seine Freunde und Apostel haben ihn verraten, verleugnen ihn. Trotzdem nimmt er sie an – «denn sie wissen nicht, was sie tun» – in all ihrer Verwerflichkeit, in all ihrer Bössartigkeit und Verkommenheit. Die Menschen, das ist wohl hier die Botschaft, sind nicht verdammt, sie sind geliebt. Das heisst: Sie sind gerechtfertigt vor Gott, vor dem Allmächtigen, vor seiner Gnade, und damit sind sie frei.

Das ist, das war die Weltrevolution des Christentums, der Urknall der Freiheit im Universum des Geistigen, die grosse Wende in der Geschichte der bis dahin die Macht anbetenden und die Ohnmacht verachtenden Menschheit: Mit der Auferstehung von Jesus Christus aus dem Felsengrab beginnt der Mensch erstmals aufrecht zu gehen, furchtlos, eine Auferstehung auch im Politischen. So beginnt mit Ostern die Geschichte der Demokratie, der Menschenrechte, der modernen Welt und auch der Schweiz mit ihrem Schweizerkreuz.

Die Geschichte, die sich die Christen erzählen, bleibt eine Provokation, eine ewige Kränkung des Hochmuts, und natürlich haben die Menschen, gerade die Christen, den Glauben, der eben mehr ist als Wissen, weil er das Herz packt, immer wieder missbraucht, um sich selber zu erhöhen, zu vergotten. Es ist kein Zufall, dass das Christentum heute gerade in Europa einen schweren Stand hat. Wenn die Menschen wieder sich selber und das von ihnen Fabrierte, Gemeinte und angeblich Durchschaute anbeten, haben sie Mühe, sich in einem Gefühl demütigen Getragenseins einem Höheren anzuvertrauen.

Doch solche Glaubenskrisen hat es immer gegeben. Sie kommen und gehen. Gott, das Ewige, das Unfassbare aber bleibt und das Wunder einer Schöpfung, die wir niemals begreifen, in deren gewaltigen Zusammenhang wir uns aber in unserer ganzen durchschlagenden Winzigkeit stellen können. Im Vertrauen darauf, wie Joseph Ratzinger, dieser geniale Theologe, es einmal ausgedrückt hat, dass dem Mächtigsten, dem Grössten nichts klein genug ist, um es mit seiner Liebe zu erreichen. Frohe Ostern! R. K.

Die ersten Tempel der Weltgeschichte, Botschaft des Karfreitags, Alain Bersets Chance, Bernard-Henri Lévy's Kampf gegen das Böse, Muss man Tiktok verbieten?

Die Osterfeier steht im Zeichen ewiger Fragen: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wer hat das alles kreiert? Lange ging man davon aus, dass sich der Mensch erstmals der Religion zuwandte, als er sein Dasein als Jäger und Sammler aufgab, sich niederliess, die Arbeitsteilung einführte, Tiere domestizierte, Landwirtschaft betrieb und Musse zur Selbstreflexion fand. Doch in der Südosttürkei hat man jüngst die älteste menschliche Zivilisation entdeckt, die diese Theorie auf den Kopf stellt. 12 000 Jahre alt sind die Monolithen von Göbeklitepe – vermutlich die ersten Tempel der Weltgeschichte. Urs Gehriger hat sich in Ostanatolien auf die Suche nach der Geburt der Religion begeben und mit Ausgrabungsleiter Necmi Karul gesprochen. Er sagt: «Die Schöpfer dieser Bauten waren sich der epochalen Bedeutung ihrer Anlagen bewusst.» Darauf deutet eine bizarre Besonderheit – sie haben ihre Kultstätten nach einer Weile komplett begraben. **Seite 59**

Alain Berset hat politisch alles erreicht. Als er 2023 seinen Rücktritt als Bundesrat bekanntgab, war er gerade einmal 51 Jahre alt. Doch Berset wäre nicht Berset, wenn er nicht stets nach Höherem streben würde. Jetzt liebäugelt er mit dem Amt des Europarat-Generalsekretärs. Die erste Hürde hat er genommen, am Montag hat ihn das Ministerkomitee zur Wahl empfohlen. Schweizer Europaratsmitglieder sind erfreut. Denn für sie steht fest: Berset wäre ein Bollwerk gegen die EU- und Nato-Dominanz innerhalb der Menschenrechtsorganisation. **Seite 20**



Solidarität mit Israel: Bernard-Henri Lévy.

Sein Werk ist sein Weg: Er begann vor einem halben Jahrhundert in Bangladesch, wo Islamisten massenhaft Muslime ermordeten, und führt jetzt über die Ukraine nach Gaza. Bernard-Henri Lévy kämpft gegen blutrünstige

Tyrannen und ihre mörderischen Ideologien. Wegen seiner mondänen Eitelkeit wird er verspottet, wegen seiner Medienmacht gefürchtet. Den französischen Präsidenten diktierte er den antitotalitären Imperativ, Sarkozy konnte er zum Angriff auf Libyen und Gaddafi anstiften. Nun begegnete er in Israel dem absolut Bösen, es ist Thema seines neuen Buchs. Anlässlich einer Veranstaltung des Gedenkens an die Opfer und der Solidarität mit Israel wurde es in Paris vorgestellt, Jürg Altwegg war dabei. **Seite 42**

Für die Wellness-Religiosität unserer Tage ist der Karfreitag eine Zumutung. Entsprechend haben auch Theologen und Pfarrer ihre liebe Not mit ihm. Seine knallharte Botschaft lautet: Der Mensch kann sich nicht selbst erlösen. Das ist in unserem von Selbstsuche geprägten Zeitalter unpopulär. Dabei liegt in der Symbolik des Karfreitags eine zutiefst befreiende Botschaft – auch aus säkularer Perspektive. **Seite 12**

Muss man das süchtig machende Onlinephänomen Tiktok verbieten? In Amerika steht das zur Diskussion, und auch in der Schweiz gibt es Bestrebungen in diese Richtung. «Falsch!», findet der Schweizer Unternehmer und Verleger Andreas Von Gunten, der sich auf digitale Inhalte spezialisiert hat. In seinem Essay geht er der Faszination Tiktok auf den Grund und kommt zum Schluss, dass der Social-Media-Champion aus dem Reich der Mitte die Welt vielfältiger macht. **Seite 54**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

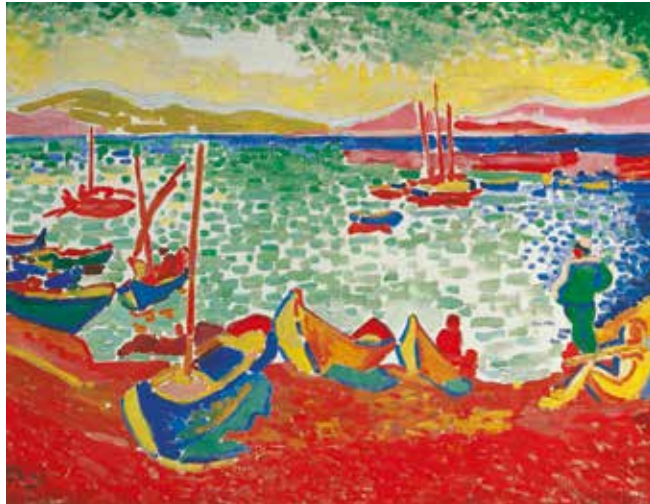
Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Lass es krachen: Seite 23



Anbeginn allen Lebens: Seite 67



Kunst der Abschreckung: Seite 46

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung Fachkräfte des Verbrechens
- 7 Peter Rothenbühler
Lieber Charles Martig
- 8 Bern Bundeshaus
Stromgeneral ohne Armee
- 10 Weisheit des Herzens
- 12 Karfreitag
Als Gott ratlos war
- 15 Wandelhalle
- 18 Mörgeli
Köcherfliegen und Weisswasserlärm
- 18 Julian Assange Urteil über die Zukunft
des Journalismus
- 19 Peter Bodenmann
SVP unter Strom: Der Sieger heisst Rösti
- 20 Alain Berset Alt Bundesrat auf dem Weg
zur ganz grossen Bühne
- 22 Staat gegen Privat
Lehrbuch für unfairen Wettbewerb
- 23 Chaka Khan Wilde Schönheit
- 24 Terror in Moskau
Die blutige Renaissance des IS
- 25 Schluss mit Windkraft in Frankreich
- 26 Ozempic Elixier gegen Fettleibigkeit?
- 27 Kurt W. Zimmermann
Pegelstand der Publizistik
- 28 Oskar Lafontaine
Wenn Lüge zur Wahrheit wird ...
- 31 Achtung, Gaunerwörter
Schlangenöl für die EU-Anbindung
- 31 Inside Washington
- 32 Grosser Sprung nach vorn
Xi auf Maos Spuren

- 34 Kehrtwende im «Baur au Lac»
«Marguita» statt «Pavillon»
- 35 Anabel Schunke
Symbole und Schöngerede
- 36 Johann Sebastian Bach
Jeder Ton ein Gottesbeweis
- 38 Schöne neue Welt
Willkür statt Wissenschaft
- 39 Handy als Hostie
Die Frau und ihr Mobiltelefon
- 40 Wer stoppt die Nato-Fans?
Grabenkämpfe bei Pro Schweiz und SVP
- 42 Krieg und Frieden
Provokateur Bernard-Henri Lévy
- 44 Küsse des Regenbogens
Wissen Sie, was ein «Rainbow Kiss» ist?
- 45 Botschafter Sergei Garmonin
Russland vermisst Schweizer Neutralität
- 45 Gesinnungstest Uni Basel lenkt ein
- 46 Die Kunst der Abschreckung
Oppenheimer und die Atombombe
- 50 Shalom, du pralles Leben!
«Eis am Stiel»-Star Zachy Noy
- 53 Tamara Wernli Männlichkeits-Mosaik
- 54 Tiktok macht die Welt vielfältiger
Ein Verbot wäre falsch
- 56 Leserbriefe
- 57 Nachrufe
Martin Greenfield, Maurizio Pollini
- 58 Beat Gygi
Eigenständigkeit statt Economiesuisse

ARCHÄOLOGIE: DIE WIEGE DES GLAUBENS

- 59 Wo alles begann
Rätselhaftes Heiligtum in Göbeklitepe:
Reise an den Anfang der Zivilisation

LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 Fantasy für Frauen
Sarah J. Maas' Geheimrezept
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 Jeff Koons' perfekt verrückte Welt
Kunst auf dem Mond
- 76 Fernsehen
- 76 Film
«C'è ancora domani»
- 77 Kunst «Anker et l'enfance»
- 78 Film «Wicked Little Letters»
- 78 Pop Aya Nakamura
- 79 Jazz Divr
- 80 Unterwegs
Zwei Millionen Steinblöcke

LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Organspendermarkt
- 86 Bei den Leuten
Schweizer Filmpreise
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens
Patricia Reinhart Faessler, Künstlerin

Fachkräfte des Verbrechens

Die Taten von Asylkriminellen stiegen in der Schweiz in einem Jahr um 50 Prozent. Kein Wunder: Sie haben willige Helfer in Politik und Medien.

Philipp Gut

Die Kriminalität im Land steigt markant, wie die neuste polizeiliche Kriminalstatistik des Bundes zeigt. Die Zahl der Straftaten nahm im vergangenen Jahr gegenüber 2022 um 14 Prozent auf 522 558 zu. Dabei handelt es sich nicht bloss um Bagatelldelikte. «Wie bereits im vergangenen Jahr wurden 2023 erneut mehr schwere Gewaltstraftaten (+5,9 Prozent) registriert», hält das Bundesamt für Statistik (Bfs) fest. Der steilste Anstieg ist beim Diebstahl zu verzeichnen. Originalton Bfs: «Bei fast 70 Prozent der Straftaten gegen das Strafgesetzbuch (StGB) handelt es sich um Vermögensdelikte (354 967), wovon mehr als die Hälfte auf Diebstahl (inkl. Fahrzeugdiebstahl) entfällt.» Gegenüber dem Vorjahr nahm der Diebstahl von Fahrzeugen um 17,5 Prozent auf 54 517 Straftaten zu. Noch rasanter ist die Entwicklung in der Kategorie «Diebstahl ab oder aus einem Fahrzeug»: Die in der Schweiz verübten Straftaten in diesem Bereich explodierten förmlich – um 71,4 Prozent. Es wurden 18 192 Fälle registriert. «Dies entspricht den höchsten Werten seit Einführung der Statistik im Jahr 2009», so das Bundesstatistikamt.



«Auffällig und ein neues Phänomen sind die Ukrainer»: Sicherheitsdirektor Fehr.

Hauptsächlich verantwortlich für die steigende Kriminalität und die schwindende Sicherheit sind Ausländer. Sie sind um ein Mehrfaches krimineller als Schweizer. Unter den kriminellen Ausländern wiederum ragt eine Gruppe besonders negativ heraus: die Asylkriminellen. Ihr Anteil an den Beschuldigten stieg in einem Jahr um 50 Prozent! Die kriminellen Asylbewerber sind die Könige unter den Fachkräften des Verbrechens.

Stunde der Heuchler

Trotz dieser beeindruckenden Zahlen wird das Problem immer noch aus politischen Motiven verwedelt und vernebelt. Dabei geben sich die Verwedler und Vernebler nicht einmal die Mühe, ihre vorsätzliche Realitätsblindheit zu verstecken.

Ein anschauliches Beispiel dafür liefert Tamedia, das grösste private Medienhaus der Schweiz. «Es geht hier um eine Migrationsproblematik», stellt Mark Burkhard im Zusammenhang mit dem Diebstahl fest. Dieser geht zum Grossteil auf das Konto von Nordafrikanern. Burkhard weiss, wovon er spricht: Er ist als Präsident der Konferenz der Polizeikommandanten der oberste Polizist im Land.

Und was tut Tamedia? Die bis zum Selbstwiderspruch politisch korrekten Konzernmedien bringen doch tatsächlich das Kunststück fertig, dass derselbe Journalist, der Burkhard interviewt, daneben einen Kommentar platziert, in dem Sätze stehen wie: «Zum Umgang mit der Kriminalität gehört auch, dass man sich mit mutmasslichen Tätergruppen auseinandersetzt, bevor man <Alle ausschaffen!> brüllt.» Oder: «Gleichzeitig müssen wir lernen, besser mit solchen Phänomenen umzugehen.» Wer so spricht, macht sich im übertragenen Sinne zum Mittäter und Komplizen, zum Helfershelfer der Kriminellen.

Es schlägt die Stunde der Heuchler. «Es sind primär junge Erwachsene aus den Maghreb-Staaten», sagt der erwähnte Mark Burkhard im *Blick*. «Auffällig und

ein neues Phänomen sind die Ukrainer», sagt der Zürcher Sicherheitsdirektor Mario Fehr. «Die Täter wissen, dass sie kaum etwas zu befürchten haben», sagt Christian Brenzikofer, Kommandant der Berner Kantonspolizei. Alle wissen es, alle sagen es. Aber niemand tut etwas.

Während der *Tages-Anzeiger* und Co. dazu raten, wir müssten uns einfach an die neue Normalität einer stetig steigenden Ausländerkriminalität gewöhnen und es schulterzuckend hinnehmen, «wenn einmal ein E-Bike aus dem Keller verschwindet oder eines Morgens eine Seitenscheibe des eigenen Autos eingeschlagen ist» – denn: «Die Schweiz ist ein sicheres Land» –, sabotieren alle anderen Bundesratsparteien ausser der SVP praktisch alle Vorstösse, die das Problem ernsthaft zu lösen versuchen.

Die Gastgeber sind die Dummen

Nicht nur weigern sie sich, die Zuwanderungs- und Asylpolitik endlich gemäss der Bundesverfassung umzusetzen, also die Zuwanderung mit Kontingenten zu steuern und die Ausschaffungsinitiative so «pfefferscharf» umzusetzen, wie man das dem Volk versprochen hat. Sie stimmen auch beinahe durchgängig gegen entsprechende Vorstösse der SVP im Parlament. «FDP und Mitte wollen nach SVP-Sieg schärfere Asylpolitik», hiess es am Tag der eidgenössischen Wahlen. Auf die Worte folgt – nichts. Das zeigte sich jüngst wieder in der Frühlingssession in diesem Monat: Sowohl die Motion «Schutz der Schweizer Landesgrenzen» als auch jene mit dem Titel «Kein Asyl für Staatsbürger aus Europaratsstaaten» lehnten die anderen bürgerlichen Parteien ab.

Dieses Spiel geht nun schon seit Jahren so – zum Leidwesen der Bevölkerung und auf Kosten der Sicherheit. Dabei sind hier lebende Ausländer von Kriminalität und Gewalt genauso betroffen wie Schweizer. Aber nicht einmal dies bringt die Koalition der politischen Komplizen ins Grübeln. Ein Leser schrieb mir dazu: «Toll, wie die Gäste ihre Gastgeber bestehlen. Aber nicht die Gäste sind die Dummen, sondern die Gastgeber, die solche Gäste einladen.» Das bringt es auf den Punkt.

Lieber Charles Martig

Das hat's noch nie gegeben. Ein Chefredaktor kündigt seine Stelle und verlangt bei seiner Abschiedsrede, dass der gesamte Verwaltungsrat seines Mediums zurücktreten soll.

Sie haben als abtretender Chefredaktor des katholischen Medienportals Kath.ch die Schweizer Bischöfe scharf kritisiert und sie aufgefordert, dem Papst ihren Rücktritt zu offerieren. Weil sie sich angeblich als unfähig erwiesen hätten, die Kirche durch die Krise zu führen.

Natürlich geht es Ihnen um die schleppe Aufarbeitung der zahlreichen Missbrauchsfälle. Aber Sie meinen doch nicht etwa, ein Rücktritt der Bischöfe würde schlagartig Ruhe in den Skandal bringen? Und es kämen dann garantiert neue Bischöfe nach, die sich ganz anders verhielten?

Sie dienen nun seit Jahren einer Institution, bei der sexuelle Verklemmtheit systemimmanent ist und damit auch der Missbrauch.



Eigentlich richtig:
Chefredaktor Martig.

Eine Institution, die sich aber auch seit ein paar Jahren gewaltig für die Aufklärung von Missbrauch engagiert, das müssen Sie anerkennen.

Sorry, lieber Kollege, so gut ich verstehe, dass Sie gerne gegen die eigenen Chefs stänkern, so klar kann ich lesen, dass das Portal, das Sie geleitet haben – und zwar eigentlich recht gut! –,

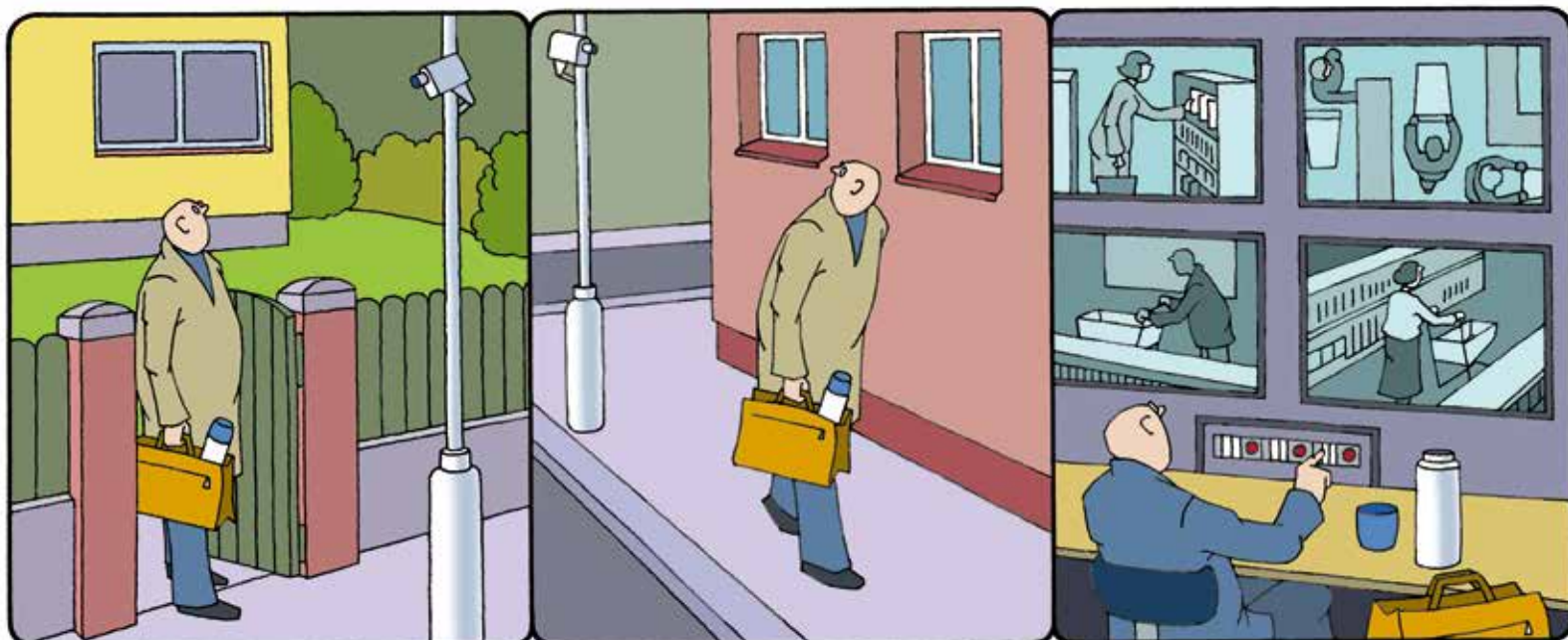
Kath.ch heisst. Es geht dabei wie beim neuen *Migros-Magazin*: Wo Migros draufsteht, muss auch Migros drin sein, heisst die Redaktionsstrategie. Zu Recht.

Wo katholisch draufsteht, muss auch katholisch drin sein. Ganz einfach. Und was das ist, bestimmen immer noch der Papst und seine Bischöfe. Ein Journalismus, der zum Beispiel die unbefleckte Empfängnis von Maria wissenschaftlich hinterfragt, wie dies unter Ihrer Leitung geschehen ist, passt schlicht nicht in den vorgegebenen Rahmen.

Unabhängigen, gar kritischen Journalismus, von dem Sie träumen, schafft nicht einmal *L'Osservatore Romano*, eine gutgemachte, aber eben streng katholische Zeitung. Eigentlich richtig, dass Sie zurückgetreten sind.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



Stromgeneral ohne Armee

Die SVP will neue Atomkraftwerke. Der Weg zur Realisierung ist umstritten. Das schadet vor allem Energieminister Albert Röstli.

Wenn der amtierende Energieminister Albert Röstli für das Gesetz zu einer sicheren Stromversorgung Unterstützung in den eigenen Reihen sucht, weiss der Berner, wo er sie sicher findet: bei SVP-Nationalrätin Monika Rüegger, einer bisher eher unauffälligen Politikerin aus dem Kanton Obwalden. Bei der letzten Delegiertenversammlung der SVP in Langenthal BE trat sie unerwartet aus dem Schatten heraus und hielt ein engagiertes Plädoyer für Röstlis Stromvorlage.

Rüegger warnte eindringlich davor, das Mitte-links-Parlament werde bei einem Nein erst recht den Windturbo zünden. Geholfen hat es nicht. Die SVP-Basis verweigerte ihrem Bundesrat Röstli die Gefolgschaft. Röstli, der SVP-Stromgeneral ohne Armee – genüsslich schlachteten die Medien die Tatsache aus, dass die SVP-Delegierten ihn im Regen stehenliessen.

Mit Widerstand aus der eigenen Partei musste der Energieminister allerdings rechnen. Schon am Rande der Herbstsession 2023 fuhr die parteiinterne Wortführerin gegen Röstlis Stromvorlage, Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher, dem Berner frontal an den Karren. Für sie ist das Gesetz ein «Bschiss», wie sie gegenüber Blick-TV ausführte. Man gebe vor, dass man bei den alternativen Energien (Wasserkraft, Wind, Strom) etwas mache. Dies werde nicht funktionieren. Das werde extrem teuer und dem Lande viele Probleme bescheren.

Stimmungslage in der Bevölkerung

Die Hoffnung, man könne allein durch den Ausbau von erneuerbaren Energieträgern ein für die Unternehmen und Privathaushalte bezahlbares Stromangebot bereitstellen, hat sich jedoch schon vor einiger Zeit zerschlagen. Jede Euphorie für die von Klimaschutz und Atomausstieg getriebene Stromwende war spätestens dann verflogen, als die Tarife für elektrische Energie steil nach oben schossen. Für den Energieminister gestaltet sich die Situa-



Rückdeckung für Röstli: Nationalrätin Rüegger.

tion daher als mühsamer Aufstieg, da er nicht schnell genug Fortschritte erzielen kann.

Die SVP-Opposition gegen den Mantelerlass, mit dem Röstli die Versorgungssicherheit im Winter sicherstellen will, entspricht der Stimmungslage in der Bevölkerung. Wer ist schon für Windräder vor seiner Haustür? So

Die politische Grosswetterlage in Europa für eine weitere Wende bei der Energiewende ist günstig.

haben etwa in der Luzerner Gemeinde Rickenbach die Stimmbürger dem Windpark-Projekt von Mitte-Nationalrätin Priska Wismer-Felder und ihrer Familie schon zweimal an der Urne eine Absage erteilt. Dieses Projekt ist aber noch nicht vom Tisch – weil der Kanton Standortgemeinden weniger Mitsprache einräumen will. Dies widerspricht Bundesrat Röstlis Aussagen, dass lokale Entscheide respektiert würden.

Frankreich nimmt hier vergleichsweise mehr Rücksicht. Es hat vor wenigen Tagen in einer von Medien als «sensationell» bezeichneten Entscheidung sämtliche Genehmigungen für Windräder aufgehoben. Die Begründung lautete, dass die Bürger in unzumutbarer Weise vom Lärm belästigt würden. Im Gegensatz dazu messen die Richter dort den akustischen Beeinträchtigungen der Windräder einen erheblich höheren Stellenwert bei, als wir es bei ähnlichen Projekten tun.

AKW-Renaissance in Europa

In der Schweiz heisst es weiterhin: Augen zu und durch. «Alle wissen, dass wir damit die Strom-Winterlücken nicht schliessen können und der Bau neuer Kernkraftwerke zwingend nötig ist», sagt SVP-Nationalrat Christian Imark, der Präsident der Energiekommission des Nationalrates ist. Dennoch trommelt er wie Parteikollegin Monika Rüegger für die Vorlage und begründet dies folgendermassen: «Wenn sich die Neinsager durchsetzen, werden wir in diesem Land vermutlich keine Kraftwerke ohne Notrecht mehr bauen.»

Nüchtern betrachtet, predigt Imark also «mehr vom Falschen», wie er den Ausbau von erneuerbaren Energieträgern einst umschrieb, um damit den Weg zu ebnen für neue Atomkraftwerke. Der Solothurner ist ein glühender Verfechter für den Bau neuer AKW und einer der Haupttreiber hinter der Initiative «Jederzeit Strom für alle (Blackout stoppen)». Das Volksbegehren, das auch von FDP und Mittepolitikern getragen wird, richtet sich gegen das AKW-Neubau-Verbot im Energiegesetz.

Insgesamt arbeiten er und seine Mitstreiter auch auf einen Gegenvorschlag im Parlament hin. Die politische Grosswetterlage in Europa ist günstig, es gibt eine nukleare Renaissance in Schweden, der Slowakei und anderen europäischen Staaten. Das wäre dann eine weitere Wende bei der Energiewende – oder eine Wende ohne Ende.

Natur & Kultur
hautnah
erleben



THURGAU
TRAVEL



12 Tage ab
CHF 2490* p.P.

Perlen des Nordens

BERLIN–HANNOVER–BREMEN–AMSTERDAM MS THURGAU SAXONIA ❄️❄️❄️❄️

- TAG BASEL–BERLIN–POTSDAM** Individuelle Anreise nach Basel. Fahrt im direkten ICE nach Berlin. Transfer zum Anleger mit kurzer Stadtrundfahrt (inkl.) Einschiffung und Fahrt nach Potsdam.
- TAG POTSDAM–BRANDENBURG–CALVÖRDE** Fahrt durch das Havelland. Die Flussinselstadt Brandenburg erkunden Sie bei einem Rundgang⁽¹⁾. Weiterfahrt zum Elbe-Wasserstrassenkreuz und Übernachtungsort.
- TAG CALVÖRDE–PEINE–HANNOVER** Fahrt nach Peine und Ausflug⁽¹⁾ nach Hannover. Wiedereinschiffung der Ausflugs Gäste in Hannover.
- TAG MINDEN –NIENBURG** Fahrt nach Minden. Busausflug⁽¹⁾ zum Schloss Bückeburg.
- TAG NIENBURG–BREMEN** Schifffahrt nach Bremen und Rundfahrt⁽¹⁾ mit Rundgang.
- TAG BREMEN–OLDENBURG–DÖRPEN** Ankunft in Oldenburg und Rundgang⁽¹⁾ durch die Stadt.
- TAG DÖRPEN–PAPENBURG–LEER** Besuch⁽¹⁾ der Meyer-Werft in Papenburg. Weiterfahrt nach Leer.
- TAG LEER–GRONINGEN** Rundgang⁽²⁾ durch Leer mit Besuch des Emssperrwerks. Überquerung der Meeresbucht Dollart. Ankunft in Groningen.
- TAG GRONINGEN–LEMMER** Rundgang⁽¹⁾ durch den Stadtkern Groningens, der Metropole der nördlichen Niederlande. Schifffahrt nach Lemmer.
- TAG LEMMER–DEN HELDER** Ausflug⁽¹⁾ zu den Städten Slooten und Hindeloopen in Friesland.
- TAG DEN HELDER–ALKMAAR–AMSTERDAM** Rundgang⁽¹⁾ durch die Altstadt von Alkmaar. In Amsterdam romantische Grachtenfahrt⁽²⁾.
- TAG AMSTERDAM–BASEL** Ausschiffung und Fahrt im ICE nach Basel. Individuelle Heimreise.

AMSTERDAM–BERLIN Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen, Rundfahrt/ gang⁽²⁾ in Potsdam.



Herrenhäuser Gärten, Hannover

Reisedaten 2024 Es het solangs het Rabatt

Amsterdam–Berlin	Berlin–Amsterdam
20.04.–01.05. 600	09.04.–20.04. 700 ⁽⁷⁾
09.06.–20.06. 600	01.05.–12.05. 600 ⁽⁸⁾
01.07.–12.07. 700 ⁽⁸⁾	20.06.–01.07. 600 ⁽⁸⁾
23.07.–03.08. 800	12.07.–23.07. 800 ⁽⁷⁾
	03.08.–14.08. 700

⁽⁷⁾ 50% Rabatt auf Zuschlag Alleinbenutzung

⁽⁸⁾ Programmänderungen gemäss Webseite

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bahnfahrt 2. Kl. ab/bis Basel SBB inkl. Sitzplatzreservation
- Transfer Bahnhof–Schiff–Bahnhof mit kurzer Stadtrundfahrt in Berlin
- Thurgau Travel Kreuzfahrtleitung
- Zugbegleitung bei An- / Rückreise
- Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise pro Person in CHF (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	3390
2-Bettkabine Hauptdeck	3690
2-Bettkabine Oberdeck	
mit zu öffnendem Panoramafenster	4390
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	1190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck	1990
Ausflugspaket (9 Ausflüge)	295
Getränkpaket (Details online)	352
Zuschlag Bahnfahrt 1. Klasse	140
Zuschlag Flug	auf Anfrage



Informationen oder buchen
thurgautravel.ch
Gratis-Nr. 0800 626 550



MS Thurgau Saxonia*****

Vielfältige Reiseinspiration



5 Tage ab CHF 840 p.P.

Luxuriöse Kurzfahrt auf dem Rhein
BASEL–BOPARD–MAINZ–BASEL
MS THURGAU GOLD*****

MAINZ – GEBURTSSTADT DES BUCHDRUCKS

Reisedaten 2024

26.06.–30.06.	10.08.–14.08.
30.06.–04.07.	14.08.–18.08.
04.07.–08.07.	27.09.–01.10.



15 Tage ab CHF 2990 p.P.

Rhein, Maas, Albert-Kanal, IJsselmeer und IJssel
BASEL–FLANDERN–HOLLAND–BASEL
MS ANTONIO BELLUCCI*****

NATURPARADIES TEXEL

Reisedaten 2024

15.06.–29.06.	27.07.–10.08.
29.06.–13.07.	29.09.–13.10.
13.07.–27.07.	



8 Tage ab CHF 1540 p.P.

Glanzlichter der Donau
LINZ–WIEN–BUDAPEST–LINZ
MS THURGAU PRESTIGE*****

PRÄCHTIGES BUDAPEST

Reisedaten 2024

14.06.–21.06.	16.08.–23.08.
21.06.–28.06.	06.09.–13.09.
02.08.–09.08.	13.09.–20.09.
09.08.–16.08.	27.09.–04.10.

Die endliche Schönheit des Daseins

Wir sahen uns in zehn, fünfzehn Sommern als alte Männer.



Das letzte Geschenk von Bernardo.

Ich hatte vor, über ein kleines Paradies zu schreiben, ein Stückchen Himmel auf Erden, ein Schlösschen unter den Sternen und voller Sterne in der fast schon göttlichen Landschaft der Provence. Aber ich kann nicht – nicht jetzt, nicht in diesen Tagen, in denen sich die dunkle Dumpfheit einer Trauer in alles fast einschleicht.

Mein Freund Bernardo ist gestorben. Plötzlich, es gab keine Krankheit, keine Anzeichen. Er ist als glücklicher Mensch gegangen, das macht es leichter nicht, aber erträglicher. Wir sprachen in seinen letzten Tagen nicht mehr über den Tod als sonst, auch nicht über das Sterben, nur über das Altern. Wir sprachen in Griechenland, an den schönsten kleinen Plätzen der Welt dort, am Strand der Pandasi oder im Café «Aquarella» und blickten über das Meer und ein wenig hinter den Horizont manchmal. Wir sprachen, tranken und berauschten uns gegenseitig. Wir sahen uns in zehn, fünfzehn Sommern als alte Männer, die wie alle alten griechischen Männer auf kleinen Stühlen sitzen, die Beine übereinandergeschlagen, einen Gehstock dazwischen. So würden wir dasitzen, dem vorbeiziehenden Leben zuschauen und sagen, dass es keinen besseren Platz gebe, um das Leben loszulassen.

Wie nach jedem Winter haben wir uns im Zauber des griechischen Frühlings wieder getroffen, ein ganzes halbes griechisches Jahr vor uns. Was uns verband, war das Land, das uns Heimat geworden war, und dass wir zwei Träumer waren. Dieses Jahr wollten wir eine Bar eröffnen, am

Ende der Welt in Drachila, wo Paris und Helena vor den Truppen des Königs Menelaos in ein Boot geflüchtet sein sollen.

Letztes Jahr erfanden wir einen Drink, der mindestens Red-Bull-Dimensionen hatte, den «Fantouzo», das ist Ouzo mit Fanta, schmeckt wunderbar, es ist eine Reise in sonnendurchflutete Rauschlandschaften. Wir wollten es in Flaschen abfüllen und den Weltmarkt erobern und dann die kleine Insel kaufen, die vor dem Café «Aquarella» liegt.

Jetzt hadere ich, wieder einmal, mit dem Unsinn des Seins in seiner Wahllosigkeit des Abberufens. Bernardo war 66 Jahre alt, verwurzelt in jener badischen Nüchternheit gegenüber dem Sein und gleichzeitig in der Grenzenlosigkeit der Träumerei. Seinen Traum hatte er verwirklicht, er besaß ein Haus, von dessen Terrasse man jeden Abend einen Blick auf die Schönheit der Ewigkeit werfen und sich in ihr treiben lassen konnte. Einmal sagte er dort: «Was immer noch kommen mag, die letzten sieben Jahre hier kann mir keiner nehmen.»

Er starb in diesem Haus, stürzte die Treppe runter und brach sich das Genick, es ist erst ein paar Tage her. Wir saßen zusammen am Abend vor jenem Morgen, meine Frau, meine Tochter, mit Ralph, einem Jugendfreund Bernardos. Wir assen in dieser kleinen Pizzeria in Karadmili, wir lachten, wir tranken Wein, wir machten Pläne, wir waren erfüllt im Hier und Jetzt und voller Vorfreude.


Wir umarmten uns zum Abschied, meine kleine Familie und ich reisten ab am nächsten Morgen, wir verabredeten uns für April, ich gab ihm noch das Buch, das ich ihm versprochen hatte, weil ihm der Lesestoff ausgegangen war; Raymond Chandlers «Lebwohl, mein Liebling».

Als wir am andern Morgen Richtung Athen fuhren, durch einen Peloponnes, der aus dem Nebel erwachte, der aufstieg ins Leben, der aussah, als ob er in aller Ruhe und ohne Eile gerade geboren würde und unfähig wäre, Felder des Verwelkens hervorzubringen, stürzte Bernardo von dieser Treppe. Bei jeder Treppe, die ich hinauf- oder heruntersteige, muss ich noch mehr an ihn denken als ohnehin. Ich war während der Fahrt voller ruhiger Gelöstheit, überwältigt von diesem Schauspiel des Lebens, so fern von allem Sterben, ich tauchte ein in die Nebel, durchfuhr sie und gelangte wieder an die Sonne.

Vielleicht war dies das letzte Geschenk von Bernardo, denke ich heute, seine letzte Botschaft; dass die Schöpfung die fantastischste Geschichte der Welt ist, der universelle Traum von allem, die grösste Reise von allen – dass all das Leben stärker ist als all das Sterben. Dass wir uns in ihre Bilder fließen lassen und eintauchen in ihre Gefühlswelten und leben, nicht vegetieren. Es wird keinen Sommer mit Bernardo geben, aber jeder Sommer wird einer mit ihm sein.

Fünf Gründe, in Silber zu investieren

Wie Gold gilt Silber als sicherer Hafen. Aber es bietet noch mehr Vorteile: Zukunftsbranchen wie Elektromobilität, Photovoltaik und Medtech lechzen nach dem Edelmetall. Anders als bei Gold übersteigt die Nachfrage das Angebot schon seit Jahren. Dennoch ist Silber viel günstiger. Investieren Sie in reines Silbergranulat mit dem S-Deposito von BB Wertmetall.



Das **S-Deposito** vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Depots. Mit jeder Einzahlung erwerben Sie Silbergranulat.

1 Inflationsschutz.
Silber hat seine Kaufkraft über Jahrtausende behalten und schützt vor einer Geldentwertung.

2 Sichere Lagerung in der Schweiz.
Die BB Wertmetall bewahrt Ihr Silber in einem Zollfreilager in der Schweiz auf – sicher und zu 100% versichert.

3 Wichtigstes Geldmetall.
Der Wirtschaftsnobelpreisträger Milton Friedman stellte fest: Silber ist das wichtigste Geldmetall der Geschichte.

4 Flexibilität.
Mit dem S-Deposito sind tägliche Ein- und Auszahlungen einfach möglich. Sie bleiben also liquide.

5 Unabhängig.
Das S-Deposito funktioniert unabhängig von Banken. Ihr physisch vorhandenes Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen.



Am Ende das eine Wort: warum?

Als Gott ratlos war

Karfreitag ist die zum Feiertag erhobene Absage an jeden religiösen Triumphalismus. Darin steckt die eigentliche Sensation des Christentums.

Alexander Grau

Karfreitag ist der unbequemste aller christlichen Feiertage und der mit Abstand ödeste: Es gibt keine Geschenke. Es gibt keinen Festbraten. Nicht einmal ein paar trockene Karfreitagsplätzchen. Von seinem Eventcharakter her ist der Karfreitag der totale Flop.

Und als ob das nicht schon schlimm genug wäre, ist sogar das Tanzen an diesem Tag verboten. Und Stille, das ist genau das, was der moderne Mensch am wenigsten ertragen kann.

Doch nicht nur für die überdrehte Spassgesellschaft unserer Tage ist der Karfreitag eine Zumutung. Auch Theologen, Pastoren und Pfarrer haben ihre liebe Not mit ihm. Schließlich widerspricht er dem flauschigen und süs-

lichen Bild von Religion und Christentum, das seit Jahrzehnten hingebungsvoll gepflegt wird. Denn mit Lichterketten, Händchenhalten und infantilem Ringelreihen hat die Bildersprache des Karfreitags wenig zu tun. In seinem Zentrum steht das Kreuz. Also ein Hinrichtungs- und Folterinstrument. Und dessen Botschaft hat mit moderner Wellnessreligiosität schrecklich wenig zu tun, im Gegenteil.

Schöpfer und Opfer zugleich

Die Sprachlosigkeit vieler Geistlicher ist auch deshalb so bedrückend, weil erst der Karfreitag das Christentum zum Christentum macht und dessen singuläre Stellung unter den Religionen begründet. Denn keine andere Religion liefert

ein vergleichbar starkes Bild: den gekreuzigten Gottessohn, der zugleich – und insbesondere hier – ganz Mensch ist.

Götter, das waren und sind in den meisten bekannten Religionen entweder unberechenbare Wesen, launisch, selbstgefällig und allzu menschlich. Oder sie sind wahre Himmelsfürsten, Inkarnationen des Absoluten, herrliche Schöpfer, allmächtig und allwissend.

Anders das Christentum. Hier ist Gott nicht nur der allmächtige Schöpfer, sondern zugleich Opfer, gefoltert, misshandelt, ans Kreuz genagelt. Das Gegenteil eines Himmelherrschers. Ein Bild voll Zweifel und Verzweiflung.

Doch auch das Christentum konnte den Verlockungen eines triumphalistischen Gottes-

bildes nicht lange widerstehen. Und so ist sein Aufstieg von einer kleinen jüdischen Sekte zur römischen Staatsreligion zugleich die Geschichte der Erhebung und Ästhetisierung des Gottessohnes zum antiken Himmels-Cäsaren. Ermöglicht wurde diese monarchistische Umdeutung durch die Ostererzählung. In ihr wird aus dem Gefolterten und Gemarterten der Triumphator über den Tod, der schliesslich in den Himmel entrückt wird. Der Tod wird besiegt.

Eine folgenreiche Fortschreibung des historischen Geschehens. Denn ganz nebenbei bekommt die Botschaft des Jesus von Nazareth hier eine ganz neue, süssliche Bedeutung. Der Nazarener selbst sprach lediglich davon, dass

Ohne Ostererzählung hätte es die Jünger in alle Winde zerstreut. Das Christentum wäre nie entstanden.

am Jüngsten Tag die Toten auferweckt werden. Doch auferwecken kann man nur Menschen, die in einem ganz klassischen Sinne tot sind. Von einer Seele, die unmittelbar nach dem Tod weiterlebt, spricht Jesus nicht. Diese Vorstellung wird erst durch das Ostergeschehen motiviert. Hat Jesus nicht den Tod niedergedrungen? Sind wir dann nicht alle unsterblich?

Überwindung des Todes

Der Erfolg dieser Geschichte ist religionsgeschichtlich einleuchtend und psychologisch gut nachzuvollziehen. Sie gab den Jüngern ihren Glauben zurück, eine Perspektive, die Gewissheit, sich nicht geirrt zu haben. Ihr Heiland war gar nicht tot. Die scheinbare Niederlage ein Sieg.

Ohne Ostererzählung hätte es die Jüngerschar in alle Winde zerstreut. Das Christentum wäre nie entstanden. Zugleich machte die sich nach und nach verfestigende Vorstellung, dass die Seelen der Gläubigen direkt nach ihrem Tod in den Himmel fahren, die neue Religion extrem attraktiv. Millionen Menschen im Elend bot sie eine Perspektive.

Langfristig jedoch, bis in unsere Tage, hatte diese Botschaft fatale Folgen. Das Geschehen am Karfreitag wurde zur Episode umgedeutet. Zu einem heilsgeschichtlich zwar notwendigen, letztlich aber sekundären Ereignis, dessen ganze theologische Funktion es ist, das Ostergeschehen umso heller strahlen zu lassen. Aus dem Gefolterten wurde der Himmelsherrscher. Nicht Kreuzigung und Martertod standen im Zentrum christlicher Spiritualität, sondern Auferstehung und Überwindung des Todes.

Man kann die Menschen verstehen. Insbesondere in den Jahrhunderten, in denen Leid, Gewalt und Elend zur Alltagswirklichkeit gehörten, war die Sehnsucht nach jen-

seitiger Erlösung grösser als das Bedürfnis nach existenzieller Versenkung. Und doch nahm diese religionshistorische Entwicklung dem Christentum die Spitze, noch ehe es Christentum wurde.

Irrsinn der Selbstoptimierung

Denn der Osterglaube versüßlichte die Kreuzesbotschaft. Das Christentum wurde – in den giftigen Worten Heinrich Heines – zum Eiapopeia vom Himmel umgedichtet. Aus der unnachgiebigen Kreuzesbotschaft, der radikalen Absage an menschliche Hybris und weltliche Erlösungsfantasien, wurde der kitschige Gedanke an eine heile Welt im Jenseits.

Doch der Osterglaube verdrehte den Ernst der Karfreitagsbotschaft nicht nur ins Infantile und Heidnische. Er stiftet auch die gedankliche Grundlage für die verhängnisvollen Erlösungs-ideologien, die in Gestalt säkularer Religionen das Himmelreich schon im Hier und Jetzt errichten wollten – koste es, was es wolle.

Mit Ostern kam die für antike Menschen befremdliche Botschaft in die Welt, dass die Weltgeschichte linear ist und auf eine Art Happy End zuläuft. Solang dieses Bild als Ausdruck einer göttlichen Dramaturgie verstanden wurde, konnte man ihm allenfalls vorwerfen, von den realen Problemen der Welt abzuweichen. In ihrer säkularen Form, in der sie spätestens seit der Französischen Revolution auftritt, bekam die Osterbotschaft jedoch einen totalitären Unterton. Die Idee, schon hier und jetzt das Himmelreich auf Erden zu errichten, hat in der Moderne Millionen Menschen das Leben gekostet.

Diesem österlichen Utopismus tritt die existenzielle Botschaft des Karfreitags entgegen. Zugleich markiert das Karfreitagsgeschehen religionsgeschichtlich eine Umwertung aller bis dahin gültigen religiösen Vorstellungen. Gottes Souveränität zeigt sich nicht in seiner Allmacht, sondern in seiner Ohnmacht. Und: Der Mensch kann nichts zu seiner Erlösung beitragen, weder durch Opfer noch durch gute Taten – und durch Märtyrertum schon mal gar nicht. Der Mensch, das ist die harte Botschaft des Karfreitags, kann sich nicht selbst erlösen. Das ist in Zeiten der zur Massenkultur gewordenen Selbsterlösung natürlich eine eher unpopuläre Nachricht. Denn es gehört zu



„Hoffentlich hat er nicht wieder die Preise erhöht.“

den Zwangsvorstellungen der Moderne, der Mensch könne sich selbst das Heil bringen – sei es durch die Gesellschaft, durch die Politik, durch Konsum oder durch individuelle Emanzipation.

Doch die Versuche des Menschen, sich mittels gesellschaftlicher Ordnungen zu erlösen, führten direkt in den Gulag und nach Auschwitz. Und die individuelle Selbsterlösung in den alltäglichen Irrsinn der Selbstoptimierung mittels Personal Trainer, Coach und Psychotherapeut. Diesen Selbsterlösungsfantasien stellt sich die Karfreitagsbotschaft mit allen Konsequenzen entgegen.

In diesem Sinne ist der Karfreitag tatsächlich radikal unzeitgemäss – und deshalb der wichtigste aller christlichen Feiertage. Er erinnert uns daran, dass wir immer schuldig werden und diese Schuld aus eigenem Tun nicht mehr loswerden. Und er macht uns mittels eines drastischen Bildes klar, dass unser Seelenheil, prosaischer gesprochen: unser Glück, nicht von uns abhängt, unseren Lebens- und Karriereplanungen.

Antwort in der Stille

Karfreitag ist die zum Feiertag erhobene Absage an jede Ideologie. Das Kreuz, an dem niemand anderes stirbt als der Gottessohn selbst, ist die klare Zurückweisung aller falschen Versprechen und angeblichen Wahrheiten. Die Botschaft des Karfreitags ist das Gegenteil von Gewissheit. Am Ende steht nur das eine Wort: warum?

In diesem einen Wort steckt die eigentliche Sensation des Christentums. Hier ist eine Religion, die keine Antwort gibt. Gott selbst ist ratlos. Das Elend der Welt, das Leid, die Verzweiflung – all das ist unergründlich, von bru-

Gottes Souveränität zeigt sich nicht in seiner Allmacht, sondern in seiner Ohnmacht.

taler Faktizität, aber ohne jeden Sinn. Selbst der Gottessohn weiss keine Antwort und hat nur eine Frage: warum nur, warum?

Das ist das Gegenteil von religiösem oder ideologischem Triumphalismus. Das ist unendlich weit weg von der Selbstherrlichkeit und Selbstgewissheit, mit der andere Religionen oder Ideologien gerne auftreten. Es ist diese karfreitägliche Verzweiflung, ja der Selbstzweifel des sterbenden Gottes, der das Christentum zum Christentum macht.

Als Symbol des Christentums hat sich das Kreuz durchgesetzt. Wie kein anderes Zeichen steht es für Ohnmacht, Ratlosigkeit und Verlassenheit. Gott selbst leidet und fragt, warum. Das ist die Karfreitagsbotschaft. Oder genauer: Sie liegt in der Antwort auf die verzweifelte Frage des Jesus von Nazareth – der Stille.

Die dunklen Pläne der WHO:

permanente Pandemien, Impfzwang und totale Überwachung

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

■ Lockdowns, Ausgangssperren, Kontaktverbote, Schul- und Geschäftsschließungen, Masken- und Testzwang, Quarantäne und Impfdruck – all das ist nichts gegenüber den Plänen, die die WHO noch in diesem Jahr beschließen will.

Die Gesundheitsdiktatur soll kommen!

Hinter verschlossenen Türen und vor der breiten Öffentlichkeit verborgen, werden düstere Pläne für eine globale Gesundheitsdiktatur geschmiedet. So soll die WHO fast grenzenlos neue Pandemien und damit ein »medizinisches Kriegsrecht« ausrufen und Tests, Zwangsimpfungen sowie verpflichtende Medikamenteneinnahmen anordnen können. Gleichzeitig soll ein globales Bioüberwachungssystem durch Testungen, Quarantäne und weitere Maßnahmen in Kraft treten. Ungeimpfte sollen künftig sogar als »krank« deklariert werden!

Beate Bahner, Fachanwältin für Medizinrecht und *Spiegel*-Bestseller-Autorin, beantwortet vor diesem wahrlich dystopischen Hintergrund viele brisante Fragen, wie etwa:

- Was verbirgt sich hinter dem ominösen »JITSUVAX-Projekt« und dem »Mercury-Programm« von Gates und Rockefeller?
- Welche Rolle spielen Deutschland und Lothar Wieler in den neuen WHO-Plänen?
- Werden Pandemien »gezielt« provoziert?
- Wem »gehört« und wer finanziert die WHO?
- Wer hat eigentlich ein Interesse an Pandemien und wer sind deren Profiteure?
- Weshalb soll der ganze Erdball »genomisiert« werden?
- Warum ist sogar die Massentötung von Haustieren vorgesehen?

Beate Bahner entlarvt auf der Grundlage von über 900 seriösen Quellen und Originaldokumenten weitere »Schrecken«, die die WHO plant:

- die dauerhafte Impfung aller Menschen inklusive Kindern,
- Impfungen wegen des »Klimawandels«,
- Impfstoffzulassungen in nur 100 Tagen,
- die massive Ausweitung klinischer Versuche an Menschen,



Beate Bahner:
**WHO-Pandemievertrag: Der finale Angriff
auf Ihre Freiheit – Was Sie jetzt unbedingt wissen sollten!**
gebunden • 383 Seiten • Best.-Nr. 990 500 • 22,99 €

- die Digitalisierung der gesamten Menschheit,
- die Möglichkeit der Ausrufung eines »Klima-Gesundheitsnotstandes«,
- die Abschaffung der medizinischen Selbstbestimmung,
- die Kriminalisierung von Impfkritikern und Andersdenkenden sowie vieles mehr.

Diese finsternen WHO-Pläne werden unsere Welt und unser alltägliches Leben für immer verändern. Die Hauptverantwortlichen können jedoch nicht zur Rechenschaft gezogen werden, da sie Immunität genießen. **Erfahren Sie in dieser explosiven Publikation alle Hintergründe über den größten Angriff auf unsere Freiheit und auf die Unversehrtheit unseres Körpers, den es je gegeben hat. Beate Bahner zeigt aber auch, was wir jetzt noch tun können, um das Schlimmste zu verhindern.**

»Die WHO gehört den Pharmakonzernen: korrupt bis in die Knochen.« *Transparency International*

KOPP VERLAG

Telefon (00 49) 74 72 98 06 10 • Telefax (00 49) 74 72 98 06 11 • info@kopp-verlag.de • www.kopp-verlag.de

Jetzt bestellen! Versandkostenfreie Lieferung innerhalb Europas



Der Sonne entgegen: Lisa Mazzone.



«Es Burebüebli»: Dettlings live.



Luft nach oben: Jonas Lüthy.

WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

Dettling, Fischer, Rüeegg, Umbricht Pieren, Mazzone, Süssli, Dufour, Lüthy, Müller, Leutenegger

Die Inthronisation von **Marcel Dettling** zum neuen SVP-Präsidenten an der Delegiertenversammlung am Wochenende hatte etwas von einem Familienfest. Seine Frau **Priska** reiste eigens zur Unterstützung ins bernische Langenthal, und zur Überraschung des neuen Parteichefs kamen am Schluss der Veranstaltung seine drei Kinder **Remo**, 12, **Eliane**, 10, und **Julia**, 9, auf die Bühne und gaben als Musikkapelle das Volkslied «Es Burebüebli» zum Besten. Doch damit nicht genug: Auch Dettlings Parteikollege **Beni Fischer** kam zum Anlass mit seinem Sohn **Merlin**, 5. Der dreifache Vater nimmt seinen Ältesten immer wieder an politische Events mit, auch um seine Frau etwas zu entlasten, wie er erzählt. Der Zürcher hat ein neues Amt übernommen. Fischer ist jetzt in der Volkspartei verantwortlich für die Familien- und Gesellschaftspolitik. Diesen Job hat er von der Obwaldner Nationalrätin **Monika Rüeegg** geerbt. Mit ihrer kleinen Tochter und ihrem Mann erschien auch die Berner Parlamentarierin **Nadja Umbricht Pieren**, die im Übrigen ihr zweites Kind erwartet.

Starten neue Parteipräsidenten ins Amt, ist das immer die Zeit für eine grosse Nabelschau. Die Aushängeschilder lassen die interessierte Bevölkerung wissen, was sie am liebsten essen, welche Hobbys sie betreiben oder wie sie wohnen. Bei den Amtsantritten des frischen SVP-Zampano und der Grünen-Hoffnungsträgerin **Lisa Mazzone** ist das nicht anders. Der Schwyzer Nationalrat gab dem *Boten der Urschweiz* be-

kannt, seine Leibspeise sei Spaghetti carbonara und er jasse und fahre für sein Leben gern Ski. Kein Wunder, immerhin lebt Dettling mit seiner Familie am Fusse des bekannten Skigebiets Hoch-Ybrig. Die baldige *Tätschmeisteri* der Öko-Partei, die Genferin **Lisa Mazzone**, erzählte der *Schweizer Illustrierten*, sie sei Stockwerkeigentümerin und daran, die anderen Mitbesitzer zu überzeugen, Solarpanels auf dem Dach zu installieren. Zumindest bei der Stromerzeugung ist Dettling seiner Mitbewerberin einen Schritt voraus. Der Bergbauer hat auf seinem Haus in Oberiberg schon vor einiger Zeit eine Photovoltaikanlage aufgestellt.

Die Schweizer haben das Glück, seit vielen Generationen in Frieden zu leben. Niemand von der einheimischen Bevölkerung hat persönliche Erfahrungen mit kriegerischer Gewalt gemacht. Wären diese Menschen bereit, im äussersten Fall ihr Land zu verteidigen – so, wie ihre Vorfahren bei den Konflikten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Der Chef der Schweizer Armee **Thomas Süssli** ist überzeugt davon: «Ja, unsere Soldaten wären bereit, sich gegen einen Angreifer zu wehren», sagt der Korpskommandant im Gespräch mit der *Weltwoche* in der Kaserne in Thun, die nach dem Befehlshaber der eidgenössischen Truppen im Sonderbundkrieg – **Guillaume Henri Dufour** – benannt ist. Der hohe Offizier erzählt, dass er immer wieder Zuschriften von Auslandschweizern erhalte. Diese würden ihm versichern, dass sie im Falle eines Angriffs auf

die Schweiz in ihr Heimatland zurückkehren würden, um als Soldaten mitzuhelfen, einen Aggressor in die Flucht zu schlagen. Er erwähnt auch den Besuch mit ausländischen Verteidigungsattachés in einer Rekrutenschule, bei welchem ein ganzer Zug mit einem überzeugten Ja geantwortet habe, als die Rekruten gefragt wurden, ob sie bereit seien, die Schweiz militärisch zu verteidigen.

Mit profaneren Dingen beschäftigen sich im Moment die Jungfreisinnigen. Die Gruppierung leckt immer noch die Wunden nach ihrem Fiasko mit der Renteninitiative. Nur gerade 25 Prozent der Wähler unterstützten am 3. März ihr Prestigeprojekt, mit dem das Pensionsalter hinaufgesetzt werden sollte. «Das liberale Lager muss unbedingt besser darin werden, Kampagnen zu führen. Insbesondere die jungen Menschen in der Schweiz müssen wieder verstehen, weshalb freisinnige Politik letztlich für alle gewinnbringend ist», analysiert **Jonas Lüthy** wohl nicht zu Unrecht. Der Präsident der Basler Sektion ist der neue Chef der Schweizer Nachwuchsriege der FDP. Lüthy beerbt damit **Matthias Müller**, der die Jungfreisinnigen nach vier Jahren an der Spitze verlässt. Der Zürcher rechnet sich Chancen darauf aus, bald in den Nationalrat nachzurücken – er ist erster Ersatzmann. Im Moment verdient er sich als Vizepräsident der FDP Kanton Zürich die Sporen ab und lernt das Handwerk vom Präsidenten und Zürcher Stadtrat **Filippo Leutenegger** persönlich.

Schuhmacher der Nation

Zwei Ostschweizer revolutionieren die Schweizer Schuhindustrie. Der mutige Plan: Mit einem erlebnisbasierten Beratungskonzept wollen Karl Müller junior und Claudio Minder gesundheitsbewusste Menschen in ihre Geschäfte locken. Durch den wachsenden Absatz ihrer Gesundheitsschuhe soll so die Schuhproduktion in der Ostschweiz angekurbelt werden.

Michael Baumann

Beim Generationenwechsel in einem Familienunternehmen prallen vielfach verschiedene Vorstellungen und Einstellungen aufeinander. Diese spezielle Konstellation kann sowohl eine Chance sein, aber auch ein Risiko darstellen. Im Fall der Kybun-Joya-Gruppe spielen auch noch andere Faktoren eine Rolle. Sie ist aus der Fusion zweier Unternehmen entstanden, die vorher in der Gesundheitsschuhbranche in Konkurrenz zueinander standen: Kybun wurde von Karl Müller senior gegründet, der selbst jahrelang von Schmerzen am Bewegungsapparat geplagt war, Joya hingegen von seinem Sohn Karl Müller junior und Claudio Minder. Nach der Fusion im Mai 2022 zog sich der Vater aus der gemeinsamen Firma zurück und übergab die Leitung des Familienunternehmens an die nächste Generation weiter.

Elastisch-federnde Luftkissensohlen

Die Stabübergabe bei der Kybun-Joya-Gruppe mit Sitz in Roggwil TG war ein längerer Prozess: «Operativ haben Karl junior und ich die Leitung übernommen, während uns Karl senior mit seiner grossen Erfahrung beratend zur Seite stand», sagt Claudio Minder. Markus Bartholet, der langjährige Geschäftspartner von Karl Müller senior, komplettiert das Leitungsgremium und führt heute die Entwicklung und Produktion der gesamten Gruppe. Diese beiden waren es auch, die den weltweit einzigartigen Roboter konstruierten, mit dem in Sennwald SG die berühmten elastisch-federnden Luftkissensohlen der Kybun-Schuhe hergestellt werden. «Die Herausforderung bestand darin, ein Material zu entwickeln, das einerseits weich genug ist, damit die Ferse tief einsinken kann und trotzdem stark zurückfedert. Diese Eigenschaften widersprechen sich in der Physik. Das Finden des optimalen Gleichgewichts zwischen Weichheit und Rückfederung stellte deshalb eine bedeutende Hürde dar, dessen Erstentwicklung fünf Jahre gedauert hat», erklärt Karl Müller junior.

Basierend auf dieser patentierten Technologie, wurden verschiedene Kategorien entwickelt und initiiert durch Kundenbedürfnisse.

Von Schuhen mit extremer Federung über Schuhe, die das natürliche Abrollen des Fusses unterstützen, bis hin zu Schuhen für sensomotorische Einlagen. «Das Kernmerkmal ist, dass wir unseren Kunden eine gesundheitsfördernde Lösung anbieten. Nur so haben wir eine Existenzberechtigung. Es gibt Tausende Schuhanbieter auf dem hartumkämpften Markt, von denen viele für sich in Anspruch nehmen, dass sie die besten sind. Unsere Marken Kybun und Joya existieren nur, weil unsere Versprechen an unsere Kunden wirklich funktionieren», sagt Müller.

«Für unsere Kunden ist es nicht immer einfach, unsere zwei Marken Kybun und Joya auseinanderzuhalten», erklärt Karl Müller. Kybun steht, mit dem Produktionsstandort in der Ostschweiz, in erster Linie für Swisness, neue Modelle erscheinen nicht im Rahmen von klassischen saisonalen Kollektionen. Mit Kybun kann man sich schmerzfrei bewegen, Arthrose behandeln und Operationen teilweise gar verhindern. Joya hingegen lanciert saisonale Kollektionen, produziert diese in Fernost und legt dabei Wert auf ein jüngeres Design. Joya richtet sich an eine Kundschaft, die den Fokus auf gesunden Lifestyle und Prävention legt. Karl Müller: «Durch eine unterschiedliche Positionierung stellen wir sicher, dass sich unsere Marken aus dem gleichen Haus nicht

konkurrenzieren und wir an unserer Vision festhalten können.»

Die übergeordnete Vision der Kybun-Joya-Gruppe fasst Minder so zusammen: «Mit unseren Schuhen sollen sich Menschen gesund bewegen können und Freude am Gehen und Stehen haben.»

Rettung von Kandahar

Die Fusion der beiden Firmen ist nach Einschätzung von Karl Müller sehr gut über die Bühne gegangen. «Wenn man alle Tochtergesellschaften in der Produktion und im Vertrieb der beiden Marken berücksichtigt, dann mussten wir insgesamt 23 Firmen unter einem Dach zusammenfassen», blickt er zurück. Ausserdem galt es, zwei Teams mit unterschiedlichen Unternehmenskulturen im Firmensitz in Roggwil zu vereinen. In diese turbulente Zeit fiel auch noch die Übernahme und Integration der Marke Kandahar, die 1932 in Mürren BE gegründet wurde und auf warme und rutschfeste Winterschuhe spezialisiert ist. Indem die Produktion der Kandahar-Schuhe nach Sennwald verlegt wurde, lässt sich die dortige Fabrik für die Wintermonate besser auslasten – und die Berner Oberländer Traditionsmarke existiert weiter.

Ohne die Retter aus der Ostschweiz würde es Kandahar möglicherweise nicht mehr geben; oder die Firma wäre in ausländische Hände übergegangen. «Meine Grossmutter hat die Fellschuhe mit dem mittigen Reissverschluss jeden Winter getragen, als sie in Parpan GR mit uns Kindern Milch beim Bauern holen ging. Dieses Erinnerungsbild ist der Grund, um die nächsten zwanzig Jahre in den Markenaufbau und die Produktentwicklung zu investieren», sagt Karl Müller. Die Marke Kandahar wird ausschliesslich über den selektiven Fachhandel vertrieben, der den Beratungsansprüchen gerecht wird und die Vorzüge vom Schweizer Schuhhandwerk transportieren kann. Insgesamt arbeiten heute über 200 Personen bei der Kybun-Joya-Gruppe, pro Jahr werden rund 400 000 Paar Schuhe produziert.

Kybun und Joya, zwei führende Marken im Bereich Gesundheitsschuhe, haben sich 2022 zusammengeschlossen, um das Gehen und Stehen zu revolutionieren. Die junge Führungscrew um Karl Müller junior und Claudio Minder verfolgt das Ziel, mit Schuhen Schmerzen zu lindern, Prävention zu betreiben und damit gleichzeitig auch die Schuhproduktion am Standort Schweiz zu sichern. (mb)



«Freude am Gehen und Stehen»: Claudio Minder (l.) und Karl Müller junior.

Pionier für Medical Retail

Entgegen dem Trend setzt die Kybun-Joya-Gruppe als wichtigsten Verkaufskanal nicht etwa auf den Online-Verkauf, sondern auf stationäre Geschäfte. «Während der Pandemie haben wir bemerkt, dass das Bedürfnis nach persönlicher Beratung sehr gross ist und auch danach nicht abgenommen hat», sagt Claudio Minder. Vor allem bei Gesundheitsschuhen sei die individuelle Beratung sowie eine Fuss- und Gang-Analyse durch eine Fachperson sehr wichtig, damit man auch den richtigen Schuh erhalte. «Im Medical Retail, also in Geschäften, die medizinische Lösungen im Angebot haben, können wir den Kunden einen Mehrwert bieten, den sie online nicht haben.» Und man könne verschiedene Modelle und Sohlenkonstruktionen direkt miteinander vergleichen. Gleichwohl ist es möglich, die Kybun- und Joya-Schuhe auch im Internet zu bestellen. Rund 15 Prozent des Umsatzes werden über diesen Kanal erwirtschaftet.

Viele Kunden finden den Weg zudem durch Mund-zu-Mund-Propaganda in die Geschäfte oder auch wegen der Gesundheitsvideos von Karl Müller senior, der regelmässig seine Expertise und sein Know-how über soziale Medien weitergibt. Gegenwärtig gibt es weltweit 67 Kybun-Joya-Shops und rund 1400 Verkaufsf-

stellen, wo man die Schuhe von Kybun und Joya kaufen kann. «Dabei handelt es sich um neue Shops oder um bestehende Geschäfte, die bereits vor der Fusion von einer der beiden Marken betrieben wurden», sagt Minder.

Die Schuhmacher verfolgen den Ansatz, Gesundheit, Prävention und Schmerzlinderung zu verschaffen.

Zum Beispiel in Rom, Madrid, Prag, London, Zürich oder Kuwait City ist Kybun-Joya schon vertreten. Gerade auch im arabischen Raum hat Kybun-Joya die Expansionsanstrengungen intensiviert, sind doch die speziell für Muslime hergestellten Sandalen Verkaufsschlager und wichtige Pfeiler der Angebotspalette.

100 Kybun-Joya-Shops bis Ende 2025

Bis Ende 2025 sollen weitere 33 Shops dazukommen, auch im Tessin und weitere in der Westschweiz. «In diesen beiden Landesregionen sind wir im Moment noch untervertreten», gibt sich Karl Müller kritisch. Die Suche nach den richtigen Mitarbeitenden verlangsamt die Expansion in der Schweiz. Die Erwartungen an das Verkaufspersonal sind

hoch, dieses sollte auf dem Wissensstand eines Physiotherapeuten sein. Dazu kommt das verkäuferische Flair sowie das Administrative. «Vorerst werden neue Shops in Deutschland eröffnet, weil die finanzielle Fallhöhe im EU-Raum tiefer ist als in der Schweiz.» Noch vor dem Sommer kommen laut Müller weitere Partner in Singapur, Budapest und Tokio dazu, die Nachfrage floriert: «Letzte Woche war zum Beispiel ein begeisterter Endkunde bei uns im Büro, der einen Kybun-Joya-Shop in Bagdad eröffnen möchte.»

Selbst betreibt die Kybun-Joya-Gruppe fünf eigene Shops in der Schweiz und neunzehn im Ausland; beim Rest kommt das auf Partnerschaft basierende Franchisesystem zur Anwendung. «Damit haben wir bisher gute Erfahrungen gemacht. Denn die Expansion soll nicht überstürzt vonstattengehen, sind wird doch ein Familienunternehmen und zu 100 Prozent eigenfinanziert», sagt Claudio Minder.

Mit den Kybun- und Joya-Schuhen verfolgen die Schuhmacher der Nation den klaren Ansatz, ihren Kunden Gesundheit, Prävention und Schmerzlinderung zu verschaffen und ihre Vision der gesunden Schuhe in die Welt hinauszutragen. So soll möglichst vielen Menschen Zugang zu ihren Schuhen ermöglicht werden.

MÖRGELI

Köcherfliegen und Weisswasserlärm

Viele Jahrzehnte ist die Schweiz mit ihrem Mix von Kern- und Wasserkraft bestens gefahren. Der Strom war billig, sauber, sicher und in genügendem Ausmass vorhanden. Dann wurde Doris Leuthard Energieverantwortliche und setzte den «Atomausstieg» durch. Doch ihre Seifenblasen, man könne die so entstandene Stromlücke mit Sparmassnahmen und erneuerbaren Energien schliessen, zerplatzten an der Wirklichkeit.

Beim neuen Stromgesetz streiten Glaubwürdige gegen Unglaubwürdige. Glaubwürdig sind jene, die sich gegen die Verschandelung unserer einzigartigen Landschaft mit Riesenkolossen von Windturbinen oder gleissenden Solarfelder wehren. Glaubwürdig sind Bergdörfer wie Savognin oder Oberiberg, die der Heimat Sorge tragen und sich für ein paar Kollektoren nicht kaufen lassen. Unglaubwürdig ist die Umweltschutzorganisation Aqua Viva, die gegen den Ausbau der effizienten Wasserkraft ankämpft.

Im Gebiet, wo der Trift-Stausee zwecks Energiegewinnung gebaut werden soll, seien die seltenen Köcherfliegen in Gefahr. So begründen die Gegner von Aqua Viva ihren Artenschutzalarm, während Radio SRF eben noch titelte: «An der Limmat in der Stadt Zürich gibt es momentan eine regelrechte Invasion von sogenannten Köcherfliegen. Gefährlich sind sie nicht – aber lästig.» Aqua Viva wird präsiert von SP-Nationalrätin Martina Munz. Sie behauptet laut NZZ, das neue Stauwehr würde die «typische Geräuschkulisse» mit «stark rauschendem und sprudelndem Weisswasser» beeinträchtigen.

Haben sich diese Umweltaktivisten auch schon gefragt, wie die hunderttausend Zuwanderer unsere «Geräuschkulisse» beeinträchtigen, die jedes Jahr zusätzlich unser Land bevölkern? Etwa durch die aufheulende Geräuschkulisse durch Zuwanderer aus dem Kosovo mit ihren getunten Autos? Oder die nächtlichen Trommelgeräusche der zugewanderten Afrikaner und Südamerikaner in unseren Parks und Promenaden? Oder die Pausenplatzgeräusche der extrovertierten Schuljugend aus dem Maghreb und dem Mittleren Osten? Die meisten Immigranten bringen wenig mit – garantiert aber immer einen Koffer voll Lärm.

Christoph Mörgeli

Urteil über die Zukunft des Journalismus

Der britische High Court hat sich noch nicht getraut, über das Schicksal von Julian Assange zu entscheiden.

Stefan Millius

Ist es Spionage, wenn man geheime Dokumente publiziert und so staatliches Fehlverhalten aufdeckt? Oder ist das die Aktion eines Whistleblowers, die sonst gern hochgehalten und geschützt wird? In Grossbritannien steht gerade die Zukunft des investigativen Journalismus auf dem Spiel – und dieses geht in eine nächste Runde.

Ob Julian Assange, Gründer der Enthüllungsplattform Wikileaks, an die USA ausgeliefert wird, sollte diese Woche entschieden werden. Der zuständige High Court in London hat das Urteil nun auf den 20. Mai vertagt. Innerhalb von drei Wochen müsste die Regierung der USA zunächst Garantien liefern, die sicherstellen, dass Assange dort ein faires Verfahren erwartet. Der Prozess solle unter dem Schutz der Gesetze zur Meinungsfreiheit stehen, der Australier dürfe nicht als Ausländer unter Vorverurteilung leiden – und die Todesstrafe müsse ausgeschlossen sein.

Amerika ist auf Rache aus

Es ist ein zwiespältiger Zwischenschritt für Julian Assange. Seit 2012 lebt er faktisch eingesperrt, zunächst in der Botschaft von Ecuador in London, seit 2019 in britischer Haft. Mit dem jüngsten Urteil hat die drohende Auslieferung in die USA einen Aufschub erhalten. Einige Medien bezeichnen das als «Teilerfolg», zumal Assanges Berufungsantrag damit noch nicht vom Tisch ist.

Man kann die weitere Verzögerung aber auch so interpretieren, dass Grossbritannien durchaus willens ist, ihn abzuschieben, und nur der Etikette halber einige Bedingungen dafür stellt. Selbst wenn die USA die geforderten Garantien erteilen, ist ein fairer Prozess für Assange schwer vorstellbar. Amerika ist auf Rache aus, wenn es um Wikileaks geht. Die Behörden haben sich darauf geeinigt, dass Assanges Publikationen als Akt der Spionage zu werten sind. Für sie ist er ein Feind aus dem Ausland. Geht es um ihre innere Sicherheit, kennen die USA kein Pardon.

In der Tat hat Wikileaks dem Land Schaden bereitet. Allerdings nicht durch die Verbreitung von Fake News, sondern mit der Offenlegung

wahrer Ereignisse. Die Enttarnung des in vielen Fällen stossenden Vorgehens des US-Militärs im Irak und in Afghanistan war für die USA peinlich und ihrem Image abträglich. Nun soll der Überbringer der schlechten Botschaft bestraft werden – und nicht deren Verursacher.

Dass am 20. Mai ein Urteil nicht nur über Julian Assange, sondern über die Zukunft des Journalismus fallen wird, ist keine Übertreibung. Sollte er an die USA ausgeliefert werden, ist klar, dass Grossbritannien das Aufdecken von staatlichen Missständen nicht als schützenswert ansieht. Der High Court steht damit vor einer unangenehmen Aufgabe, was wohl auch die Verschiebung der Entscheidung erklärt. Verärgern die Briten ihren transatlantischen Partner, indem sie diesem seine «Beute» vor-enthalten? Oder opfern sie den Aufdecker von massivem staatlichem Fehlverhalten für diplomatische Zwecke?



SVP unter Strom: Der Sieger heisst Rösti

Baume-Schneider hat den Ernst der Lage im Gesundheitswesen noch nicht begriffen.



Am 9. Juni stimmt die Schweiz über drei Vorlagen ab. Erstens soll niemand mehr als 10 Prozent seines verfügbaren Einkommens für Krankenkassenprämien ausgeben müssen. So wie es die SP will. Zweitens müssen wir endlich die Akteure des Gesundheitswesens zwingen, die Kosten nicht mehr schneller steigen zu lassen als das Bruttoinlandsprodukt. So wie es die CVP will. Drittens soll der Bund subito mehr machen für den Zubau erneuerbarer Energien in der Schweiz. So wie es die Mehrheit des Parlamentes will. Und so wie das die EU schon länger macht.

Das mehr als sinnvolle Rahmenabkommen mit der EU wird keine dieser drei Vorlagen betreffen. Trotzdem geben unsere Anti-EU-Turbos Vollgas im Leerlauf. Der Tenor: Ein Ja zum Rahmenabkommen bedeute die Aufgabe der Souveränität und der direkten Demokratie. *Chabis*. Niemand in Europa interessiert sich dafür, ob wir das Gesundheitswesen sozialer finanzieren oder nicht. Niemand hat etwas dagegen, wenn wir das Wachstum der Kosten dämpfen und mehr für erneuerbare Energien tun.

Seit dem ebenfalls EU-kompatiblen Ja zur 13. AHV-Rente sind die Rechten aus dem Gleichgewicht geraten. Allen voran Markus Somm, das ultrarechte U-Boot der SVP in den Reihen des Freisinns. Seine Kommentare entfernen sich immer weiter von der Realität: So rühmte er in der letzten *Sonntagszeitung* den neuen SVP-Präsidenten Marcel Dettling, dieser wage es, sich gegen «die immer gefrässigeren, aufdringlicheren Bürokratie» zu wehren.

Die Wahrheit: Niemand in der Schweiz ist gefrässiger als die Bauern. Sie kassieren pro Jahr di-

rekte und indirekte Subventionen von acht Milliarden Franken. Allein Bauer Dettling wird von den Steuerzahlern und den Konsumenten mit 120 000 Franken pro Jahr unterstützt.

Die Delegiertenversammlung der SVP war mit erdrückender Mehrheit gegen die 13. AHV-Rente. Die SVP-Basis stimmte mehrheitlich dafür. Die Delegierten der SVP waren einstimmig für die Erhöhung des Rentenalters, so wie dies die Jung-

Die Annahme der beiden Initiativen am 9. Juni wäre für Baume-Schneider Weihnachten und Ostern zugleich.

freisinnigen forderten. Mehr als 65 Prozent der SVP-Wählerinnen und -Wähler waren dagegen.

Der neue Parteivorstand der SVP ist die von Herrliberg aus gesteuerte Prätorianergarde des SVP-Basta-Königs Marcel Dettling. Sein Vorstand empfahl den Delegierten einstimmig, das neue Stromgesetz zu kippen und somit Albert Rösti die Beine abzusägen.

Dieser liess sich das nicht gefallen. Und setzte sich zur Wehr. Er machte im Kampf gegen den einstimmigen Herrliberger Parteivorstand stolze 147 Stimmen. Für mich heisst der Sieger der SVP-Delegiertenversammlung Albert Rösti.

Alle Freunde der Umwelt müssen jetzt den möglichen Erfolg der Querfront von Magdalena Martullo-Blocher und Vera Weber verhindern. Wie? Das auch im Winter offene, wunderschöne Hotel «Giessbach» verfügt über eine Elektrodirektheizung. Man müsste diese Todsünde durch dezentrale Wärmepumpen ersetzen. Dank Subventionen, wie dies das Stromgesetz vorsieht.

Themenwechsel. Die 13. AHV-Rente ist ein Geschenk des Himmels für Elisabeth Baume-Schneider. Die Annahme der beiden Initiativen von SP und CVP am 9. Juni wäre für sie Weihnachten und Ostern zugleich. Die totale Blockade der Ära Alain Berset wäre Vergangenheit.

Die Krankenkassen-Initiative ist vergleichbar gut unterwegs wie zum gleichen Zeitpunkt die «13. AHV»-Initiative. Die SP-Bundesrätin müsste in Sachen Finanzierung der 13. AHV-Rente eine breite Auslegeordnung machen.

Die grosse Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer möchte zur Finanzierung den Finanzplatz zur Kasse bitten. Und bei den Militärausgaben sparen. Falls die Finanztransaktionssteuer noch nicht möglich ist, müsste die Nationalbank aufhören, die Banken zu finanzieren.

Spannend ist die Idee von Paul Rechsteiner, die Lohnprozente bei anderen Sozialwerken zu senken, um so die 13. AHV-Rente mitzufinanzieren.

Verständlich der Vorschlag der Unternehmerin Jacqueline Badran, die weniger Lohnprozente für die zweite Säule fordert.

Hilfreich der Hinweis von Daniel Lampart, dass Gemeinden und Kantone dank der 13. AHV 700 Millionen mehr Steuern einnehmen, die man abschöpfen könnte und müsste.

Stattdessen wird Baume-Schneider – wenn nicht alle Anzeichen trügen – liefern, was Thierry Burkart fordert: höhere Mehrwertsteuern, eine höhere TVA. «Tout va augmenter», wie die Welschen sagen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Alain Berset auf dem Weg zur ganz grossen Bühne

Bundesrat will Generalsekretär werden – und findet unerwartete Unterstützung: Die SVP unterstützt den einstigen Lieblingsgegner bei seiner Kandidatur für den Europarat-Vorsitz. Sie sieht in ihm ein Bollwerk gegen die EU- und Nato-Turbos. Zu Recht?

Rafael Lutz



Phänomen Berset, Phänomen Schweiz.

Alain Berset war gerade einmal 51 Jahre alt, als er 2023 seinen Rücktritt als SP-Bundesrat verkündete. Politisch hatte der Sozialdemokrat in der Schweiz alles erreicht. Mit Anfang dr Auch gegen Pfister eissig wurde er Ständerat, mit Ende dreissig Bundesrat, wo er bis 2023 Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern war. Da kann ihm kaum einer das Wasser reichen. Doch Berset wäre nicht Berset, wenn er nicht stets noch nach Höherem streben würde. Zu Beginn des Jahres gab der Freiburger bekannt, dass er mit dem Amt des Europarat-Generalsekretärs liebäugelt.

Alfred Heer als Verbündeter

Die erste Hürde hat er am Montag genommen. Das Ministerkomitee des Europarats empfiehlt Berset zur Wahl. Der SP-Mann steht gemeinsam mit dem estnischen Sozialdemokraten Indrek Saar, dem ehemaligen Kulturminister seines Landes, und dem belgischen Liberalen Didier Reynnders, dem gegenwärtigen EU-Justizkommissar, auf dem Ticket. Von den drei Kandidaten erhielt Berset am meisten Stimmen, vor Saar und Reynnders. Die politische Schweiz ist begeistert: Von links bis rechts hofft man nun, dass Berset sich bei den kommenden Wahlen durchsetzen wird. Damit könnte die Schweiz zum ersten Mal einen Europarat-Generalsekretär stellen.

Das Phänomen Berset ist auch ein Phänomen Schweiz: Einige der Politiker, die sich nun über Berts Erfolg freuen, zählten bis vor kurzem noch zu seinen schärfsten Gegnern. Darunter Mitglieder der SVP. Von den Anfängen bis zum Ende seiner Polit-Karriere hat der Freiburger Ex-Bundesrat den Groll der Volkspartei auf sich gezogen. Beginnend mit der Abwahl von Christoph Blocher 2007, bei welcher der Freiburger Parlamentarier eine nicht unwesentliche Rolle spielte, bis zu den Corona-Leaks: Immer wieder verkörperte Berset das Feindbild der rechten Partei.

Doch seit der Sozialdemokrat seine Kandidatur bekanntgegeben hat, sind einstige politische Allianzen plötzlich obsolet geworden. Aus politischen Feinden sind Unterstützer geworden. Bestes Beispiel ist Nationalrat Alfred Heer. Der SVP-Mann ist längst einer der wich-

tigsten Verbündeten von Berset. Heer, der seit Januar 2024 Präsident der Schweizer Europaratsdelegation ist, war einer der ersten Politiker, die der Ex-Bundesrat auf seinem Weg in Richtung Generalsekretär zu gewinnen versuchte. Seine Unterstützung ist für Berset zentral.

Nach den Enthüllungen der Corona-Leaks Anfang 2023 war das anders. Damals forderte Heer Berts Rücktritt. Heute kritisiert er Berts Gegner als «Nestbeschmutzer». Ihr Fett abbekommen haben die Mitte-Politiker Gerhard Pfister und Marianne Binder-Keller. Beide kritisierten Berset wiederholt wegen seiner Äusserungen zum Ukraine-Krieg im Frühjahr 2023. Der Sozialdemokrat beklagte damals gegenüber der NZZ «in gewissen Kreisen einen Kriegsrausch»

SVP-Büchel: «Ich hoffe, dass er seine Position nutzen wird, um sich für diplomatische Lösungen einzusetzen.»

und traf damit insbesondere bei denjenigen einen Nerv, die für mehr Unterstützung für Kiew weibelten. Mitte-Präsident Pfister als auch Binder-Keller, die Vizepräsidentin der Schweizer Delegation im Europarat ist, haben sich nach dem russischen Angriff 2022 für Waffenlieferungen an die Ukraine ausgesprochen.

Heer, der gegen Waffenlieferungen an die Ukraine ist, stellte die Frage, ob Binder-Keller in ihrer Funktion als Vizepräsidentin der Schweizer Delegation im Europarat noch tragbar sei. Dafür hat die Mitte-Ständerätin kein Verständnis. «Der Zweck der Attacke ist mir schleierhaft. Aber Alfred Heer muss selber wissen, was er für Berset mit dieser Polemik erzielen will.» Berts Ukraine-Aussagen zu thematisieren, sei noch keine Aussage gegen dessen Kandidatur. «Das Wort lasse ich mir sicher nicht verbieten. Schon gar nicht über Dinge, die ja öffentlich sind.»

Ohne Kiew-Solidarität keine Chance

Angesprochen auf seine Berset-Kehrtwende, entgegnete Heer: «Er ist ja nicht mehr Bundesrat, jetzt geht es um den Europarat, und hier ist er eindeutig am besten qualifiziert.» Er wolle keinen ehemaligen belgischen Verteidigungsminister und heutigen EU-Kommissar wie Didier Reynders.

In der Schweizer Europaratsdelegation ist man sich einig: Nach der jetzigen Generalsekretärin Marija Pejcinovic Buric, die aus dem EU-Land Kroatien stammt, braucht es wieder einen Nicht-EU-Generalsekretär, wie es turnusgemäss vorgesehen ist. «Ein Generalsekretär aus einem Nicht-EU-Land wäre wichtig», sagt auch FDP-Fraktionschef und Europaratsmitglied Damien Cottier. Dies auch deshalb, um die Dominanz der EU-Staaten im Europarat etwas einzudämmen. Möglich ist, dass Cottier sich genauso wie die SVP-Mitglieder mit seiner Berset-Unterstützung gegen die Mehrheitsposition in der eige-

nen Fraktion stellen wird. Wie sie gehört der FDP-Nationalrat der «Allianz der Liberalen und Demokraten für Europa» an, die sich vermutlich hinter den belgischen Kandidaten stellen wird. «Bei der Unterstützung Berts steht die Schweiz im Vordergrund. Mein parteipolitischer Hintergrund ist hier zweitrangig.»

Dass das Schweizer «animal politique» in einer solch aussichtsreichen Position ist, dürfte auch mit der Person von Claude Wild zusammenhängen. Der ehemalige Schweizer Botschafter in Kiew und heutige ständige Vertreter der Schweiz im Europarat machte sich im Ministerkomitee zuletzt für Berset stark und warb in Strassburg für den Schweizer. Dabei legte Wild besonderen Wert auf Berts Verständnis für die Ukraine. Er betonte, dass Berset 2023 dreimal den ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj getroffen habe. Ein Blick auf Berts Kampagne verdeutlicht, dass er seine Ukraine-Positionen von 2023 geändert zu haben scheint.

Ständerätin Binder-Keller, die mit Berset ein klärendes Gespräch geführt hat, sagt heute: «Der Ex-Bundesrat steht auf der Seite Kiews. Er hat eine grosse Sensibilität für die Ukraine.» Cottier betont: «Berset hat seine Aussage vom Frühjahr 2023 präzisiert und im Kontext erklärt. Er verurteilt den illegalen Angriff auf die Ukraine klar – genauso wie der Bundesrat und der Europarat.» Roland Rino Büchel, SVP-Nationalrat, Europaratsmitglied und Berset-Unterstützer wie Parteikollege Heer, sagt es so: «Berset weiss ganz genau: Ohne Kiew-Solidarität hat er keine Chancen, gewählt zu werden.» Die Frage laute deshalb, was er als potenzieller Generalsekretär machen werde. Büchel: «Ich hoffe, dass er seine Position nutzen wird, um sich für diplomatische Lösungen einzusetzen. Derzeit wird im Europarat zu viel Öl ins Feuer gegossen.»

Auch in Berts Wahlbroschüre ist die Ukraine zentral. Der Alt-Bundesrat fordert darin den Europarat «zur Unterstützung der Ukraine und ihrer Bevölkerung» auf und sei «entschlossen», die «in Reykjavik eingegangenen Verpflichtungen in die Tat umzusetzen». Gemeint ist der Reykjavik Summit vom Mai 2023, an dem Berset auch teilnahm. Dort einigten sich die 46 Europaratsstaaten darauf, Russland für seinen «Angriffskrieg gegen die Ukraine» zu bestrafen und ein «Register» für die «verursachten Schäden» einzurichten. 2022 hat der Europarat gar Russland ausgeschlossen.

Die Parlamentarische Versammlung des Rats wird am 25. Juni in geheimer Wahl den nächsten Generalsekretär wählen. Für Berset, der gegenwärtig quer durch Europa reist, um für seine Kandidatur zu werben, gilt es, bis dann die Fraktionen von seiner Kandidatur zu überzeugen. Der Posten an der Spitze der Organisation, die bekannt ist als Hüterin der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK), bietet einen Jahreslohn von über 300 000 Franken. Berset kandidiert mit offizieller Unterstützung des

Aussendepartements (EDA). Die Sektion Kandidaturen der Uno-Abteilung ist eine Abteilung im EDA. Sie koordiniert das Ganze, das bisher 6650 Franken gekostet hat. Die Rede ist von Reise- und Übernachtungskosten. Berücksichtigt man jedoch all die Arbeitsstunden, die EDA-Mitarbeiter gegenwärtig in die Berset-Kampagne stecken, dürften die Kosten um ein Vielfaches höher liegen. Details gibt das EDA keine preis.

Hoffnung in Strassburg

Europaratsmitglied Büchel sieht Berts Wahlchancen intakt. «Ich rechne damit, dass er auf den Grossteil der Stimmen der Europaratsmitglieder der neunzehn Nicht-EU-Staaten zählen kann.» Berts Konkurrenten, die beide aus EU-Ländern stammen, dürften auch in einigen EU-Staaten einen schwierigen Stand haben. «Die liberalen und sozialdemokratischen Kräfte, in denen EU- und Nato-Anhänger tonangebend sind, bekommen auch in den EU-Staaten von links- und rechtsaus immer mehr Gegenwind zu spüren.» Dies zumindest ist die Hoffnung, die Schweizer Politiker in Strassburg haben. Darunter Alfred Heer, der sich gegenwärtig am lautesten für Berset ins Zeug legt und überzeugt ist, dass der Ex-Bundesrat seinen Job mit «diplomatischem Geschick» ausüben würde.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?



Bestellen:
[www.vzch.com/
checkliste](http://www.vzch.com/checkliste)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ VermögensZentrum zahlt sich aus. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und verpflichtet Sie zu nichts.

www.vermoegenszentrum.ch



Staat gegen Privat

Bund und Kantone drängen private Berufsberater aus dem Markt.
Ein Lehrbuchbeispiel für unlauteren Wettbewerb.

Philipp Gut

Die Schweiz – ein schlanker Staat? Das war einmal. In den letzten Jahrzehnten wächst der Staat ungehemmt. Die Sozialausgaben explodieren, ebenso die Asylkosten und weitere schwergewichtige Budgetposten. In der Corona-Zeit mit ihren rekordverdächtigen Defiziten wurden die Schleusen noch stärker geöffnet. Spätestens seither macht es den Anschein, dass Bundesrat und Parlament das Steuergeld, das ja nicht ihr Geld ist, mit vollen Händen verteilen und umverteilen. Das Wuchern des Staates zeigt sich aber nicht nur bei den Ausgaben. Er masst sich auch immer mehr Aufgaben an – und er dringt in Märkte vor, in denen er nichts zu suchen hat. Dort konkurriert er private Unternehmen, oft in einem unfairen Wettbewerb.

«Es geht ans Eingemachte»

Die Post oder die Bernischen Kraftwerke (BKW), die reihum auch jenseits ihres Kernauftrags Firmen aufkaufen und allerlei Dienstleistungen anbieten, sind bekannte Beispiele dafür. Mit ihrer schieren Marktmacht und dem Steuerzahler im Rücken, der notfalls für strategische und operative Fehler geradestehen muss, machen sie insbesondere dem Gewerbe und kleinen und mittleren Unternehmen das Leben schwer.

Im Schatten des schlagzeilenträchtigen Gelben Riesen und anderer staatlicher oder staatsnaher Giganten spielt sich derzeit ein kleines Drama ab, für das der Staat direkt verantwortlich ist – auf Kosten privater Unternehmen, die durch die übermächtige Konkurrenz teilweise gar um ihr Überleben kämpfen. Die Rede ist von der Branche der Berufsberatung, die exemplarisch erlebt, was passiert, wenn sich der Staat mit unfairen Mitteln breitmacht.

Um den Fall zu verstehen, muss man die Vorgeschichte kennen: In der Berufs- und Laufbahnberatung arbeiteten der Staat und private Anbieter jahrzehntelang ergänzend und gut zusammen. Bis 2002 war auf staatlicher Seite der Bund dafür zuständig. Seither ist die Macht der Kantone gestärkt worden. Im Jahr 2018 haben Bund und Kantone dann gemeinsam eine so-

genannte nationale Strategie «Berufsbildung 2030» ausgerufen, welche die Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung umfasst. Dahinter steht als starker Player primär die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektorinnen und -direktoren (EDK).

Das Problem und, wenn man so will, der

Der Staat masst sich immer mehr Aufgaben an und dringt in Märkte vor, in denen er nichts zu suchen hat.

eigentliche staats- und wettbewerbspolitische Skandal dieser nationalen Strategie ist nun, dass die privaten Berufsberater davon praktisch vollständig ausgeschlossen sind. Der Staat ist drauf und dran, im Markt der Berufsberatung, bei dem die Privaten bisher eine wichtige Rolle gespielt haben, ohne jede Notwendigkeit ein faktisches Staatsmonopol zu begründen. «Jetzt geht es den Privaten ans Eingemachte», sagen betroffene Berater von Laufbahnschwiss, dem Verband der unabhängigen Laufbahnfachleute.

Dass dies nicht nur leeres Gejammer ist, zeigt eine Branchenumfrage. Demnach geben drei Viertel aller Befragten an, dass ihr Umsatz seit

der Umsetzung der «nationalen Strategie» teils massiv eingebrochen ist. Das ist vollends fragwürdig, wenn man sieht, dass parallel dazu die Steuerzahler für den Aufbau staatlicher Beratungsstellen tief ins Portemonnaie greifen müssen. Allein das Projekt «viamia», das gemäss EDK «berufstätige Erwachsene ab 40 Jahren bei ihrer beruflichen Standortbestimmung und Laufbahngestaltung» unterstützen will, verschlang in den letzten drei Jahren vierzig Millionen Franken aus der Bundeskasse. Vorgesehen ist, dass – und dies ist schon fast ein Running Gag bei angeblich «befristeten» Finanzengagements der öffentlichen Hand – diese «Anschubfinanzierung» verlängert wird. Später sollen dann die Kantone einen Grossteil der Kosten übernehmen – was die unfaire Konkurrenz durch den Staat als privilegierten Wettbewerber freilich nicht eindämmt.

Auf Kosten der Steuerzahler

Ironie der Geschichte: Eine Evaluation von «viamia» ergab, dass dabei die eigentliche Zielgruppe, nämlich Migrant*innen, Arme oder Bildungsferne, verfehlt wurde. Das millionenteure Programm ist eine Fehlkonstruktion, beschädigt aber einen funktionierenden Markt, indem es gratis – sprich: auf Kosten der Steuerzahler – anbietet, wofür man bei privaten Beratungsstellen bezahlen muss. Deshalb ergänzt der Staat die Argumente für seine Intervention: Es gebe halt auch Akademiker, die sich eine kostenpflichtige Beratung nicht leisten könnten, heisst es neuerdings.

Nun ist das Parlament gefordert, diesem unfairen Wettbewerb einen Riegel zu schieben. Eine ursprünglich von Ruedi Noser (FDP) eingereichte Motion der Kommission für Wirtschaft, Bildung und Kultur des Ständerats, die wieder eine «Gleichwertigkeit öffentlicher und privater Berufs-, Studien- und Laufbahnberatung» erreichen will, hat die kleine Kammer am 4. März knapp mit 23 zu 20 Stimmen verworfen. Es ist zu hoffen, dass verantwortungsbewusste Politiker aller Parteien und die Wirtschaftsverbände das Problem nicht links liegenlassen und im Nationalrat einen neuen Anlauf nehmen.



Wilde Schönheit

Disco-Soul-Königin Chaka Khan wird 70. Endlich lässt sie's wieder krachen.

Chaka Khan ist nie berechenbar. So ist sie die Verkörperung wilder weiblicher Stärke – und hatte eine Affäre mit dem berühmten Frauenverprügler Ike Turner. Sie bezeichnete ihn als «echte Inspiration», weigerte sich aber, eine seiner Ikettes zu werden. Sie ist eine robuste Überlebende und arbeitet ohne Unterlass – nach zehn Jahren Heroinsucht und nachdem ihr Manager der Dreissigerin gesagt hatte, tot würde sie ihm mehr bringen als lebendig. Sie liess es krachen, bis man ihr den Magen auspumpen musste – und ist seit zehn Jahren trocken. Sie war zweimal verheiratet – und sagt: «Kein Mann, der bei Trost ist, würde jemanden wie mich heiraten.»

Geboren in Chicago als Yvette Stevens, wurde sie in den sechziger Jahren als Teenager Mitglied der Black Panthers – und spielte 2012 an einem Benefizkonzert für die israelische Armee. (Persönlich sehe ich keinen Widerspruch zwischen der Überzeugung, Afrika gehöre den Schwarzen und Israel gehöre den Juden, aber der Zeitgeist tut sich schwer damit.) Sie ist die tapfere *soul sister*, die als Frontfrau der Funkband Rufus grosse *credibility* hatte und nach der Auflösung der Band solo zum Superstar avancierte, der weltweit über siebenzig Millionen Tonträger verkaufte und zehn Grammys gewann.

Was für Bauchmuskeln!

Sie ist eine begnadete Sängerin, aber auch eine grossartige Schlagzeugerin. Sie ist die integre Musikerin, die auch in Shows wie «Dancing with the Stars», «The Masked Singer» und «Celebrity Ghost Stories» auftritt. Sie ist eine achtungsgebietende Künstlerin mit natürlicher Würde – doch mit ihrer Bauchmuskulatur stahl sie den anderen Bandmitgliedern die Show; und als ihr zweiter Mann sie bekniete, sich auf der Bühne weniger sexy zu gebärden, weigerte sie sich. Ja, im Jahr 2000 trat sie sowohl an den Parteiversammlungen der Demokraten als auch der Republikaner auf!

Widersprüche hin oder her, Khan verströmt weder die Traurigkeit noch die Lustlosigkeit so vieler älterer schwarzer Sängerinnen, die in der vorwiegend von weissen Männern dominierten Musikindustrie vernachlässigt oder ausgebeutet wurden. Sie kam genau zur richtigen Zeit für ihre wilde Schönheit, stellte ihre Bauchmuskeln zur Schau, aber nicht mehr: Sie hatte das Glück, es zu schaffen, bevor von afro-amerikanischen Sängerinnen verlangt wurde, dass sie sich wie Pornostars aufführen sollen.

Diesen Sommer wird sie in London das angesehene Meltdown-Festival kuratieren. Zu ihren Vorgängern gehören David Bowie, Ray Davies und Morrissey. Zum Finale wird sie erstmals begleitet von einem grossen Orchester singen und so fünfzig Jahre als eine der angesehensten und meistgeliebten Sängerinnen der Welt feiern.

Sie wird diesen Monat siebenzig, doch in einer Industrie, in der Frauen meist schon kurz nach ihrer Jugend zum alten Eisen erklärt werden, wirkt das, was Khan gerade tut, erstaunlicherweise nicht wie ein Schwanengesang, sondern vielmehr wie ein neues Kapitel einer wahrhaft gloriosen Karriere.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Wahrhaft gloriose Karriere: Musikerin Khan.

Die blutige Renaissance des Islamischen Staates

Das Netzwerk der Dschihadisten expandiert wieder, wie der Terroranschlag von Moskau zeigt. Der Westen sollte sich darauf einstellen.

Pierre Heumann



«Leichte Beute»: Putin in der «Crocus City Hall», 24. März.

Mit dem Terroranschlag auf eine Musikhalle in der Nähe von Moskau, bei dem am 24. März mindestens 139 Menschen getötet und mehr als 150 verletzt wurden, rückt eine kleine Republik in Zentralasien in den Fokus, aus der alle vier Attentäter stammen: Tadschikistan. Die ehemalige Sowjetrepublik ist bettelarm und wird seit 1994 von Emomali Rahmon mit diktatorischen Vollmachten regiert. So kärglich sind die Lebensbedingungen in ihrer Heimat, dass etwa ein Drittel der Tadschiken nach Russland ausgewandert ist.

Erhöhte Terrorwarnstufe

Doch auch dort geht es ihnen schlecht. Ihnen stehen nur Jobs mit tiefen Löhnen offen, die von Russen nicht angenommen werden. «Sie arbeiten überwiegend in niedrigen Positionen, als Putzpersonal, als Tagelöhner auf dem Bau oder in der Landwirtschaft», sagt Vera Mironova, die über islamistische Terrorbewegungen in der ehemaligen Sowjetunion forscht. Tadschiken,

die am Rand der russischen Gesellschaft vegetierten, fühlten sich diskriminiert und würden gedemütigt, sagt die Harvard-Lehrbeauftragte, die auch eine Gastprofessur in Oxford hat. Darum seien sie «eine leichte Beute» für radikale islamische Prediger, die ihnen versprechen würden, ihnen einen Lebenssinn zu geben, um sie zu rekrutieren.

Deshalb, sagt Mironova, sei es «kein Zufall», dass die vier Attentäter von Moskau Tadschiken seien. Sie gehören zu einem regionalen Ableger des Islamischen Staates (IS), der sich «Islamischer Staat Khorasan» nennt und unter dem Kürzel «IS-K» bekannt ist. Als Ziele würden sich die IS-K-Terroristen Kirchen oder Veranstaltungen mit viel Publikum auswählen – «alles Orte, wo viele Opfer erwartet werden können», meint Mironova. Der IS-K sei deshalb «eine echte Gefahr – auch für den Westen».

Die gebürtige Russin, die seit 2008 in den USA lebt und amerikanische Staatsbürgerin ist, hat Feldforschungen in Konfliktzonen durch-

geführt und dabei Hunderte von IS-Terroristen und Mitglieder anderer Milizen sowie Kriminelle auf der ganzen Welt interviewt. So war sie als akademische Beobachterin während der Mosul-Operation von 2016 bis 2017 bei irakischen Sondereinsatzkräften und davor bei rechtsextremen ukrainischen bewaffneten Gruppen im Donbass eingebettet. Sie interviewte Dschihadisten aus dem ehemaligen sowjetischen Zentralasien, reiste in Konfliktgebiete wie Jemen, Irak, Ukraine und in die palästinensischen Gebiete, nach Bosnien, Afrika sowie Zentralasien, darunter auch nach Tadschikistan.

Netzwerk ohne Grenzen

Paris und Berlin warnen. Die französische Regierung hat nach dem Anschlag von Moskau die Terrorwarnung auf die höchste Stufe erhöht. Die Gruppe habe in letzter Zeit auch in Frankreich mehrere Anschläge versucht, sagte Emmanuel Macron diese Woche vor Reportern bei einem Besuch in Französisch-Guayana. In Deutschland sprechen Behörden und Experten ebenfalls von einer «erhöhten Gefährdungslage». Vom IS-K gehe derzeit «die grösste islamistische Bedrohung aus», warnt Innenministerin Nancy Faeser.

Fünf Jahre nach dem Fall des selbsternannten IS-Kalifats im Irak und in Syrien hat sich die Gruppe zu einem Terrornetzwerk mit Zellen in Afrika, im Nahen Osten, in Zentralasien und in

Als Ziele wählen die Terroristen Kirchen oder Veranstaltungen mit viel Publikum aus.

Südostasien entwickelt. 2015 hatte der Islamische Staat seine Expansion in die Region Khorasan angekündigt, die, historisch gesehen, Teile des heutigen Iran, Zentralasiens, Afghanistans und Pakistans umfasst.

Der IS-K, die stärkste Terrorgruppe, wächst rasant, weil er nicht nur Zellen eröffnet, sondern in ganz Zentralasien Anhänger findet. Wer Tadschikisch, Usbekisch oder Farsi spricht, hat

beste Rekrutierungschancen. So hat sich der IS-K als geschickt darin erwiesen, radikalisierte Menschen aus Zentralasien anzusprechen und sie zu Aktionen gegen ihre vermeintlichen Feinde zu mobilisieren, sowohl innerhalb als auch ausserhalb Afghanistans.

«Der IS-K ist auf dem Vormarsch», sagt Mironova. Es gibt Anzeichen dafür, dass er seine Netzwerke nach Europa ausgedehnt hat. Ein mutmasslicher Terroranschlag einer tadschikischen Zelle des Islamischen Staates auf Militärstützpunkte der USA und der Nato in Deutschland wurde im April 2020 von der deutschen Polizei vereitelt. Im Sommer 2023 nahm die Polizei in Nordrhein-Westfalen sieben Personen fest, weil sie am Aufbau eines

Sie finanzieren ihre Todesprojekte innerhalb der Diaspora, wo sie Anhänger der IS-Ideologie finden.

lokalen Terrornetzes beteiligt waren. Fünf stammten aus Tadschikistan und standen laut Staatsanwaltschaft mit Mitgliedern des IS-K in Verbindung. Tags darauf wurde in den Niederlanden ebenfalls ein Tadschike unter Terrorverdacht verhaftet.

Ende 2023 nahm die deutsche Polizei drei Personen fest, die in der Silvesternacht einen Anschlag auf den Kölner Dom geplant haben sollen. Die drei Verdächtigten standen mit einem Tadschiken in Verbindung, der an Heiligabend verhaftet wurde. Zuvor, im Jahr 2020, wurden vier tadschikische Staatsangehörige, die Kontakte zu Vertretern des Islamischen Staates in Afghanistan und Syrien gehabt haben sollen, wegen einer angeblichen Verschwörung zu Anschlägen auf US- und Nato-Militärstützpunkte in Deutschland festgenommen.

In Polen gehörte ein mutmassliches tadschikisches Mitglied des Islamischen Staates, das aus Weissrussland eingereist war, zu einer Gruppe von Personen, die im Juni abgeschoben wurden. Im Juli 2023 zerschlugen türkische Sicherheitskräfte ein vermutlich mit dem IS-K verbundenes Netzwerk, das von einem Tadschiken angeführt wurde und Gewalt gegen Kirchen und das schwedische und niederländische Konsulat plante.

Der IS-K kennt keine Grenzen. Während einer Gedenkzeremonie vor dem Grab von Generalmajor Qassem Soleimani führten Terroristen aus Tadschikistan einen doppelten Selbstmordanschlag aus, bei dem 91 Menschen getötet und mindestens 102 weitere verwundet wurden. Laut US-Beamten gab es aufgrund abgefangener Nachrichten «eindeutige und unbestreitbare» Beweise dafür, dass der Islamische Staat – Provinz Khorasan den Anschlag verübt hatte. Nach dem Bombenanschlag stellte sich heraus, dass es sich bei beiden Terroristen um Tadschiken handelte.

Seit Januar 2017 war die Terrorgruppe für fast hundert Angriffe auf Zivilisten in Afghanistan und Pakistan sowie für rund 250 Zusammenstösse mit den amerikanischen, afghanischen und pakistanischen Sicherheitskräften verantwortlich.

In Moskau hätten IS-K-Terroristen mit tadschikischen Wurzeln in den vergangenen Monaten mindestens fünf Mal Attentatsversuche unternommen, sagt Mironova: «Es ist bemerkenswert, dass die Angreifer zuschlagen konnten, während sich Russland im Kriegszustand befindet und seine Militär- und Sicherheitsdienste mobilisiert sind.» Aber der IS-K habe Moskau angegriffen, «weil das Ziel bequem zu erreichen war».

Schon Wochen vor der Terrorattacke hatte es einen Hinweis der USA auf einen möglichen Anschlag in Russland gegeben. Doch in Moskau machte man sich darüber lustig und sprach von einem «Erpressungsversuch». «Wahrscheinlich bereuen die Russen das jetzt», sagt Mironova. Seit dem Krieg in der Ukraine habe der FSB, Russlands wichtigster interner Sicherheitsdienst, seinen Schwerpunkt verlagert.

Schweizer Opfer

Russland befindet sich seit vielen Jahren im Fadenkreuz des IS. Er betrachtet die russische Unterstützung für das Regime von Baschar al-Assad in Syrien als Kampfansage. Ein zentraler Punkt der IS-Propaganda ist zudem, dass Moskau Teil einer breiteren Koalition christlicher oder westlicher Kräfte ist, die sich in einem existenziellen, 1400 Jahre alten Kampf gegen den Islam befinden.

Der Westen habe es, so Mironova, nach dem Ende des IS in Syrien und im Irak fatalerweise verpasst, die Dschihadisten im Auge zu behalten. Jetzt seien sie in Europa, wo viele ehemalige IS-Kämpfer aus dem Irak und aus Syrien lebten, «äusserst gut» vernetzt. Oft kämen sie als politische Flüchtlinge. Sie finanzierten ihre Todesprojekte innerhalb der Diaspora, wo sie mit Leichtigkeit Anhänger der IS-Ideologie fänden.

Zumal die Ausführung der tödlichen Vorhaben nicht teuer sei: Es reichten fünf bis sechs Attentäter, um einen Anschlag zu planen und auszuführen. Sie schätze, «dass wir bald mehr Anschläge erwarten können» – hoffe aber, dass sie falschliege.

Erste Todesopfer der Dschihadisten in Tadschikistan waren im Übrigen vier Radfahrer, unter ihnen einer aus der Schweiz. Die Gruppe war vor sechs Jahren von einem Wagen mit Männern, die sich zum Islamischen Staat bekannt hatten, überfahren und getötet worden. Laut amerikanischen Geheimdienstlern war der Angriff von der Führung des Islamischen Staates in Afghanistan inspiriert und möglicherweise sogar gesteuert worden.

Schluss mit Windkraft in Frankreich

Windkraftprojekte dürfen in Frankreich keine Umweltgenehmigung mehr erhalten. Das hat der Staatsrat entschieden, das oberste Verwaltungsgericht des Landes. Bevor Windräder wieder bewilligt werden können, müssten neue Protokolle zur Einstufung der akustischen Belästigung definiert werden. Davon betroffen sind auch Projekte, die bereits genehmigt oder errichtet wurden. Ein Umweltschutzdachverband hatte geklagt, weil die Bürger vom Lärm der Windräder belästigt würden.

Laut dem Staatsrat unterlagen die Lärm-messverordnungen bisher keiner Umweltprüfung. Zudem konnte die Öffentlichkeit nicht mitreden, was den Grundsätzen der Beteiligung und Transparenz widerspreche. Bereits in einem früheren Verfahren hatte ein Gericht festgestellt, dass Windräder bei Anwohnern zu Veränderungen des Gesundheitszustandes geführt hatten. Die Rede war vom «Windturbinensyndrom». Tief-frequenz-Schall und Infraschall führten zu Beeinträchtigungen. (WW)



Stiftung OVOLPE

Organisation für die Verbesserung und Optimierung der Lebensbedingungen auf dem Planeten Erde

Für ein Leben im Wohlstand und Einklang mit der Natur

www.ovolpe.org



Postfach 527
8700 Küssnacht

Wirkungsvoll abnehmen

Ozempic gilt als neues Wundermittel gegen Fettleibigkeit. Was ist davon zu halten? Gibt es Alternativen?

David Infanger

Übergewicht ist eine globale Pandemie, die auch die Schweiz betrifft. In den letzten 25 Jahren hat sich hierzulande der Anteil adipöser Personen (BMI über 30 kg/m²) von 5 auf 11 Prozent mehr als verdoppelt. Weitere 31 Prozent der Bevölkerung sind übergewichtig (BMI 25,1–29,9 kg/m²). Unser Körper ist nicht für das Normalgewicht geeicht. Er will das Leben lang zurück zum Maximalgewicht.

Mit jedem abgenommenen Kilo hat man hormongesteuert mehr Hunger und wird weniger schnell satt, so dass man häufiger und mengenmässig mehr isst. Gleichzeitig reduziert der Körper den Grundumsatz, der etwa 60 bis 75 Prozent des gesamten täglichen Energieverbrauchs ausmacht. Das zusammen führt zu einem Kalorienplus und dadurch zum gefürchteten Jo-Jo-Effekt. Adipositas (Fettleibigkeit) ist somit als chronische und nicht heilbare Erkrankung zu betrachten. Nur schon eine dauerhafte Gewichtsreduktion von 5 bis 15 Prozent gilt als eine erfolgreiche konservative Diät.

Schneller satt

Es liegt in der Natur des Menschen, dass man sich ein Wundermittel wünscht, mit dem man ohne viel Zutun schnell und signifikant an Gewicht verliert. Als solches ist nun Ozempic in aller Munde. Es ist der Markenname für den Wirkstoff Semaglutid, ein GLP-1-Rezeptor-Agonist, der einmal wöchentlich injiziert werden muss. GLP-1 (Glucagon-like Peptide 1) ist ein Hormon, das den Appetit hemmt und das Sättigungsgefühl steigert. Zudem stimuliert es die Insulinproduktion und senkt dadurch den Blutzuckerspiegel. In der Schweiz ist das Medikament nur zur Behandlung adipöser Patienten mit schlecht eingestelltem Diabetes mellitus Typ 2 zugelassen. Da es aber den Hunger und damit

auch den Gewichtsverlauf günstig beeinflusst, wird Ozempic sehr oft im *off label use* für die Gewichtsabnahme gegeben. In den sozialen Medien wird Ozempic als Wundermittel und als Lösung für jedes Gewichtsproblem angepriesen, was einen richtigen Run ausgelöst hat. Es kam zu Lieferengpässen, und die Versorgung der Diabetiker war teilweise nicht mehr gewährleistet.

Die Situation hat sich nun entschärft, da seit dem 1. März Wegovy zur Adipositas-therapie zugelassen ist. Wegovy hat denselben Wirk-

Unser Körper ist nicht für das Normalgewicht geeicht. Er will immer zurück zum Maximalgewicht.

stoff wie Ozempic, nämlich Semaglutid. Unter der wöchentlich einmal durchzuführenden Injektion mit Wegovy nehmen 86,4 Prozent mehr als 5 Prozent, 50,5 Prozent mehr als 15 Prozent und 32 Prozent mehr als 20 Prozent ab. Nach 68 Wochen beträgt die durchschnittliche Gewichtsabnahme 14,9 Prozent (Step-1-Studie). Es ist aber nur kassenzulässig bei einem BMI höher als 28 kg/m² mit Begleiterkrankungen oder einem BMI höher als 35 kg/m² im Rahmen eines durch einen Arzt eines Adipositaszentrums oder Endokrinologen geführten Adipositasprogrammes.

Aber ist Wegovy nun das Wundermittel? Ganz bestimmt nicht. Doch ist es ein wertvolles Hilfsmittel, um sich an die notwendigen diätetischen Empfehlungen halten und gewöhnen zu können, so dass man diese Massnahmen auch nach dem Absetzen der Medikation fortführen kann. Verlässt man sich nur auf die sättigende Wirkung des Medikamentes, ist eine erneute Ge-

wichtszunahme nach Absetzen der Medikation sicher. Auch Nebenwirkungen können auftreten. Die häufigsten sind Magen-Darm-Beschwerden wie Übelkeit, Durchfall, Verstopfung, Erbrechen oder Bauchschmerzen. Seltener treten Gallensteine, allergische Reaktionen oder eine Bauchspeicheldrüsenentzündung auf. Daher sind regelmässige ärztliche Verlaufskontrollen unerlässlich.

Zehn Kilogramm weniger

Wir in der Adipositasprechstunde sind froh, dass wir Wegovy als effektives und hilfreiches Mittel nutzen können. Aber schon wird von der Santésuisse und einigen Politikern beklagt, es sei zu teuer, da sich die jährlichen Kosten auf 100 bis 300 Millionen belaufen würden. Es wird dabei vergessen, dass sich die volkswirtschaftlichen Kosten adipositasbedingter Erkrankungen von 2002 bis 2012 auf acht Milliarden Franken mehr als verdreifacht haben! Die direkten Kosten (Arztbesuch, Medikamente, Übergewichtsoperation) machen hierbei aber weniger als 5 Prozent aus.

Der Hauptteil dieser Kosten ist sowohl auf die Behandlung Adipositas-assoziiierter Erkrankungen (Diabetes mellitus Typ 2, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Depression, Gelenkprothesen, bestimmte Krebserkrankungen u. v. m.) als auch auf die Abwesenheit vom Arbeitsplatz wegen Erkrankung oder frühzeitigen Todes zurückzuführen. Nur schon eine Gewichtsreduktion von 10 Kilogramm senkt die Gesamtsterblichkeit um 20 Prozent, das Diabetesrisiko um 50 Prozent, die Adipositas-assoziierten Krebstodesfälle um über 40 Prozent und den Blutdruck sowie das Gesamtcholesterin um etwa 10 Prozent.

Der Nutzen einer medikamentös begünstigten Gewichtsreduktion steht somit klar über den daraus entstehenden Kosten.

Dr. med. David Infanger ist Leiter des Adipositas- und Stoffwechselzentrums der Klinik Hirslanden in Zürich.



Pegelstand der Publizistik

Die Klimajournalisten sind entnervt. Wieder keine Dürre an Gardasee, Lago Maggiore und anderswo.



Heute beginne ich mit schockierenden News. Schockierend sind sie vor allem für die Grünen und die Roten unter meinen Lesern.

Die schockierende Nachricht lautet: Der Pegelstand des Lago Maggiore liegt derzeit bei 193,89.

Ich weiss, dass die Grünen und die Roten unter meinen Lesern nun der Verzweiflung nahe sind. Darum schiebe ich, zum Zweiten, gleich ebenso schockierende News hinterher.

Die schockierende Nachricht lautet: Der Pegelstand des Gardasees liegt derzeit bei 132.

Wieder sind die Grünen und die Roten unter meinen Lesern nun der Verzweiflung nahe.

Der Pegelstand des Lago Maggiore liegt zurzeit auf dem zweithöchsten Stand der letzten 25 Jahre. Beim Gardasee liegt der Pegelstand zurzeit gar auf dem Rekordstand der letzten 25 Jahre. So viel Wasser in den beiden Seen war noch nie.

Das ist völlig unfair vom Lago Maggiore und vom Gardasee. Unfair ist es gegenüber den rotgrünen Journalisten, also gegenüber von etwa 75 Prozent der publizistischen Branche. Denn die Journalisten haben uns vorausgesagt, dass die zwei Seen austrocknen würden. Wegen der Unfairness der zwei Gewässer schnauben sie nun vor Zorn.

Genau ein Jahr ist es her, seit der Klimajournalismus, diese Unterabteilung des Panikjournalismus, das Austrocknen der Seen in Oberitalien und im Tessin verkündete. «Dürre-Alarm am Gardasee» titelte der *Blick*. «Italien vertrocknet» sagte der *Tages-Anzeiger*.

«Der Wasserstand am Gardasee hat sich halbiert», wusste auch *20 Minuten*. Das war Unsinn.

Hydrologen berechneten, dass sich damals der Wasserstand vom langjährigen Mittelwert der 100 Prozent auf 99,5 Prozent reduzierte.

«Im Lago Maggiore sieht es nicht besser aus», sekundierte das Schweizer Fernsehen den Alarmismus. Bereits rechne man am Seeufer in Locarno mit einem «Engpass in der Trinkwasserversorgung», weissagte der *Tages-Anzeiger*.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, warum die Medien übereinstimmend wussten, weshalb Seen zu Wüsten würden. Der Klimawandel hatte wieder einmal sein grausig-glühendes Haupt erhoben.

Dann, im Mai, begann es zum Entsetzen der Journalisten südlich der Alpen zu regnen. Der Gardasee wie der Lago Maggiore erreichten in

Der Klimawandel hatte wieder einmal sein grausig-glühendes Haupt erhoben.

kurzer Zeit wieder den üblichen Pegelstand. Die Medien schwiegen betreten und beleidigt.

Heute nun sind die zwei Seen so voller Wasser wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Sind das News? Nein, natürlich sind das keine News.

Keine einzige Schweizer Zeitung und keine einzige Sendung der SRG, die ein Jahr zuvor die kommende Vertrocknung der Seen pausenlos angekündigt hatten, interessiert sich heute für den hohen Seespiegel. Niemand publiziert nur eine Zeile oder eine Sendesekunde über das verstörende Ereignis, das so gar nicht in die redaktionelle Ideologie des nahenden Weltuntergangs passt.

Die italienischen Blätter hingegen freuten sich über den «livello record per il bacino», wie etwa die *Repubblica* schrieb. In Italien kommen die Grünen auf etwa 2 Prozent der Wählerstimmen. Aktivistischer Klimaschutz gilt hier auch unter Journalisten als versponnenes Hobby von Veganern, von denen es in Italien auch keine gibt.

Was tut man auf der Redaktion, wenn die herbeigeschriebenen Schreckensvisionen sich der Realität verweigern? Logisch, man sucht andere Schreckensvisionen. Wenn der Lago Maggiore und der Gardasee gegen den Willen der Medien nicht austrocknen wollen, braucht es schnelle Alternativen an Dürrezonen.

So hören wir denn soeben vom Schweizer Radio, es gebe nun in Barcelona eine «Jahrhundert-Trockenheit». Das Newstoportal *Watson* alarmiert: «Sizilien droht zur Wüste zu werden.» Im Norden Kenias, weiss das Schweizer Fernsehen, sei eine «historische Dürre» ausgebrochen. Und vergessen wir nicht, danke *NZZ*, «die verheerende Dürre im Amazonas».

Irgendwo auf diesem Planeten, wenn man eifrig sucht, ist es immer trocken. Und irgendwann beginnt es, wie am Lago Maggiore, zu regnen. In Barcelona war es schon diese Woche so weit, in Sizilien, in Kenia und im Amazonas ist es auch nur eine Frage der Zeit. Dann fallen all die Hoffnungen der Klimajournalisten wieder ins Wasser.

Halten wir uns darum an den verlässlichsten Parameter. Die einzige Dürre, auf die ständig Verlass ist, ist die Dürre in den Hirnen unserer Journalisten.

Wenn Lüge zur Wahrheit wird ...

... gibt es keinen Frieden.

Oskar Lafontaine

George Orwell hat in seinem berühmten Roman «1984» vorausgesagt, welche Folgen die Informationskriege unserer Zeit haben werden: «Und wenn alle anderen die von der Partei [den Kriegsparteien und Medien] verbreitete Lüge glaubten – wenn alle Aufzeichnungen gleich lauteten –, dann ging die Lüge in die Geschichte ein und wurde zur Wahrheit.»

Während ich diesen Artikel schreibe, lese ich: «Israel weist den Vorwurf zurück, für den Nahrungsmittelmangel in Gaza verantwortlich zu sein, und beschuldigt die Uno, bei der Versorgung der Menschen zu versagen.» Hatte nicht einer der Faschisten in der Regierung Netanjahu, der Verteidigungsminister Yoav Gallant, gesagt: «Kein Strom, kein Essen, kein Sprit. Alles wird abgeriegelt. Wir kämpfen gegen menschliche Tiere und handeln entsprechend»? Der Kriegsverbrecher Netanjahu ist für die Hungersnot im Gazastreifen verantwortlich. 2018 wurde der Einsatz von Hunger als Kriegswaffe im Uno-Sicherheitsrat mit der Resolution 2417 geächtet. Sie verurteilt «entschieden das nach dem humanitären Völkerrecht verbotene Aushungern von Zivilpersonen als Methode der Kriegsführung».

Chor der Uneinsichtigen

Selbst der an vorderster Front der deutschen Kriegshetzer stehende *Spiegel* hat etwas bemerkt und schreibt: «Aus der legitimen Selbstverteidigung Israels ist ein Vernichtungsfeldzug geworden. Die deutsche Politik verschliesst davor die Augen. Das ist falsch und gefährlich. [...] Bomben und Brot, die USA machen es vor. Zynischer kann Aussenpolitik kaum daherkommen.»

Wenn die Lüge zur Wahrheit wird, wird auch das Handeln zur Lüge. Wie gerne würde man dankbar anerkennen, dass westliche Staaten, darunter die USA und Deutschland, jetzt Nahrungsmittel im Gazastreifen abwerfen. Aber wenn sie



«Sogar Hunde melden sich zum Dienst, warum du nicht?»: US-Propaganda, um 1917.

gleichzeitig Waffen liefern, mit denen die Palästinenser ermordet werden und mit denen ihr Land immer unbewohnbarer gemacht wird, dann ist diese Heuchelei und Verlogenheit kaum

Kiesewetter läuft immer noch frei herum, obwohl von ihm die Gefahr eines Weltkrieges ausgeht.

noch zu überbieten. Ausserhalb der Nato-Staaten erntet die deutsche Aussenpolitik, zu Zeiten des Bundeskanzlers und Friedensnobelpreisträgers Willy Brandt in aller Welt hochgeschätzt, nur noch Verachtung.

Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit triumphten auch, als Papst Franziskus die Ukrai-

ne aufforderte, die weisse Fahne zu hissen und Verhandlungen aufzunehmen, um das Morden in der Ukraine zu beenden. Vergeblich wies das Kirchenoberhaupt darauf hin, dass verhandeln nicht kapitulieren heisse. Die Kriegstreiber in Deutschland schäumten, und auch die Deutsche Bischofskonferenz machte ihre Verbeugung vor dem Kriegsgott.

Aus dem Chor der Uneinsichtigen, die durch ihr Plädoyer für Waffenlieferungen und die Verlängerung des Krieges täglich junge Ukrainer und Russen in den Tod schicken, ragen in Deutschland nicht nur die Ampelpolitiker Strack-Zimmermann, Hofreiter und Roth, sondern auch die beiden Parteichristen Röttgen und Kiesewetter hervor. Der aussenpolitische Sprecher der CDU, Norbert Röttgen, gab zum Besten, der Papst sei in politischen Fragen nicht unfehlbar. Er hält Putin für einen Kriegsverbrecher, den US-Präsidenten George W. Bush, der eine Million Tote im Irak durch einen völkerrechtswidrigen Krieg zu verantworten hat, aber nicht.

Der «Verteidigungsexperte» der CDU, Roderich Kiesewetter, fand die Aufforderung des Papstes, Friedensverhandlungen zu beginnen, «unglaublich» und warf Franziskus vor, er stelle sich auf die Seite des Aggressors. Er ist der Überzeugung, dass die Raketenbasen der USA in der Nähe der russischen Grenze nicht gegen Russland, sondern gegen den Iran gerichtet sind, und er warb dafür, mit deutschen Taurus-Raketen russische Ministerien zu zerstören. Er erfüllt damit den Tatbestand des Paragraphen 13 Absatz 2 des Völkerstrafgesetzbuches: «Wer einen Angriffskrieg oder eine sonstige Angriffshandlung im Sinne des Absatzes 1 plant, vorbereitet oder einleitet, wird mit lebenslanger Freiheitsstrafe oder mit Freiheitsstrafe nicht unter zehn Jahren bestraft.» Kiesewetter läuft immer noch frei und von der deutschen Justiz unbehelligt herum, obwohl, zu

Ende gedacht, von ihm die Gefahr eines Weltkrieges ausgeht.

Napoleon wird das Zitat zugeschrieben, dass die Geschichte die Summe der Lügen ist, auf die sich die Mehrheit verständigt hat. Die Lügen, auf die sich die USA mit ihren Vasallen und die deutschen Kriegsbefürworter im Ukraine-Krieg verständigt haben, beruhen auf der Leugnung von Tatsachen, deren Wahrheitsgehalt jeder überprüfen kann.

Seit den neunziger Jahren haben die amerikanischen Strategen Zbigniew Brzezinski, Henry Kissinger und George Friedman dafür geworben, die osteuropäischen Staaten einschliesslich der Ukraine zu US-Vasallen zu machen und ein Zusammengehen deutscher Technik mit russischen Rohstoffen zu verhindern, um die Vorherrschaft der USA in Europa und Asien zu sichern.

Die Nato-Osterweiterung, also das Vorrücken militärischer Einrichtungen der USA an die Grenzen Russlands, haben Gorbatschow, Jelzin und Putin als mit den Sicherheitsinteressen Russlands unvereinbar unisono abgelehnt, und die USA hatten in Person ihres damaligen Aussenministers James Baker versprochen, die Nato nicht über die Grenzen Deutschlands auszuweiten. «Not an inch», so wörtlich auch mir gegenüber, als ich ihn 1990 als Kanzlerkandidat der SPD besuchte.

Artilleriefeuer in Schlafzimmer

Ebenso wenig wie die USA russische Raketen an ihren Grenzen mit Mexiko und Kanada oder auf Kuba akzeptieren würden, können die Russen US-Raketen an ihren Grenzen dulden, die in wenigen Minuten Moskau zerstören können. Weil sie das eingesehen haben, liefern die USA der Ukraine bisher keine weitreichenden Raketen. Einer der klügsten amerikanischen Politiker, George Kennan, hat Ende der neunziger Jahre die Nato-Osterweiterung als den verhängnisvollsten Fehler der US-Aussenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnet und Militarismus und Nationalismus als Folge dieser falschen Entscheidung vorausgesagt. Dreissig Jahre lang haben die Russen darum gebettelt, ihre Sicherheitsinteressen zu berücksichtigen. Aber die amerikanische Waffenindustrie, die, wie Präsident Eisenhower richtig vorausgesehen hatte, mittlerweile den Kongress und den Senat steuert, wollte das nicht und finanzierte ein Komitee zur Nato-Osterweiterung. Sie sicherte sich so Milliardenaufträge zur Aufrüstung der US-Vasallen in Europa.

Spätestens mit dem Putsch 2014 in Kiew, den der damalige US-Vizepräsident Joe Biden und die Russenhasserin Victoria Nuland mit fünf Milliarden Dollar finanzierten und organisierten, begann der Krieg in der Ukraine. Auf Drängen der USA wählte das ukrainische Parlament am 27. Februar 2014 den von Victoria Nuland vorgeschlagenen Arsenij Jazenjuk zum Ministerpräsidenten. In seiner Regierung sassen auch

drei Minister der rechtsextremen Swoboda-Partei. Deren Vorsitzender Oleh Tjahnybok hatte die Marschrichtung vorgegeben: «Schnappt euch die Gewehre, bekämpft die Russensäue, die Deutschen, die Judenschweine und anderen Unrat.» Am 18. März 2014 annektierte Russland völkerrechtswidrig die Krim.

Das berüchtigte Asow-Regiment terrorisierte danach in zunehmendem Masse die russischsprachige Bevölkerung in der Ostukraine, und das Büro des Hohen Kommissars der Vereinten Nationen für Menschenrechte berichtete immer wieder über die Gräueltaten dieser Truppe, über

Es stehen nicht russische Truppen an der Grenze zur USA, sondern US-Truppen an der russischen Grenze.

Erschiessungen, Folter und Vergewaltigungen, also über Kriegsverbrechen, die heute auch der russischen Armee vorgeworfen werden. Und die ARD war noch nicht in die Lügenpropaganda eingebunden und kommentierte in der «Tageschau»: «Auch das ukrainische Militär terrorisiert die Zivilbevölkerung. Es trägt den Krieg mit Artilleriefeuer in die Wohn- und Schlafzimmer.» 14 000 Menschen verloren gemäss Uno in den acht Kriegsjahren in der Ostukraine ihr Leben.

Im März 2021 unterzeichnete Selenskyj ein Dekret zur Rückeroberung der Krim. In der Folge kam es zu einem massiven ukrainischen Truppenaufmarsch im Südosten des Landes, ab dem 16. Februar 2022 registrierte die OSZE einen starken Anstieg des Artilleriebeschusses des Donbass durch die ukrainische Armee. Am 24. Februar 2022 befahl Putin der russischen Armee den trotz allem völkerrechtswidrigen Einmarsch in die Ukraine, den er als gelernter Informationskrieger als Spezialoperation bezeichnete. Die *New York Times* räumte zu Beginn des Monats März 2024 ein, dass die CIA seit acht Jahren zwölf Spionagebunker an der ukrainischen Grenze zu Russland vorhält, und Victoria Nuland musste schon 2022 zugeben, dass die USA vom Pentagon finanzierte biologische Forschungslabore in der Ukraine eingerichtet hatten.

Diese von jedem leicht überprüfbaren Entwicklungen und Tatsachen zeigen, dass die Erzählung vom unprovokierten russischen Angriffskrieg eine schamlose Kriegslüge ist. Solange die USA und ihre europäischen Verbündeten daran festhalten, wird es keinen Frieden geben, weil alle diese Lügen einer fairen Berücksichtigung der russischen Sicherheitsinteressen entgegenstehen. Wem die Vorgeschichte des amerikanischen Krieges in der Ukraine gegen Russland zu kompliziert ist, der könnte doch eine simple Tatsache zur Kenntnis nehmen: Es stehen nicht russische Truppen an der Grenze zur USA, sondern US-Truppen an der russischen Grenze. Die Frage, wer der Aggressor ist, wäre dann leichter zu beantworten.

Dass die westlichen Kriegsbefürworter lügen, zeigt auch ihre Sprache. Sprache ist oft verätherisch. Nur der Krieg in der Ukraine ist ein unprovokierter, verbrecherischer «Angriffskrieg», während die vielen Kriege der USA in Jugoslawien, Afghanistan, Syrien, Libyen, im Irak und die weniger bekannten in vielen anderen Ländern der Welt so gut wie nie Angriffskriege genannt werden. Auch um den alleinigen Schurken zu brandmarken, sind es immer Putins Truppen, Putins Raketen, Putins Flugzeuge, Putins Panzer, Putins Schiffe, Putins Kriegsverbrechen und so weiter, während in den Propagandamedien nie von Bidens Truppen, Bidens Raketen, Bidens Flugzeugen, Bidens Panzern, Bidens Schiffen, Bidens Drohnen oder Bidens Kriegsverbrechen die Rede ist. Und es heisst selbstverständlich nie, Netanjahus Bomben, Netanjahus Flugzeuge oder Netanjahus Panzer hätten den Gazastreifen unbewohnbar gemacht und über 30 000 Palästinenser ermordet.

«Haben Sie Misstrauen»

Und die Zerstörung von Energieversorgungseinrichtungen in der Ukraine ist natürlich ein Kriegsverbrechen, während die vom US-Präsidenten Biden angekündigte Sprengung der zentralen Energieversorgungsleitung Nord Stream durch die USA kein Kriegsverbrechen ist. Und auch wenn es Ukrainer waren, wie deutsche Investigativmedien herausgefunden haben wollen, ist die Zerstörung unserer wichtigsten Gasleitung kein Kriegsverbrechen, und deshalb versorgen wir die Ukraine dankbar und unterwürfig weiterhin mit Waffen und Geld.

Der Starregisseur Werner Herzog hat ein Buch mit dem Titel «Die Zukunft der Wahrheit» vorgelegt. In einem Interview sagte er kürzlich: «Wenn Sie im Politischen genauer hinschauen, dann sehen Sie: Alles, was im Politischen an Berichterstattung vor sich geht, folgt einem bestimmten Narrativ. Und in der Regel hat das Narrativ auch mit Propaganda zu tun. Deswegen rate ich dringend, wenn es um wichtige politische Sachen geht: Schauen Sie auf der Stelle parallele Quellen an [...] jeder einzelne von uns ist zur Wachsamkeit aufgerufen [...]. Wir können heute im Internet schnell vieles herausfinden durch die divergierenden Meinungen, durch Medien anderer Länder [...]. [Haben Sie] Misstrauen, allen gegenüber, viel mehr als früher.» Der letzte Satz seines Buches lautet: «Die Wahrheit hat keine Zukunft, aber Wahrheit hat auch keine Vergangenheit. Wir wollen, wir können, wir werden, wir dürfen die Suche danach nicht aufgeben.»

Täglich erleben wir: Im Krieg ist die Wahrheit immer und überall das erste Opfer. Aber nur wenn wir die Suche nach der Wahrheit fortsetzen, wenn wir Lügen und Kriegspropaganda entlarven und wahrhaftig bleiben, haben wir eine Chance, den Frieden zu finden.

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.

DIE WELTWOCH

Begrenzte
Teilnehmerzahl!

Ski-Wochenende für Leser

Gipfeltreffen der guten Laune in Arosa

5.–7. April 2024



Ein Tag auf der Skipiste mit **Roger Köppel**, *Weltwoche*-Redaktoren und Lesern!

Übernachtung zu Spezialkonditionen im Spitzenhotel «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa».

Abendbankett und musikalischer Rahmen mit **Pepe Lienhard & Band!**

Melden Sie sich jetzt an unter: www.weltwoche.ch/ski

Achtung, Gaunerwörter

Die beredten Befürworter des EU-Anbindungsvertrags verkaufen den Stimmbürgern Schlangenöl.

Christoph Mörgeli

Wenn Wörter ihre Bedeutung verlieren, verlieren Völker ihre Freiheit», sagte einst der weise Konfuzius. Genau dies passiert gegenwärtig bei den Verhandlungen um ein neues Rahmenabkommen mit Brüssel. In der Sprache der Gauner versuchen Bundesräte, Diplomatie und Medien, die Öffentlichkeit mit falschen Begriffen zu täuschen und zu willfährigen Kopfnickern zu machen.

Gaunerwort eins: «Bilaterale III». Weil das Wort «bilateral» in der Schweiz einen guten Klang hat und der bilaterale Weg von den Stimmbürgern verschiedentlich bekräftigt worden ist, nennen nun Economiesuisse und andere Wirtschaftsverbände das neue institutionelle Abkommen «Bilaterale III». In Wahrheit macht die EU seit 2008 unmissverständlich klar, dass der bilaterale Weg von Gleich zu Gleich, auf Augenhöhe, zu Ende sei. Beim neuen Vertragspaket handelt es sich im Gegensatz zu den Bilateralen I und II um ein institutionelles Abkommen mit automatischer Rechtsübernahme, womit die EU in der Schweiz zum Gesetzgeber würde. Auch hätte das EU-Gericht der Gegenpartei im Streitfall das letzte Wort, und bei «falschen» Entscheidungen des Souveräns dürfte die EU Strafmassnahmen erlassen. Eine Guillotineklausele sorgt dafür, dass beim Wegfall eines Vertrags – etwa der misslichen Personenfreizügigkeit – auch die übrigen Verträge des Pakets dahinfliegen.

Gaunerwort zwei: «Marktzugang». Das neue Anbindungsabkommen sei nötig für den Marktzugang, behauptet Bundespräsident Viola Amherd dreist. In Wahrheit hat die Schweiz Zugang zum gesamten EU-Binnenmarkt seit dem Freihandels-Abkommen von 1972. Wo noch immer Hürden bestehen könnten, verbieten diese die Welthandelsorganisation WTO. Die Schweiz ist Teilnehmerin am EU-Binnenmarkt, nicht aber Mitglied dieses Binnenmarktes. Die EU importiert für zwanzig Milliarden Franken mehr, als die Schweiz umgekehrt exportiert – und dennoch soll unser Land regelmässig Milliarden an «Zutrittsgebühren» bezahlen. Genau wie mit der EU hat die Schweiz über dreissig andere

Freihandelsabkommen mit über vierzig Partnern abgeschlossen, etwa mit China. Verlangt die Schweizer Politik oder China deswegen, dass wir chinesisches Recht übernehmen müssen?

Gaunerwort drei: «Rechtssicherheit». Das neue institutionelle Abkommen mit der EU erhöhe für die Schweiz die Rechtssicherheit, wird allenthalben behauptet. Wahr ist das Gegenteil: Wenn die EU ihre Gesetze jederzeit ändern kann und die Schweiz diese Änderungen automatisch übernehmen muss, ist Schluss mit jeder Rechtssicherheit. Wir wären dann den intransparenten Entscheidungswegen der Brüsseler Eliten gänzlich ausgeliefert. Rechtssicherheit bieten einzig bilaterale, also zweiseitige Verträge unter Gleichberechtigten. Auch diese bringen nie nur Vorteile oder nur Nachteile für die eine oder andere Seite. Aber sie gelten so lange und bieten Rechtssicherheit, bis eine Seite sie kündigt und sie neu ausgehandelt werden müssen.

Gaunerwort vier: «Friedensprojekt EU». Zwar wurde die EU auf den Trümmern des Zweiten Weltkriegs gegründet, um einen solchen Höllensturz künftig zu verhindern. Dennoch wäre die Vorstellung falsch, es brauche die Brüsseler Bürokratie, damit die europäischen Völker nicht wie Kettenhunde blutig übereinander herfallen. In Wahrheit gab es in der Weltgeschichte kaum je Kriege zwischen Demokratien. Entscheidend für den Frieden also ist die Staatsform der Demokratie. Überdies war die EU noch nie so nahe daran, selber Kriege zu führen, wie heute. Deutschland überlegt sich die Lieferung von weitreichenden zerstörerischen Flugkörpern an die Ukraine. Frankreich will Fusstruppen an die Front schicken. Und EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen verlangt die Aufnahme der Krieg führenden Ukraine in die EU. Wenn die Europäische Union irgendwann kein Friedensprojekt war, dann jetzt. Und wenn die neutrale Schweiz irgendwann keinen Grund hatte, sich an diese EU auf Gedeih und Verderb anzudocken, dann jetzt. «Eidgenossen, hütet euch am Morgarten!», hiess es 1315. Gilt diese Devise zum Besten unseres Landes auch noch 2024?



INSIDE WASHINGTON

Donald Trumps Börsenschocker

Die unerbittliche juristische Kampagne der Demokraten gegen Donald J. Trump könnte ihn nicht nur zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten machen, sondern auch zu einem der reichsten Staatsoberhäupter in der Geschichte der Menschheit. Am Montag schloss das Unternehmen, dem das Social-Media-Megafon des Republikaners, Truth Social, gehört, seinen Börsengang ab. Nach der Ankündigung, dass die Aktien des neu fusionierten Unternehmens ab dieser Woche unter dem Namen «DJT» (wie könnte er anders lauten?) gehandelt werden, schaffte der aus Queens, New York, stammende Mann schliesslich den Sprung in den Bloomberg-Milliardäre-Index der 500 reichsten Menschen der Welt.

Über Nacht stieg das Nettovermögen des MAGA-Tycoons um schwindelerregende vier Milliarden Dollar. Bloomberg berichtet, dass der 77-Jährige nun geschätzte 6,5 Milliarden Dollar schwer ist. Wie bei Trump gibt es auch bei Medienunternehmen oft starke Schwankungen. Aber der König von Mar-a-Lago hat die unheimliche Fähigkeit, seine Feinde zu übertreffen, und einen aussergewöhnlichen Willen, aus allem Geld zu machen.

Die Demokraten mögen die Lorbeeren nur ungerne ernten, aber ihre Besessenheit von Trump treibt sein Vermögen in immer grössere Höhen. Ohne Rücksicht auf die Einschaltquoten zu nehmen, sind sie entschlossen, ihn als historischen Superschurken in der Weltgeschichte zu etablieren.

Der republikanische Meinungsforscher Frank Luntz warnt, dass die meisten Amerikaner keine Lust haben, Trumps Besitz zu beschlagnahmen oder ihn als gebrochenen und verarmten Mann vorzuführen. «Wir werden sehen, wer zuletzt lacht», sagte Trump am Montag auf einer Pressekonferenz in der Innenstadt von Manhattan vor Reportern.

Amy Holmes

Grosser Sprung nach vorn

Xi Jinping festigt seine Macht trotz wirtschaftlicher Krisen und geopolitischer Spannungen. Seine Strategie erinnert immer klarer an Mao Zedong.

Francis Pike

Den Funktionären, die sich im Juli 1959 zur Parteikonferenz in Lushan versammelt hatten, war längst klar, dass Mao Zedongs «Grosser Sprung nach vorn», die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft mit dem Ziel einer forcierten industriellen Entwicklung Chinas, eine einzige Katastrophe war. Das Kernstück von Maos Wirtschaftsplan führte zu einer Hungersnot, der dreissig bis fünfzig Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Davon, dass es Probleme beim «Grossen Sprung nach vorn» gab, war aus dem Mund des Parteivorsitzenden kaum etwas zu hören. Im Gegenteil, aus Sorge um seinen Ruf als «Grosser Steuermann» bestätigte Mao seine Kritik. Nachdem General Peng Dehuai, Verteidigungsminister und Held des Koreakriegs, in einem persönlichen Brief an Mao Kritik am Grossen Sprung nach vorn geübt hatte, forderte Mao die Genossen zu einer Stellungnahme auf. Niemand wagte sich aus der Deckung. Politische erfahrene Funktionäre wie Zhou Enlai kritisierten Peng. Mao erklärte: «Wenn Pengs Armee mir nicht folgen will, werde ich in die Berge gehen [...] und meine Armee neu organisieren.» Derart eingeschüchtert, verabschiedete die Konferenz von Lushan einstimmig eine Resolution, in der Peng verurteilt wurde. Im darauffolgenden Monat wurde der gedemütigte General seines Amtes enthoben und politisch in die Wüste geschickt.

Entmachtung der Nummer zwei

Ganz ähnlich agiert heute Xi Jinping, dessen grandioser ökonomischer und strategischer Masterplan – eine Art «Grosser Sprung nach vorn 2.0» – sich in Teilen als gescheitert erwiesen hat. Ungeachtet der gegenwärtigen Wirtschaftskrise hat Xi, genau wie Mao im Jahr 1959, seine persönliche Macht weiter ausgebaut. Die Frühjahrstagung des Nationalen Volkskongresses im März 2024 könnte als Xis Lushan-Moment in die Geschichte eingehen.

In einer undurchdringlichen chinesischen Welt, in der subtile Änderungen im Protokoll oft die einzigen Hinweise auf politische Veränderungen liefern, sorgte die Absage der Pressekonferenz mit Ministerpräsident Li Qiang zum



«Wenn Pengs Armee mir nicht folgen will...»:

Staatschef Xi an der Frühjahrstagung des Nationalen Volkskongresses, 11. März.

Abschluss des Nationalen Volkskongresses am 11. März für Aufsehen. Signalisiert dies eine tiefgreifende Änderung? Wie der Hongkonger Jurist Alfred Wu anmerkt, ist Präsident Xi offenbar fest entschlossen, das zweigleisige Herrschaftssystem (Partei und Staat) abzuschaffen. Seit Beginn der dritten Amtszeit von Xi Jinping im März 2023 wird die Wirtschaftsplanung nicht mehr von staatlichen Institutionen gelenkt, sondern unmittelbar von der Partei – mit anderen Worten von Xi.

Der Verzicht auf die Pressekonferenz könnte darauf hinweisen, dass Xi durch die Entmachtung der Nummer zwei, Li Qiang, seine Macht als Vorsitzender der Kommunistischen Partei weiter ausbauen will. Gleichzeitig konnte er unangenehme Fragen zu seinem wirtschafts- und geopolitischen Kurs aus dem Weg gehen, der für die zunehmende Finanzkrise in der Volksrepublik verantwortlich gemacht wird.

Immobilienkrise, Industriekollaps

Seit einigen Jahren sind die strukturellen Probleme in der chinesischen Wirtschaft immer deutlicher geworden. So wie in Japan am Ende seines grossen Exportbooms in den 1980ern, sind in China in den zurückliegenden zehn Jahren Gelder aus Handelsbilanzüberschüssen in den Immobiliensektor geflossen. Viele Investoren und Bauunternehmer sahen in Immobilien eine Antwort auf den Preisanstieg. Inzwischen gibt es in China mehr Wohnimmobilien als potenzielle Käufer und Dutzende von Geisterstädten.

Noch besorgniserregender ist der Umstand, dass in den vergangenen Jahrzehnten Provinzverwaltungen immer mehr Finanzmittel durch Grundstücksverkäufe generiert haben. Doch inzwischen ist die Party vorbei. Im Januar wurde der Immobiliengigant Evergrande (2018 das wertvollste Unternehmen der Immobilienbranche) zerschlagen. Seit 2020 sind mehr als 1200 Bauunternehmer zahlungsunfähig. Wie kürzlich berichtet wurde, haben Provinz- und Stadtverwaltungen Krisengespräche mit ihren Banken in Peking geführt, um einen Konkurs abzuwenden.

Zu dieser düsteren Entwicklung kommt der drohende Kollaps der chinesischen Automobilindustrie. 2010 verkündete die Zentralregierung, dass Elektrofahrzeugen die Zukunft gehöre. Auf diese Weise würde man den Westen überholen und das exportgestützte Wirtschaftswachstum stärken können. Subventionen, Investitionen und Kredite für E-Auto-Start-ups führten zu massiven Überinvestitionen.

Das Ergebnis: Die meisten der 93 chinesischen E-Auto-Start-ups werden bankrottgehen. WM Motor, das zwei Milliarden Dollar von Provinzregierungen, Immobilien- und Technologieunternehmen eingesammelt hatte, war bereits im letzten Oktober zahlungsunfähig geworden. Andere stehen kurz davor. Obwohl der Anteil von E-Autos bei den Neuzulassungen im ver-

gangenen Jahr bei 34 Prozent lag (am Ende dieses Jahres soll dieser Anteil auf 50 Prozent steigen), operiert nur BYD, der aussichtsreichste globale Konkurrent von Tesla, profitabel. Laut Prognosen des BYD-Chefs dürften nur vier oder fünf der chinesischen Autohersteller das «Blutbad» überleben.

Ein vergleichbares Debakel hat es in der Geschichte schon einmal gegeben. Als im frühen 20. Jahrhundert die Entwicklung des Verbrennungsmotors in den Vereinigten Staaten zu einer technologischen Revolution führte, gab es mehr als 1500 Autobauer. Aber 1939 beherrschten nur drei Unternehmen 90 Prozent des Markts.

Hinzu kommt, dass Xi Jinpings Kampf gegen mächtige Tech-Firmen und soziale Medien und ihre prominenten Köpfe (etwa Jack Ma von Alibaba) Investitionen in die wachstumsstärksten Sektoren der Wirtschaft verhindert. Viele chinesische Tech-Unternehmer sind ins Ausland abgewandert. Ausländische Kapitalbeteiligungen sind um 80 Prozent zurückgegangen. Direktinvestitionen erreichten 2022 den niedrigsten Stand in den vergangenen dreissig Jahren. Selbst Langzeitinvestoren wie Apple haben ihre Produktionsanlagen mitsamt Lieferketten in andere asiatische Länder verlegt.

Das Investitionsproblem wird zusätzlich verschärft durch Xi Jinpings aggressive Aussenpolitik. China hat in den vergangenen Jahren keinen Zweifel daran gelassen, dass es die Weltmacht Nummer eins werden will. Die offen angedrohte Invasion von Taiwan und der Bau von Stützpunkten im gesamten Südchinesischen Meer haben die wichtigsten Handelspartner alarmiert, die Vereinigten Staaten und die Europäische Union, aber auch asiatische Nachbarn.

Nicht ganz so ostentativ, aber nicht weniger real ist Präsident Xis Bestreben, den globalen Einfluss Chinas mit Hilfe der «Neuen Seidenstrasse» auszubauen. Im Ostchinesischen Meer, im Himalaja, im Golf von Bengalen, im Indischen Ozean, am Polarkreis, im Südpazifik und im Arabischen Meer sind aggressiv expansionistische Projekte der Volksrepublik China zu beobachten. Die faktische Allianz mit Russland und dem Iran hat dem Westen abermals vor Augen geführt, dass China ein geopolitischer Rivale ist.

Eine Reaktion des Westens war unvermeidlich. Angesichts des Aufstiegs der Volksrepublik zu einer aggressiv expansionistischen Supermacht waren die USA in den letzten Jahren bemüht, den Zugang Chinas zu moderner westlicher Technologie einzuschränken, beispielsweise zu den hochmodernen Halbleiterbelichtungssystemen des niederländischen Unternehmens ASML und den KI-Prozessoren, die von Nvidia in Kalifornien entwickelt werden. Gleichzeitig hat die US-Regierung Massnahmen zur Stärkung der heimischen Produktion ergriffen. Subventionen für im Inland produzierte Elektroautos dienen vor allem dem Ziel, chinesische Autos vom amerikanischen Markt fernzuhalten.

Ganz gleich, wie sich die Probleme der Volksrepublik in diesem Jahr entwickeln werden, an der Wall Street herrscht Konsens darüber, dass angesichts eines prognostizierten Wachstums von 4,6 Prozent im Jahr 2024 nicht mit einem Kollaps der chinesischen Wirtschaft zu rechnen ist. Nach zweistelligen Wachstumsraten zu Beginn der 2000er Jahre dürfte dieser Ein-

Nur vier oder fünf der chinesischen Autohersteller dürften das «Blutbad» überleben.

bruch für Peking jedoch Anlass zur Sorge sein, was durch die niedrige Geburtenrate und die alternde Bevölkerung noch verschärft wird.

Präsident Xi, dem die Folgen seiner aggressiven Aussenpolitik für die chinesische Wirtschaft klar sein dürften, hat in den vergangenen Monaten betont, dass sein Land «offen für Geschäfte» sei. Die Gespräche, die er im November mit Tim Cook (Apple) und Elon Musk (Tesla) in San Francisco führte, sollten diese Botschaft unterstreichen. Auch auf der jüngsten Tagung des Nationalen Volkskongresses wurde diese Botschaft zum Ausdruck gebracht.

Deutschland und Japan überholt

Die gegenwärtigen Schwierigkeiten der heimischen Wirtschaft werden den Marsch Chinas zu globaler Dominanz gewiss nicht verhindern. Die chinesische Autobranche wird einen schmerzhaften Umstrukturierungs- und Konsolidierungsprozess erleben, der globale Giganten hervorbringen wird. China hat Deutschland und Japan bereits als grösster Autoexporteur der Welt überholt. Derzeit haben allein zwei dieser chinesischen Unternehmen, BYD und Shanghai Auto, 40 von insgesamt 76 geordneten Autotransportschiffen bestellt. In den nächsten Jahren dürfte der Weltmarkt mit chinesischen Autos überflutet werden. Die europäischen Autobauer und die EU-Kommission sind dementsprechend nervös.

Bis die Exzesse auf dem chinesischen Immobilienmarkt bereinigt sind, könnte noch einige Zeit vergehen. Gleichwohl sollte der Westen nicht mit einem Kollaps der chinesischen Wirtschaft oder mit Abstrichen an den chinesischen Ambitionen rechnen. Sollten westliche Regierungen gehofft haben, dass Chinas Wirtschaftsprobleme Präsident Xi schwächen und ihn zu einem weniger aggressiven und kompromissbereiteren Partner machen würden, so werden sie enttäuscht sein. Die jüngste Tagung des Nationalen Volkskongresses hat demonstriert, dass Xi seine Macht konsolidiert hat. Seit Mao übt der Parteivorsitzende sein Amt als Primus inter Pares aus, doch inzwischen herrscht Xi wie ein Kaiser.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Spitzkehr im «Baur au Lac»

Das legendäre Zürcher Gourmet-Restaurant «Pavillon» wird als «Marguita» auferstehen. Die neue kulinarische Oase soll ein jüngeres Publikum ins Nobelhotel locken.

Oliver Schmuki

Die altehrwürdige Hotelhalle des «Baur au Lac», genannt «Le Hall», ist eine Art Spiegel der Zeit, in der wir leben – und das bereits seit 180 Jahren. Hier treffen wir den General Manager Christian von Rechenberg zum Gespräch. Neben uns haben zwei Herren im Anzug etwas Wichtiges zu besprechen, anderswo hat sich eine Gesellschaft aus dem Nahen Osten zum Afternoon Tea eingefunden, und ein Sofa weiter schenkt ein Serviceangestellter einem jungen Elternpaar Blanc de Blancs nach, während das Baby schläft.

Auf den ersten Blick scheint selbst die Zeit hier Pause zu machen. Wobei das Hotel natürlich aufpassen muss, nie stehenzubleiben, sondern der Zeit bestenfalls sogar jeweils etwas voraus zu sein. Das gilt selbstverständlich auch für die Gastronomie. Und hier möchte das «Baur au Lac» jetzt die «Weichen für die Zukunft stellen», wie es in einem Communiqué heisst. Und zwar wird das Restaurant «Pavillon», wo am 1. Januar 2024 das letzte Frühstück serviert wurde und wo sich derzeit eine Grossbaustelle befindet, bald mit neuer Identität wiederauferstehen.

Laut Christian von Rechenberg hielt bei diesem Vorhaben die Besitzerfamilie die Zügel fest in der Hand. Der Name des neuen Lokals hin-

gegen war ein Vorschlag von ihm: «Für mich war ganz klar, dass dieses «Marguita» heissen muss.» Marguita – so heisst sowohl die Mutter des heutigen Besitzers Andrea Kracht wie auch dessen 32-jährige Tochter, die sich die Betriebsleitung seit zwei Jahren mit ihrem Vater teilt.

Spass und gesunde Gerichte

Die Eröffnung erfolgt in Etappen, die Terrasse soll Anfang Juni, das Restaurant mit Sicherheit im August wieder Gäste empfangen. Ungleich spannender aber ist, was im «Marguita» künftig serviert werden soll. An die Stelle von Steinbutt und Vichyssoise mit Kaviar auf 2-Sterne-18-Punkte-Niveau rückt eine frische Küche mediterraner Prägung: Teigwaren, Risotto, Fleisch und Fisch vom Grill.

Tiefer in die (Speise-)Karten blicken lässt sich von Rechenberg nicht. Er verrät aber, dass sowohl der neue alte Küchenchef Maximilian Müller, aber auch er selbst und «die Familie» sich in der Phase der kulinarischen Konzeptfindung auf «Food-Safaris» Inspiration geholt hätten – im Mittelmeerraum, aber auch in London. «Ein Angebot wie dort findet man sonst nirgendwo», sagt von Rechenberg und gerät regelrecht ins Schwärmen.

In London sitzt auch Martin Brudnizki. Dessen Design Studio wird das Gewand für das neue «Marguita» zimmern. Das lag auf der Hand, hat Brudnizki doch bereits das «Baur's» eingerichtet – die stadtseitig gelegene Brasserie eröffnete im Herbst 2019 und ist fast notorisch ausgebucht. Der Hoteldirektor beschreibt den Stil des schwedischen Innenarchitekten als «zeitlos, international, lässig».

Interessant wird sein, zu beobachten, wie gut es dem «Marguita» gelingen wird, sich neben dem «Baur's» zu behaupten, dessen Konzept in vielerlei Hinsicht deckungsgleich ist: einfache, aber raffinierte Küche, zeitgemässe Präsentation,

An die Stelle von Steinbutt und Vichyssoise rückt eine frische Küche mediterraner Prägung.

elegant-modernes Interieur, ansehnliche Bar und keine völlig abgehobene Preispolitik. Das kommt gerade bei jüngeren Gästen gut an.

Statt einer Pilgerstätte für Gourmets wolle man mit dem «Marguita» eine Oase mitten im *hustle and bustle* der Innenstadt erschaffen, sagt von Rechenberg: «Man möchte heutzutage nicht mehr zwei Mal innerhalb eines Aufenthalts neun Gänge essen.» Darum setze man auf eine familiäre Atmosphäre, gesunde Gerichte und grössere Tischgesellschaften. Im Vordergrund stehen sollen das Gesamterlebnis und auch der Spass.

Wer partout nicht auf seine neun Gänge verzichten mag, dem würde er empfehlen, Stefan Heilemann im «Widder Restaurant» oder Heiko Nieder in «The Restaurant» zu besuchen. «Bei ihnen sind diese Gäste dann vermutlich besser aufgehoben als bei uns», so von Rechenberg. «Damit werden wir leben müssen.» Auch er schätze zwar hie und da ein Fine-Dining-Erlebnis, aber: «Ich gehe auch gerne in den «Sternen» und hole mir eine Bratwurst mit goldenem Bürli und Wasabi-Senf.» Genau diesen kulinarischen Spagat wird das «Baur au Lac» der Zukunft nicht mehr meistern können. Dafür wird die Hemmschwelle für eine neue, junge und achtsame Klientel sinken.



Italianità am Zürisee: «Marguita» (Visualisierung).

Symbole und Schöngerede

Pinkes Shirt und IS-Gruss: Deutsche Fussball-Fans haben genug von der Woke-Agenda.



Ein neues Auswärtstrikot in Pink, ein Ausstatterwechsel und zuletzt ein Bild eines Nationalspielers auf einem Gebets-teppich mit in die Luft gestrecktem Zeigefinger – an hitzigen Diskussionen über die Nationalmannschaft mangelte es in Deutschland nicht. Da konnte auch das 2:0 gegen Frankreich in Lyon am vergangenen Samstag die Gemüter nur bedingt beruhigen.

Mit der Debatte um die deutsche National-elf verhält es sich dabei ähnlich wie mit der um das Gendern: Erst geht man allen auf den Sack, indem man den Menschen versucht, Dinge auf-zuzwingen, die sie nicht wollen, und dann wundert man sich über deren Reaktion und tut so, als würden alle überreagieren. Hier wie dort gilt allerdings die Frage, was zuerst da war: der Bürger, der aus einer vermeintlichen Mücke einen Elefanten macht? Oder eine Politik beziehungsweise ein Verband wie der Deutsche Fussball-Bund (DFB), die dem Volk ihre Agenda zuvor gegen seinen Willen aufgezwungen haben?

Wer den Sport für seine politischen Zwecke instrumentalisiert, muss sich nicht wundern, wenn jede noch so unpolitische Entscheidung fortan zum Politikum wird. Wenn der Fussballfan ein Trikot nicht mehr nur nach seiner Ansehnlichkeit beurteilt, sondern auch nach seiner vermeintlichen politischen Botschaft. Nein, das pinke Auswärtstrikot der Nationalmannschaft hat die Gemüter nicht erhitzt, weil es pink ist, sondern weil die Leute es als Symbol einer woken Agenda interpretieren, die seit Jahren gegen den Willen der Fans und auch vieler Spieler von Politik und DFB eiskalt durchgezogen wird.

Auch der Wechsel vom deutschen Traditionsunternehmen Adidas zum US-Sportartikelhersteller Nike emotionalisiert nur deshalb so, weil er in das Gesamtbild einer Mannschaft passt, die von vielen Menschen nur noch als Söldnertruppe angesehen wird. Wirtschaftlich gesehen macht der Wechsel Sinn. Das Angebot von Nike war um ein Vielfaches besser als das von Adidas. Nur geht es am Ende eben in solchen Zeiten nicht vorrangig um Ratio, sondern um das Herz. Nicht um Wirtschaft, sondern um Tradition und Emotionen. Insbesondere in Zeiten, in denen viele Deutsche das Gefühl haben, dass man ihre Herkunft, ihre Tradition und Kultur ohnehin für null und nichtig erklärt.

Und dann wäre da noch Antonio Rüdiger, deutscher Nationalspieler und Moslem, der zu Beginn des Ramadan ein Bild von sich auf Instagram postete, das ihn, ganz in Weiss gekleidet und mit traditioneller Gebetskappe auf dem Kopf, auf einem Gebetsteppich zeigt. Er streckt den sogenannten Tauhid-Finger zum Himmel. Ein Symbol, das sinngemäss

Die Menschen spüren, wenn mit zweierlei Mass gemessen wird, und es macht sie wütend.

besagt, dass es keinen Gott ausser Allah gibt. Ein Symbol, das die meisten Menschen wohl vor allem von Bildern des Islamischen Staates, als Geste der Islamisten, kennen dürften.

Wenn man Rüdiger so sieht, könnte man tatsächlich auf die Idee kommen, dass da ein Streng-

gläubiger sitzt oder vielleicht sogar jemand, der sich zunehmend radikalisiert hat. Auf alle Fälle jemand, der mit der woken Vielfaltsideologie des DFB vermutlich nicht viel anfangen kann.

In Zeiten, in denen der islamistische Terror allgegenwärtig ist, wie beim Anschlag in Moskau am vergangenen Freitag, bei dem über hundert Menschen kaltblütig ermordet wurden, wirkt das Bild zudem fast wie eine Provokation. Eine religiöse Machtdemonstration.

Bedenklich ist jedoch nicht allein Rüdigers Auftreten, sondern auch das Schöngerede aus jener Ecke, die sonst hinter jedem Schlumpf und jeder Helly-Hansen-Jacke eine Gefahr für unsere demokratische Gesellschaft sieht. Plötzlich wird beschwichtigt, wo sonst immer ganz genau hingeschaut wird. Der Tauhid-Finger sei kein Islamistensymbol. Alles ganz harmlos. Und *Allahu akbar* ist quasi auch nur «Grüss Gott» auf Arabisch.

Mag sein, dass Antonio Rüdiger nicht unser primäres Problem in Deutschland ist, aber wer sonst hinter jedem Clown-Emoji im Netz eine rechte *dog whistle* sieht, macht sich in hohem Masse unglaublich, wenn er die Symbolik eines solchen Bildes zu einem netten Gruss an alle Muslime verklärt.

Die Menschen spüren, wenn mit zweierlei Mass gemessen wird, und es macht sie wütend. Sie sind nicht dumm, und sie haben keine Lust mehr, sich einen vom Pferd erzählen zu lassen. Schon gar nicht lassen sie sich eine woke Ideologie aufzwingen, um sich im nächsten Moment erklären zu lassen, wie harmlos jene Religion ist, die all dem diametral gegenübersteht.

Jeder Ton ein Gottesbeweis

Vor 300 Jahren wurde Bachs Johannespassion in Leipzig erstmals aufgeführt. Dieser Höhepunkt der europäischen Kulturgeschichte hallt bis heute nach.

Christophe Büchi

Gäbe es eine Hitparade der klassischen Musik, nähme Johann Sebastian Bach (1685–1750) in der Sparte religiöse Musik zweifellos einen permanenten Spitzenplatz ein. Vor allem die zwei Stunden dauernde Johannespassion für Soli, Chor und Orchester sowie die noch monumentalere Matthäusp passion, deren Aufführung rund drei Stunden dauert, gehören zu den Evergreens des Musikrepertoires. Sie werden täglich auf der Welt Dutzende Male aufgeführt, geprobt oder aufgenommen. Genössen sie noch urheberrechtlichen Schutz, so wären Bachs Nachkommen wohl steinreiche Leute.

Gerade in der Zeit um Ostern pilgern Scharen von Musikliebhabern in eine Kirche oder einen Konzertsaal, um eines dieser beiden Wunderwerke zu hören. Soziologisch und kulturgeschichtlich fasziniert, dass die Bach-Passionen selbst Menschen rühren, die mit Religion und Christentum wenig oder nichts am Hut haben. Wieso? Die Antwort kann wohl nur lauten: in allererster Linie durch die schiere Qualität dieser Werke, ihre ausserordentliche Kreativität und Diversität.

Religiöse Oper?

Das gilt ganz besonders für die «kleinere» der beiden überlieferten Bach-Passionen. Die Johannespassion stellt, wie der Name verrät, eine musikalische Inszenierung des Johannesevangeliums dar, das heisst die Vertonung einer der vier in der christlichen Bibel enthaltenen Erzählungen über Leben und Tod des Jesus von Nazareth. Als guter Protestant verwendete Bach für seine Textvorlage die Bibelübersetzung des Reformators Martin Luther. Die Johannespassion behandelt einen Teil dieses Evangeliums, nämlich jenes Kernstück, in dem über die «Passion» (Leiden) – will sagen: über Prozess, Verurteilung, Kreuzigung und Grablegung des Christus Jesus berichtet wird. Bemerkenswert ist aber, dass sich der Komponist die Freiheit herausnahm, in den Johannes-Bericht zwei Passagen aus dem Evangelium nach Matthäus einzufügen, nämlich den Verrat des Petrus und das Zerreißen des Vorhangs im Tempel. Er tat dies wohl in der Absicht, das Geschehen noch dramatischer zu gestalten.

Zudem wird bei Bach der biblische Bericht immer wieder von Chören, Chorälen und Arien (und sogar von zwei Ariosi) unterbrochen, die das Geschehen kommentieren, interpretieren und darüber meditieren. Die Texte dieser Einschübe beruhen teils auf Kirchenliedern oder Gebeten, teils auf freier Dichtung. Sie stellen retardierende Elemente dar, die gleichsam die Spannung, filmisch gesprochen: den «Suspense», erhöhen. Hieraus ergibt sich eine Abfolge von «objektiven» Passagen, in denen berichtet wird, und von «subjektiven» Momenten, in denen das Berichtete reflektiert wird – ein eminent modernes Element der Narration.

Die «kleine» Johannespassion wird – wie auch die «grosse» Matthäusp passion – oft als eine Art religiöse Oper bezeichnet. Dies stimmt mit Blick auf die Mischung von Rezitativen, Arien und Chören. Doch fehlt diesen Oratorien etwas Entscheidendes, das die Oper ausmacht: die szenische Gestaltung. Kein Zweifel besteht aber daran, dass sich Bach die Techniken der Opernkomponisten genau angeschaut hat.

Johann Sebastian Bach war eben nicht nur ein grosser Tonkünstler, sondern auch ein Mann von überragendem dramatischem Gespür. Ein frappierendes Beispiel ist in der Johannespassion das Hin und Her zwischen dem römischen Statt-



Mann von überragendem dramatischem Gespür: Bach mit Familie.

halter Pontius Pilatus, der Jesus als unschuldig betrachtet und ihn freilassen möchte, und dem Volk, das den Tod des unschuldig Angeklagten fordert. Bei Bach wird das Rezitativ immer wieder von kurzen solistischen Einlagen unterbrochen sowie von Chören, die bis zur Schmerzgrenze das Geschrei einer nach Blut lechzenden und wahn-sinnig gewordenen Menschenmenge wiedergeben. Dies erzeugt eine unwiderstehliche Dramatik, einen schrillen Zusammenprall, der ein aufmerksames Publikum nicht gleichgültig lässt. Das Treiben einer aggressiven Volksmasse, wie es der Literaturnobelpreisträger Elias Canetti in seinem Jahrhundertwerk «Masse und Macht» in allen Details analysiert hat, wird bei Bach musikalisch erfahrbar und geht unter die Haut. Seine Johannespassion ist auch eine Darstellung dessen, was man mit modernen Begriffen als Lynchjustiz und Justizmord bezeichnen könnte.

In den Bach-Passionen wechseln sich Passagen von umwerfender Dynamik mit meditativen Einlagen ab; Dramatisches und Lyrisches jagen sich. Freude, Trauer, Schmerz, Angst, Hoffnung: Alle Regungen der menschlichen Seele, alle Facetten der *condition humaine* finden bei Bach ihren Ausdruck. Neben der phasenweise geradezu zeitgenössisch wirkenden Harmonik, die nicht mit Dissonanzen und chromatischen Passagen geizt, erstaunt auch die Komplexität der Rhythmen, die höchste Anforderungen an die Ausführenden



stellt. Bachs rhythmisches Genie ist ein wichtiger Grund dafür, dass diese Musik bis heute von Komponisten und Choreografen adaptiert und variiert wird und nicht zuletzt im Jazz Anklang findet. Erst recht die Popmusik plündert Bachs Repertoire bis zum Gehtnichtmehr.

Der Weg zum Oratorium

So unbestritten Bachs Genie und Originalität auch sein mögen, so stehen sein Werk und vor allem auch die Johannespassion doch in einer uralten Tradition. Seit den Anfangszeiten des Christentums war es üblich, während der Karwoche (Woche vor Ostern) im Gottesdienst die Passionsgeschichte vorzulesen oder in ge-

Bach öffnet den Zugang zu einer sakralen Sphäre, die für viele Menschen kaum mehr existiert.

tragenem Ton zu rezitieren. Nach und nach gewann der Vortrag an Abwechslung, weil gewisse Passagen – etwa die Worte Christi oder jene des Pontius Pilatus – auf mehrere Rezitierende verteilt wurden. In der Renaissance wurden die zentralen Passagen mehr und mehr gesungen und musikalisch ausgeschmückt. Bald begannen Instrumente den Vortrag zu begleiten. Zudem schob man in den Evangelienbericht andere religiöse Texte ein. So entstanden in der Barockzeit zuerst in Italien, dann in Deutschland die ersten Passions-Oratorien. Sie kamen vor allem in Norddeutschland in Mode. Hamburg etwa führte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Neuerung ein, jedes Jahr am Karfreitag ein Passions-Oratorium aufzuführen.

Die mit Hamburg und Frankfurt wetteifernde Handelsstadt Leipzig, die damals etwa 30 000 Einwohner zählte, wollte mithalten. Nachdem der Kantor Johann Kuhnau gestorben war, berief der städtische Rat 1723 den 38-jährigen Johann Sebastian Bach, der am Hof des Herzogs von Köthen als Kapellmeister wirkte, als neuen Kantor und Musikdirektor der Thomaskirche. Zu seinem Pflichtenheft gehörten nicht nur die Führung des berühmten, aber etwas heruntergekommenen Thomanerchors und die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes, sondern auch der Unterricht in der angegliederten Schule. Deshalb musste der neue Kantor vor dem Vertreter der lutherischen Kirche vor seinem Antritt zuerst ein theologisches Examen ablegen.

Aber auch in musikalischer Hinsicht war das Pflichtenheft des Kantors gigantisch. Hierzu gehörte neben der Komposition einer wöchentlichen Kantate für den Sonntagsgottesdienst auch die alljährliche Aufführung und Komposition eines Passions-Oratoriums; dieses Oratorium sollte jeweils am Karfreitag im Rahmen eines Gottesdienstes abwechslungsweise in einer der beiden Hauptkirchen – Thomaskirche und Nikolaikirche – aufgeführt werden.

Bach machte sich im Frühling 1723 an die Arbeit. An Weihnachten wurde erstmals sein berühmtes «Magnificat» aufgeführt. Und am Karfreitag, den 7. April 1724, erklang in der Nikolaikirche zum ersten Mal seine Johannespassion. Das Oratorium war als Teil des Gottesdienstes gedacht; in die Mitte der Aufführung schob sich eine lange Predigt. Ein Jahr später wurde das Oratorium in einer überarbeiteten Version in der Thomaskirche gegeben.

Das Werk scheint bei einem Grossteil des Publikums wie auch der Auftraggeber, den städtischen Behörden, Gefallen gefunden zu haben. Allerdings hegten konservative Leute, nicht zuletzt im pietistischen Klerus, Bedenken gegenüber dieser «Theatralisierung» des Gottesdienstes und wegen der kühnen Effekte der bachschen Musik. Diese Bedenken traten erst recht im April 1727 zutage, als in der Thomaskirche erstmals Bachs noch effektvollere Matthäuspassion mit einem doppelten Chor gegeben wurde. Es heisst, eine Gottesdienstbesucherin sei erschrocken mit den Worten «Dies ist ja eine Opera!» aus der Kirche gerannt.

Gemäss Berichten seiner Söhne hat Bach in seiner Leipziger Zeit fünf Passionen komponiert, von denen allerdings nur die Johannes- und die Matthäuspassion als Ganzes erhalten sind. Im Juli 1750 starb der Komponist, vermutlich an den Folgen einer verunglückten Augenoperation. Danach wurden seine Passionen lange Zeit nicht mehr aufgeführt. Das Jahrhundert der Aufklärung zeigte wenig Verständnis für Bachs grandiose spätbarocke Kunst.

Säkularisierte Gottesdienste

Inzwischen ist aber dieses Missverständnis mehr als korrigiert. Vielleicht hat der Erfolg der Bach-Passionen, neben deren atemberaubender Wucht, noch einen weiteren Grund. Für viele Menschen, die keine religiöse Praxis mehr kennen, stellt Bachs Musik einen kunstvollen Faden dar, der sie noch mit der christlichen Kultur und ihrem eigenen kulturellen Hintergrund verbindet. Bachs Werke öffnen den Zugang zu einer sakralen Sphäre, die für viele moderne Menschen sonst kaum mehr existiert. Menschen unterschiedlicher Herkunft kommunizieren dank dieser sublimer Musik und bilden eine Gemeinde von Gleichgesinnten. Selbst wenn die Bach-Passionen in einem Konzertsaal aufgeführt werden, umgibt sie eine sakrale Aura, die an einen religiösen Ritus erinnert – was auch in der Tatsache zum Ausdruck kommt, dass im Konzertsaal wie in der Kirche Stille und Schweigen herrschen. Zudem fühlen sich besonders dank Youtube heutzutage Menschen in der ganzen Welt über die gemeinsame Verehrung für den Kantor verbunden. Gedacht waren Bachs Passionen als Teil eines Gottesdienstes. Inzwischen sind sie selbst zu einem Gottesdienst geworden – man möchte anfügen: zu einem säkularisierten Gottesdienst.

Willkür statt Wissenschaft

Freigelegte Dokumente belegen: Der Corona-Lockdown hatte keine evidenzbasierte Grundlage. Endet jetzt der Blindflug von Medien und Justiz?

Milosz Matuschek

Es war ein langer und kostspieliger Kampf. Ganze vier Jahre hat es gedauert, bis der Journalist Paul Schreyer (*Multipolar-Magazin*) und sein Team die Protokolle der Koordinierungsstelle des Robert-Koch-Instituts (RKI) freigelegt hatten. Diese geben Einblicke in das Innerste der Entscheidungsfindung über Corona-Massnahmen, die den Zeitraum von März 2020 bis April 2021 betrafen. Wenn es irgendwo eine Willensbildung mit Abwägung gegeben hat, welche Massnahme warum wann sinnvoll ist, dann hier. Das RKI als Unterbehörde des deutschen Gesundheitsministers gab den Takt in der Krise vor. Hier lag das Epizentrum der Entscheidung, hier hütete man den Gral der «Wissenschaft». RKI-Chef Lothar Wieler war über lange Zeit das Hauptgesicht Corona neben Christian Drosten. Bei ihm liefen Inzidenzen, R-Werte und Infektionskurven zusammen, von hier aus wurde die Lage regelmässig an die Öffentlichkeit kommuniziert, gerne von Wieler selbst. Nach Ausscheiden aus dem Amt wurde der Veterinärmediziner mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Steckt Merkel dahinter?

Die freigelegten Protokolle, die auf vielen Seiten geschwärzt sind, offenbaren in einem zentralen Punkt nun gähnende wissenschaftliche Leere: Es gab keine wissenschaftliche Grundlage für den ersten Lockdown. Und das, obwohl politisch wie auch medial immer wieder betont worden war, das Team Wissenschaft habe die Krise im Griff. Tatsächlich war die Entscheidung für den Lockdown rein politisch; grünes Licht gab ein bisher geschwärzter Akteur (ein Urteil hierzu könnte im Mai erfolgen). Man kann nun rätseln, ob Angela Merkel dahintersteckt, die Regierung oder irgendein besonders informierter Experte. Fakt ist: Eine wissenschaftliche Ausarbeitung, die vor allem eine Kosten-Nutzen-Analyse oder Risikofolgenabschätzung dieser wohl massivsten aller nichtmedizinischen Eingriffe in die Freiheitsrechte der Bürger beinhaltet, gab es nie. Das bestätigte auch das gegnerische Anwaltsteam des RKI, die Kanzlei Raue. Das Team Wissenschaft war tatsächlich das Team Blindflug.



Wenn hier geblufft wurde, wo noch?

Es ist in Deutschland gerade so, als würde ein Blankoscheck platzen. Dies ist stets ein Moment der Wahrheit; wer will, kann über die Dramatik notleidender Wechsel schon bei Balzac viel

Nun dürften sich auch jene getäuscht fühlen, die dem RKI mit blindem Gehorsam an den Lippen hingen.

nachlesen. Der Blankoscheck war hier im Grunde ein verbrieftes Bluff. Die Politik verwies auf die Wissenschaftskompetenz des RKI, Medien und Justizsystem folgten. «Das RKI hat recht» war die unausgesprochene Parole. Niemand fragte nach der Offenlegung der wissenschaftlichen Begründung – weder Medien noch Justiz bohrten hier je tiefer als unter die Oberfläche des Behördenorganigramms –, sondern man errichtete einen Unfehlbarkeitskult, in dem Skepsis als

Verrat gelten musste. Irgendwer würde schon irgendwo seinen Job gemacht haben, auf den man sich gänzlich verlassen könne. Nun dürften sich auch alle jene getäuscht fühlen, die dem RKI mit blindem Gehorsam an den Lippen hingen.

Trau, schau, wem: Es zeigt sich doch immer wieder, dass kultisches Autoritätsvertrauen, gepaart mit naiver Behördengläubigkeit, zwangsläufig dazu führt, dass Kontrollinstanzen versagen. Das betrifft die Medien, die vielfach dekorierten Expertenzirkel und ganz besonders die Justiz. Denn im Kern geht es bei der Grundrechtsprüfung immer um eine Verhältnismässigkeitsprüfung, einen Vergleich zwischen eingesetztem Mittel (Massnahme) und verfolgtem Zweck. Je intensiver eine Massnahme in Grundrechte eingreift, desto grössere Anforderungen sind an die Begründungsdichte zu stellen. Im Klartext: Wer Hausarrest und Kontaktverbot im Freien für Gesunde verhängt, muss sich sei-

ner Sache schon sehr sicher sein. Eine Justiz, die das durchgehen lässt, erst recht. Nun öffnet das Vakuum beim RKI den Blick in den Abgrund des deutschen Institutionenversagens. Nach der «Impflüge» vom vermeintlichen Schutz Dritter vor Ansteckung offenbart der RKI-Bluff, dass der Kaiser nackt ist – und der Ruf vom ach so «gründlichen Deutschen» eine Mär.

Wenn es für Lockdowns also keine Evidenzgrundlage gab, konnte die Justiz de facto ebenfalls nur auf eine Leerstelle verweisen. Dem Wissenschaftsbluff folgte ein Justizbluff. Wo sind die Wiederaufnahmeverfahren, wo die Amnestien? Eine eigene Abschätzung von Nutzen und Risiko erbrachte die Justiz erst gar nicht. Und eine des RKI gab es nicht. Doch wenn einer politischen Massnahme die wissenschaftliche Nachvollziehbarkeit fehlt, dann ist diese willkürlich. Wird diese Willkür von Polizei und Sicherheitskräften schliesslich auch noch mit aller Härte und Gewalt durchgesetzt, dann ist ein Vergleich mit totalitären Systemen nicht nur angemessen, sondern sogar zwingend. Eine Justiz, der so ein Bluff nicht auffällt, macht sich zum politischen Komplizen von Politikern ausser Rand und Band. Und damit ebenfalls mitschuldig. Fast alle Richter – eine Ausnahme ist der Weimarer Richter Matthias Guericke – liessen diesen Unsinn durchgehen. Da viele Entscheidungen bisher nur im Eilverfahren nach summarischer Prüfung erfolgt sind, verschiebt sich der Justizsprengsatz nun in die noch ausstehenden Hauptsacheverfahren.

RKI-Wieler: «Nicht hinterfragen!»

Die Protokolle des RKI dürften Justiz- und Mediengeschichte schreiben. Sie kommen zu einer Zeit ans Licht, in der selbst im Mainstream kaum noch jemand bestreiten kann, dass das Land seit Corona (und durch die Politik) tief gespalten wurde. Wer bisher nicht skeptisch war, muss es spätestens jetzt in allen anderen Teilfragen der Pandemie sein. Wenn hier geblufft wurde, wo noch? Wo fehlte die wissenschaftliche Substanz denn sonst noch überall, von Maskenpflicht bis hin zur experimentellen Impfung? Jeder sieht, wie sich die Politik davor windet, Verantwortung zu übernehmen und Aufarbeitung zuzulassen. Damit wird das Vertrauen in die Politik auch aus Sicht der bisher Gehorsamen massiv beschädigt. Nur eine baldige echte Aufarbeitung hält am Ende die fortgesetzte Delegitimierung des Staates durch das eigene Personal auf.

Der ehemalige RKI-Chef Wieler prägte schon in der Frühphase der Pandemie den Satz: «Diese Massnahmen dürfen nie hinterfragt werden.» Dank den freigelegten Dokumenten wissen wir auch, warum. Was wir noch nicht wissen: Warum liessen das so viele Mitläufer durchgehen?

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er die Kolumnensammlung «Stromaufwärts zur Quelle» (BoD, 2023).

Handy als Hostie

Viele Frauen halten das Mobiltelefon flach auf der Hand, während sie durch die Stadt wandeln. Was sagt uns das?

Maurus Federspiel

Fängt nicht jede Kulturkritik, ob am Stammtisch oder vom Katheder, mit Fragen der Ästhetik an? Und tritt das, was die Kultur ausmacht, nicht im Kleinsten und Banalsten zutage, nämlich in uns, den Menschen – und vielleicht besonders in den Menschinnen?

Natürlich gibt es sie noch, diese Menschinnen, und eine von ihnen kreuzte auf der Strasse gerade meinen Weg: Eine Hand steckte in der Tasche des cremefarbenen Mantels mit dem Taillengürtel, die andere hielt einen kleinen Regenschirm, den Kopf («das Haupt», möchte ich fast sagen) mit dem zusammengebundenen Haar trug sie auf einem souverän aufgerichteten Rückgrat, und der harte Aufschlag der schwarzen Wildlederstiefel erinnerte sie vielleicht selber bei jedem Schritt dunkel daran, Hauptfigur in einem Bühnenstück zu sein, das mit unsichtbarer Tinte geschrieben wurde.

Was war denn an diesem Exemplar so aussergewöhnlich, dass ich ihm – dass ich ihr! – mehrere Häuserblöcke lang (in respektvollem Abstand) folgte, bis sie hinter einem Tor verschwand? Eigentlich nur die Tatsache, dass sie nicht am Handy war. Denn das ist längst der gewohnte Anblick, der sich uns auf den Strassen unserer Städte bietet: Man – und eben speziell: frau – ist am Handy, fast immer, fast überall.

Hier ein Like, da ein Smiley

Was ist denn dagegen einzuwenden? Aus Sicht des Liberalen natürlich gar nichts; jeder nach seiner Façon und so weiter. Aber ich bin nicht liberal. Ich hätte einiges Bestimmtes und etwas eher Unbestimmtes dagegen einzuwenden.

Die Geste, die wir bei vielen Fussgängerinnen antreffen, hat eigentlich etwas Reizendes: die Hand flach vor sich ausgestreckt, fragend, fast verwundert, eine Öffnung hin zur Welt also. Nur dass, monolithisch und schwarz, die unwiderstehliche Antwort auf alle Fragen in Form des Smartphones darin platziert ist, eine konkurrenzlose Antwort. Als Kontaktstelle zu

den sozialen Netzwerken erfüllt es die Funktion eines Taschenspiegels: Du bist die Interessanteste im ganzen Land, hier ein Like für dich, da ein Smiley. Und das Handy suggeriert Sicherheit: Du bist angeschlossen an ein spannendes Netzwerk, verbunden mit Freunden, zeitnah informiert über alle umfallenden chinesischen Reissäcke.

Entzaubert wie der Heizer

Es ist noch nicht lange her, da wurde mit dem spirituellen Gemeinplatz hausiert, es gelte, ganz «im Jetzt» zu sein; damit ist es vorbei

Trotz Dauerzugang zur KI scheinen hier lernschwache Roboterprototypen unterwegs zu sein.

– das Bewusstsein flattert digital permanent überallhin. Die ständigen Beinahezusammenstösse mit anderen Passanten, zu denen es deshalb kommt, haben fast etwas Komisches: Trotz Dauerzugang zur künstlichen Intelligenz scheinen hier so etwas wie ziemlich lernschwache Roboterprototypen unterwegs zu sein. Vergessen ist offenbar zudem, dass die Stadt auch einen Dschungel mit allerlei Gefahren darstellt – in Form von Verkehrsrisiken, Stufen und Schwellen und, ja, übelwollenden Subjekten.

Aber zum «unbestimmten» Einwand: Zum Schönsten, was man von einer Frau sagen kann, gehört, dass ihr ein Zauber anhafte. Die moderne Technik steht aber für die Entzauberung der Welt; die Handy-Bedienerin ist ebenso entzaubert wie der Heizer in der Eisenverhüttung.

Das ist natürlich nur ein Blick in die Zeit – und immerhin: Wir können jetzt jede Begegnung mit einer der verbliebenen Zauberkraften umso mehr wertschätzen!

Maurus Federspiel ist Schriftsteller in Zürich. Zuletzt von ihm erschienen: «Die Vollendung» (Hollitzer, 2018).

Wer stoppt die Nato-Fans?

Armeechef Thomas Süssli und seine politischen Freunde stehen Gewehr bei Fuss. Die Befürworter der Neutralitätsinitiative verzetteln sich in Grabenkämpfen.

Marcel Odermatt

Niemand verkörpert die Zerrissenheit der Schweizer Eliten bezüglich Neutralität besser als Thomas Süssli. «Die Schweiz ist unbestritten neutral. Ein Beitritt zur Nato ist keine Option», erklärt der Armeechef gegenüber der *Weltwoche*. Allerdings müsse die Armee die Handlungsoptionen besitzen, im Kriegsfall mit Nachbarstaaten zusammenzuarbeiten. Der Fachbegriff, den Süssli dafür verwendet, heisst «Interoperabilität», also die Fähigkeit zum Zusammenspiel der verschiedenen Systeme, Techniken oder Organisationen der verschiedenen Streitkräfte. Bei Rüstungsgüterkäufen gelte deshalb der «Nato-Standard».

General Guisan weist den Weg

Süsslis Botschaft: Die traditionelle, über Jahrhunderte gewachsene Neutralität der Schweiz solle zwar erhalten bleiben. Gleichzeitig nutzt der Armeechef jede Gelegenheit, um klarzumachen, eine autonome Verteidigung sei illusorisch, weshalb man näher an die Nato heranrücken müsse. Das sei im Zweiten Weltkrieg nicht anders gewesen.

Nachdem die Vereinigte Bundesversammlung Henri Guisan am 30. August 1939 zum General gewählt hatte, habe dieser prüfen müssen, wie die Schweiz im Fall eines Angriffs mit anderen Staaten zusammenarbeiten könne.

Ein Wink mit dem Zaunpfahl an die Adresse der Anhänger einer strikten Neutralität: Jetzt habt euch doch nicht so. Das mit dieser

Ist Stephan Rietiker der richtige Mann im Abstimmungskampf? Adrian Amstutz steht bereit.

Neutralität war schon früher nicht so, wie ihr gern behauptet. Nur liegt genau hier des Pudels Kern: Das schweizerische Neutralitätsverständnis bedeutet, dass man keine Kriege anfängt und sich an keinen Kriegen beteiligt, ausser das



Es gilt der Brüsseler Standard: Armeechef Süssli.

eigene Territorium werde angegriffen. Guisan lotete folgerichtig die Kooperationsmöglichkeiten mit anderen Staaten aus, weil die benachbarten Deutschen am 1. September 1939 den Krieg lostraten und so auch die Schweiz bedrohten.

Wird die Schweiz heute vom weit entfernten Russland bedroht? Nichts deutet darauf hin. Es macht eher den Eindruck, als eröffne Süssli den Abstimmungskampf gegen die Neutralitätsinitiative. Tatsächlich rückt die grosse Schlacht näher. Die notwendigen 100 000 Unterschriften werden am 11. April der Bundeskanzlei übergeben. Die treibende Kraft hinter dem Projekt – alt Bundesrat Christoph Blocher – wird eigens nach Bern reisen, um Red und Antwort zu stehen. Damit sendet der SVP-Doyen auch ein Signal an seine Leute und unterstreicht, was auf dem Spiel steht.

Das Anliegen soll gerade dem Ausland klarmachen, wie die Schweiz ihre Parteilosigkeit definiert. Seit Russlands Überfall auf die Ukraine und der kopflosen Reaktion des Bundesrats herrscht darüber international grosse Verwirrung. Das Volksbegehren möchte einerseits in der Verfassung festzurren, dass die Schweiz keinem Militärbündnis beitrifft. Andererseits sollte der Bundesrat keine wirtschaftlichen Zwangsmassnahmen mehr mittragen dürfen, ausser er beschliesst die Sanktionen selbst oder sie sind vom Uno-Sicherheitsrat entschieden. Keinesfalls soll die Übernahme automatisch erfolgen wie heute, da die Berner Verwaltung auf Geheiss des Bundesrats jede Anordnung aus Brüssel fotokopiert und in Kraft setzt.

Kommt Walter Wobmann?

Die Stimmbürger können nun über eine Grundsatzfrage entscheiden: Wie wird die Neutralität der Schweiz ausgestaltet? Die Fronten sind klar: Die meisten politischen Wortführer, alle Parteien – mit Ausnahme der SVP und einigen verstreuten Grünen und Linken – sowie die aller-

meisten Sicherheitsexperten werden sich mit aller Kraft gegen das Anliegen stemmen.

Entsprechend stehen die Initianten vor einer Herkulesaufgabe, zumal sie mit internen Problemen zu kämpfen haben. Nach Querelen an der Spitze formierte sich die ehemalige Aktion für eine unabhängige Schweiz (Auns) neu. Im Oktober 2022 startete die Gruppe mit dem Namen Pro Schweiz und dem frischgekrönten Präsidenten Stephan Rietiker. Der Zuger Medtech-Unternehmer und Arzt ist ein politischer Quereinsteiger.

Mit seiner bisherigen Amtsführung sind nicht alle Mitglieder glücklich. Der Mediziner lege zu viel Gewicht auf seinen Kampf gegen ein umstrittenes Pandemieabkommen mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO), ist zu hören. Dieses Thema habe bei ihm oberste Priorität. An der Delegiertenversammlung der SVP in Langenthal am Samstag warnte Rietiker die

Teilnehmer in einer Rede, die WHO wolle unter «gütiger Mithilfe des Bundesamts für Gesundheit die Souveränität und die demokratischen Rechte der Schweiz beschneiden», und sammelte Unterschriften für eine Petition «WHO-Pandemieabkommen – Nein danke!».

Tonangebende Kreise von Pro Schweiz stellen die Frage, ob Rietiker angesichts seiner Präferenzen der richtige Mann sei, den Abstimmungskampf für die Neutralitätsinitiative an der Spitze zu führen. Mit dem ehemaligen SVP-Fraktionschef und Pro-Schweiz-Vorstandsmitglied Adrian Amstutz stehe eine bewährte Persönlichkeit zur Verfügung, sagen sie. Eine andere Option sei der Präsident des Initiativkomitees, Walter Wobmann. Der im Herbst zurückgetretene Solothurner Nationalrat ist vielleicht der beste Kampagnenleiter des Landes. Mit den Initiativen gegen Minarette und Burkhas bescherte er seiner Partei – der SVP – seltene Volksmehrheiten.

Sicher ist, dass sich die Truppe weniger verzetteln will. Werner Gartenmann, Geschäftsführer von Pro Schweiz: «Bei den letzten Treffen des Vorstands hat sich klar herauskristallisiert, dass wir uns auf zwei Themen fokussieren werden. Einerseits wollen wir uns mit voller Kraft für unsere Neutralitätsinitiative einsetzen und uns

andererseits um eine Ablehnung des Rahmenvertrags 2.0 mit der EU bemühen. Aufgrund dieser riesigen Herausforderungen werden andere Aufgaben wie das nach wie vor wichtige WHO-Dossier etwas in den Hintergrund rücken.» Gartenmann betont, dass die Ausgangslage bei der Gründung von Pro Schweiz vor anderthalb Jahren noch eine andere war. «Damals gingen wir davon aus, dass nach dem Aus des Rahmenabkommens die EU-Anbindung wenigstens für eine Zeit vom Tisch ist.»

Thierry Burkart und die Reputation

Tatsächlich ist die Situation durchaus vergleichbar. In beiden Fällen – EU und Nato – wird eine breite Koalition aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien alle Register ziehen, um die Schweiz näher an die Brüsseler Institutionen heranzuführen. Der Historiker Marco Jorio brandmarkte die Neutralitätsinitiative etwa bereits als «Pro-Putin-Initiative». FDP-Präsident Thierry Burkart schimpft, das Anliegen schade der Schweiz: «Ein zu starres Verständnis von Neutralität ist unserer Sicherheitspolitik und unserer weltweiten Reputation abträglich.» Die NZZ warnt vor dem Anliegen, denn «die Zeiten der autonomen Landesverteidigung sind längst vorbei».

Dazu passt die Studie «Sicherheit 2024» der ETH Zürich, die diese Woche in Bern in Umlauf gebracht wurde. «Die Annäherungsbereitschaft an die Nato ist überdurchschnittlich hoch», hiess es in der Einladung. Mit solchen Aussagen wollen PR-Strategen einer Allianz der Schweiz

Die breite Koalition wird alle Register ziehen, um die Schweiz näher an die Brüsseler Institutionen heranzuführen.

mit der Nato den Weg ebnen. Doch die effektiv am Dienstagmittag präsentierten Resultate waren weniger überzeugend. Im Vorjahr war erstmals eine Mehrheit von 55 Prozent für eine Annäherung an die Nato. Dieser Wert ging 2023 um 3 Prozent zurück. Nur gerade 10 Prozent sind mit einem Heranrücken einverstanden, 42 Prozent eher einverstanden. Eindeutig fällt das Resultat bei der Frage nach einem Mitmachen beim Militärbündnis aus. Magere 6 Prozent sind mit einem Beitritt «sehr» einverstanden.

Die Nato-Fans in der Schweiz haben noch einige Hausaufgaben zu erledigen. Trotzdem führen sie den Kampf um die Neutralitätsinitiative an. Sie starten mit einem Vorsprung in das schicksalhafte Ringen.



Monatliches Einkommen mit Schweizer Immobilien

Erwerben Sie Mehrfamilienhäuser ab CHF 100'000 online und erwirtschaften Sie jeden Monat attraktive Renditen.

 crowdhouse.com

Krieg und Frieden

Bernard-Henri Lévy ist weltweit der einzige Intellektuelle, der praktisch im Alleingang einen Krieg angezettelt hat. Nun eilt «BHL» Israel zu Hilfe. Ein Abend mit dem legendären französischen Charismatiker.

Jürg Altwegg

Es war ein unvergesslicher Abend des Gedenkens, der letzte Woche stattfand. Des Erinnerns an die Opfer des Terrorismus und der Sorge um das Schicksal der Geiseln in der Gefangenschaft. Auf den Tag genau vor zwölf Jahren, am 19. März 2012, waren in einer jüdischen Schule in Toulouse erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg Juden ermordet worden, weil sie Juden sind: Jonathan Sandler und seine beiden Söhne Arié und Gabriel. Ihr Vater und Grossvater Samuel war der erste in Frankreich geborene Sandler, und der Kampf gegen das Vergessen war der letzte Sinn seines Lebens ge-

Früher als alle anderen hat er vor dem Kulturkampf des Salafismus in Frankreich gewarnt.

blieben. An der vom französischen Parlament im November organisierten Demonstration nach dem Pogrom konnte er nicht teilnehmen. «Ich werde der letzte Sandler sein, der in Frankreich stirbt», sagte er nach dem Pogrom vom 7. Oktober im Gespräch mit der *Weltwoche*.

Anfänge in der Gartenhütte

Unvergesslich war der Abend auch deswegen, weil einer der prägendsten Intellektuellen und Polit-Agitatoren Frankreichs, Bernard-Henri Lévy, mit seiner Anwesenheit aufwartete. «Es gibt keinen Ort auf der ganzen Welt, an dem die Juden in Sicherheit sind», stellt Lévy für einmal ohne jegliches Pathos fest.

Draussen hat die Polizei die Rue du Faubourg Saint-Honoré abgesperrt. Eine gute Stunde dauern das Warten und die Sicherheitskontrollen. Auf der Leinwand in der Salle Pleyel, dem Konzertsaal von Paris, zeichnen die Fotos der Toten und der lebenden Geiseln die Blutspur nach: von Toulouse über die Terrassen der Pariser Bistros und das Bataclan bis zur Rave-Party vom 7. Oktober. Am 8. Oktober war Bernard-Henri Lévy am Ort des Grauens. Den Hinterbliebenen und Überlebenden versprach er, ein Buch zu schreiben.

Paris

Der Abend des Gedenkens ist auch seine Buchpremiere. «Solitude d'Israël» hat Lévy seinen profunden Essay über die «Einsamkeit Israels» betitelt. Dessen Staatspräsident Jitzchak Herzog schickte eine Grussbotschaft an die Anwesenden und «meinen Freund». Im Vorprogramm diskutieren französische Fernsehjournalisten und Schriftsteller. Die Rede von Emmanuel Macrons erstem Unterrichtsminister Jean-Michel Blanquer, der sich mit der Islam-Linken an den Universitäten angelegt hatte und durch den woken Historiker Pap Ndiaye abgelöst wurde, ist ein Plädoyer für die Demokratie im Nahen Osten. Im Voraus hatte Blanquers Frau das Buch in einer Sonntagszeitung gepriesen.

Als charismatisch und temperamentvoll erleben die Teilnehmer den ungeliebten Sozialisten Manuel Valls. Er war zur Zeit der Attentate Premierminister und ist verzweifelt um ein Comeback bemüht. Früher und engagierter als alle anderen Politiker hat er vor dem Kulturkampf des Salafismus in Frankreich gewarnt, die Anwesenden bereiten ihm Standing Ovationen. Einen «grand monsieur» nennt Valls den Philosophen Bernard-Henri Lévy, der über die Landesgrenzen unter dem Akronym «BHL» bekannt ist. Er erinnert an dessen Buch «Die Barbarei mit menschlichem Antlitz». Es hatte den mächtigsten zeitgenössischen Intellektuellen Frankreichs berühmt gemacht. Doch es hat eine Vorgeschichte.

Bernard-Henri Lévy's erste intellektuelle Produktionen waren Nachrufe. Er schrieb sie im Alter von sieben Jahren in der Gartenhütte seines Elternhauses. Als Student – des marxistischen Gurus Louis Althusser – und glühender Maoist hörte er im Radio einen Aufruf von André Malraux. Der Schriftsteller und Gefährte von Charles de Gaulle appellierte an die Jugend, wie einst im Spanischen Bürgerkrieg internationale Brigaden zu bilden: In Bangladesch war ein Genozid von Islamisten an Muslimen (und Hindus) mit drei Millionen Toten im Gang. Mehrere Monate verbrachte BHL vor Ort und berichtete für die in der Résistance gegründete Zeitung *Combat*, deren berühmtester Mitarbeiter Albert Camus war. Zu Hause schrieb



Beste Rolle seines Lebens: Agitator Lévy.

er sein erstes Buch – noch interessierte sich die Öffentlichkeit nicht für die Ausmerzung von religiösen Minderheiten und die sexuelle Gewalt an Frauen.

Weisse Hemden als Markenzeichen

«Ich bin das uneheliche Kind eines teuflischen Paares, des Stalinismus und des Faschismus», lautet der erste Satz in «Barbarei mit menschlichem Antlitz». Es steht zusammen mit André Glucksmanns «Köchin und Menschenfresser» für die Wende einer ganzen Generation junger Intellektueller, die sich vom Marxismus und von seinen ideologischen Varianten zum Antitotalitarismus bekehrten. Ihr Auftritt 1977 in der Literatursendung «Apostrophes» war die Geburtsstunde dieser «Nouvelle Philosophie». Der Antitotalitarismus und die Menschenrechte wurden zu den Imperativen der französischen Politik. Später weitete BHL die Aufarbeitung der Vergangenheit vom Stalinismus auf den französischen Faschismus aus. Das Kürzel BHL und sein weit offen getragenes weisses Hemd waren fortan seine Markenzeichen.

Seit Bangladesch hat BHL so ziemlich jeden Kriegsschauplatz besucht. Er schrieb Dutzende von Reportagen und Essays, Theaterstücke, Biografien. Meist wurden sie zu Bestsellern. Eine Liste der Intellektuellen bei der Europawahl 1994 «für Sarajevo» und gegen die «ethnischen Säuberungen» der bosnischen Muslime durch die Serben wurde vorzeitig zurückgezogen – es war eine Werbekampagne für BHL's Film. Der-



weil verpassten sie den gleichzeitigen Genozid – unter französischer Mitverantwortung – in Ruanda. Stets suchte BHL das Licht der Scheinwerfer und die Nähe zur Macht. Er ist weltweit der einzige Intellektuelle, der praktisch im Alleingang einen Krieg anstiften konnte: Er überzeugte Nicolas Sarkozy und schliesslich Hillary Clinton von der Notwendigkeit des militärischen Eingreifens in Libyen, um Muammar al-Gaddafi zu beseitigen.

BHL ist weiterhin von dessen moralischer und politischer Richtigkeit überzeugt. Unter seinem Einfluss wollte François Hollande auch noch in Syrien einschreiten – doch im letzten Augenblick sagte Obama ab. Emmanuel Macron hatte sich nach seiner Wahl von diesem Dogma distanziert und war zu Gesprächen mit Baschar al-Assad bereit. Auch Wladimir Putin wollte er «nicht demütigen» und mit ihm verhandeln. Bodentruppen, deren Einsatz er jetzt erstmals erwogen hat, fordert BHL schon lange. Die *Libération* berichtete im vergangenen September, dass die ukrainischen Truppen zwei Positionen, die sie zurückerobern konnten, nach Macron und BHL benannt hätten.

In der Ukraine hielt BHL bereits während des Maidans eine flammende Rede an die Aufständischen. Von seinen abenteuerlichen Expeditionen berichtet er in seiner wöchentlichen Kolumne im Nachrichtenmagazin *Le Point*: «Ich bin zurück in Kiew.» Zwei Filme hat er gedreht. Sie zeigen einen in die Jahre gekommenen Mann im gebügelten Anzug auf der Suche nach dem

Krieg. Er schreitet über die verlassen Schlachtfelder und interviewt Soldaten. «Ich bin müde», sagt BHL im Film «Slava Ukraini». «Ich werde bald sterben», sagte er im Kino zur Schriftstellerin Christine Angot, der er eine private Pressevorstellung organisiert hatte. Premiere war am ersten Jahrestag des Kriegsbeginns, ein paar hundert Besucher haben den Film gesehen, bevor er abgesetzt wurde.

Das absolute Grauen fand der Philosoph in Israel vor. Das Buch, mit dem er sein Versprechen einlöst, ist eine Meditation. Sie mündet in ein Gebet. Auch der Grossrabbiner von

Bodentruppen, deren Einsatz Macron jetzt erstmals erwogen hat, fordert BHL schon lange.

Frankreich, Haïm Korsia, hat es im Voraus besprochen: «Das Böse ist nicht besiegt», die Verheissung vom «Ende der Geschichte» hat sich nicht erfüllt. Korsia zitiert Rachi, den Rabbiner von Troyes, der vor tausend Jahren schrieb: Die Länder der Welt werden den Juden das Land ihrer Herkunft verweigern. Für Korsia «beantwortet BHL die Frage nach dem Sinn der Existenz von Israel».

Es geht nicht nur um Metaphysik. BHL beleuchtet die historischen Beziehungen zwischen dem Iran, dem Islamismus und den Nazis. Iraner sind Arier, die Umbenennung Persiens erfolgte in den dreissiger Jahren. Es

gab einen «arabischen Nazismus», der geleugnet wird. Und es gibt eine Wahlverwandtschaft der Muslimbrüder, die «Mein Kampf» verbreiteten, mit Hitler. Der Mufti von Jerusalem zog 1941 nach Berlin und beteiligte sich an der Endlösung der «jüdischen Gefahr». BHL entlarvt den «Mythos von einem unschuldigen Palästina», dem der Preis für «das Verbrechen aller Verbrechen» abverlangt werde, als Lüge. Als mit der Staatsgründung die Aufteilung zum Thema wurde, machten die Juden einen Drittel der Bevölkerung aus. Sie waren nicht gekommen, um einen Kolonialstaat zu begründen, sondern weil sie in Europa ausgemerzt wurden. Vorgesehen hatte die Resolution der Vereinten Nationen zwei Staaten – die beide von den arabischen Ländern abgelehnt wurden.

Keine Phrasen, keine Posen

Israels Einsamkeit: Nach dem 11. September solidarisierte sich die Welt mit Amerika und später noch einmal mit *Charlie Hebdo*. Von Israel wendet sie sich ab. Umgehend hat die Negation des Horrors begonnen. Nicht die Angreifer werden von der Weltöffentlichkeit verurteilt, sondern die Juden, die ihr Land verteidigen, nachdem sie zu Hause Opfer der unsagbarsten Barbarei seit der Schoah wurden. Ihre Ausmerzung ist das Programm der Hamas, festgeschrieben in ihrer Charta. Diesem Ziel unterwirft und opfert die Terroristenarmee der Muslimbrüder im Solde der Nazis im Iran die eigene Bevölkerung. Auch sich selbst habe er dieses Buch geschuldet, bekennt der Philosoph. Es kam am Tag nach der Premiere in den Verkauf und steht auf den Bestsellerlisten bereits ganz oben.

Der letzte Sandler von Paris kann es nicht mehr lesen, er starb Mitte Januar. Am Jahrestag des Attentats ist er auf der Leinwand und in allen Köpfen präsent. Manuel Valls würdigt Samuel Sandler auch verbal. Bernard-Henri Lévy erleben wir in der besten Rolle seines Lebens, das Hemd fast bis zum Kragen zugeknöpft. Er spricht – eine Dreiviertelstunde lang – mit bewegter Stimme. Keine Phrasen, keine Posen, keine Provokationen. Der Philosoph spricht – so hat sich, Irrtum vorbehalten, das Kind von Stalinismus und Faschismus nie definiert: als «jüdischer Schriftsteller», der in Gaza auf das «absolute Böse» traf.

Einst war er ausgezogen, um einen Genozid von Islamisten an Muslimen zu denunzieren. Seither bekämpft er als Intellektueller die Tyrannen und Totalitarismen, um die Wiederholung ihrer Verbrechen zu verhindern. Was in Bangladesch geschah, droht auch der Hamas, nicht nur den Juden und Israel. Die Einladung der Veranstalter trug den Vermerk: ««Nie wieder ist heute!»

Bernard-Henri Lévy: Solitude d'Israël. Grasset. 170 S., Fr. 32.90

Küsse des Regenbogens

Wissen Sie, was ein «Rainbow Kiss» ist? Nein? Die Primarschüler aus Ennetbaden schon. Achtung, weiterlesen auf eigene Gefahr.

Philipp Gut

Dieser Kuss ist nichts für schwache Nerven», schreibt das Lifestyle-Magazin *Cosmopolitan* über den neusten «Oralsex-Trend» namens «Rainbow Kiss». Der «Regenbogenkuss», wie die deutsche Übersetzung heisst, vereine «Cunnilingus und Menstruation». Er erinnere an die Sexualpraktik «Snowballing»: «Dabei wird nach dem Oralsex Sperma im Mund gesammelt und an einen Sexpartner weitergegeben. Beim Rainbow Kiss wird eine Frau oral verwöhnt, während sie ihre Periode hat – zum Beispiel in der 69er Stellung. Währenddessen kriegt der Mann einen Blowjob. Sobald er ihr in den Mund ejakuliert, küsst sich das Paar und vermischt dabei Menstruationsblut und Sperma. Und voilà, ein wunderschöner Regenbogen entsteht in ihren Mündern!»

«Es ist grauenhaft!»

Über Geschmack lasse sich nicht streiten, sagt ein Sprichwort. Sehr wohl streiten aber lässt sich über angemessene, altersgerechte Inhalte des Sexualkundeunterrichts an den Schulen. Fakt ist in diesem Zusammenhang: An der Schule Ennetbaden im Kanton Aargau wurde bereits den Schülerinnen und Schülern einer 6. Klasse die Sexualpraktik «Rainbow Kiss» beigebracht. Eltern berichten, dass kürzlich ihr zwölfjähriges Kind nach Hause gekommen sei und sie gefragt habe: «Wisst ihr, was ein «Rainbow Kiss» ist?» Die Eltern wussten es nicht. Ihr Kind erklärte es ihnen. Die Eltern, die «schockiert» waren, fragten nach, ob das Kind daran interessiert gewesen sei, dies zu erfahren. «Zuerst schon, das Wort klang interessant. Aber jetzt, wo ich weiss, was es ist, hätte ich es lieber nicht erfahren: Es ist grauenhaft!»

Gelernt, was ein «Rainbow Kiss» ist, haben die Ennetbadener Sechstklässler im Fach «Natur, Mensch, Gesellschaft» (NMG). Die Eltern wurden von der Schule weiter darüber informiert, dass im NMG-Unterricht das Thema «Freundschaft,

Liebe und Sexualität» durchgenommen werde. Zum «sehr kompetenten Aufklärungsangebot» gehörten ein Informationsabend für die Eltern sowie ein «Ganztagesworkshop», der für Mädchen und Jungen getrennt stattfindet. Die Schule freue sich «auf dieses einmalige und wertvolle Angebot». Die Work-

In Ennetbaden wurde Schülern einer 6. Klasse die Sexualpraktik «Rainbow Kiss» beigebracht.

shops führten nicht die Lehrer durch, sondern eine externe private Organisation mit dem Namen «Verein MFM-Projekt».

Im Workshop «Die Zyklus-Show» erleben die Mädchen, «wie ein Kind entsteht, schlüpfen in die Rolle der verschiedenen Hormone und entschlüsseln als Detektivinnen die Geheimcodes des eigenen Körpers». Das «ausführliche Besprechen der Menstruation» bereite die Mädchen auf ihre monatliche Blutung vor, schenke Vertrauen und wecke Stolz. Die Jungen veranstalten derweil das Rollenspiel «Agenten auf dem Weg», indem sie «in die Rolle der Spermien» schlüpfen.

Natürlich, ein solch spielerischer Umgang mit den Themen «Sexualität» und «Fortpflanzung» kann durchaus altersgerecht sein.

Allerdings stellt sich die Frage, warum die Schulen bei der Sexualaufklärung überhaupt auf solche externen Organisationen zurückgreifen. Ennetbaden ist da kein Einzelfall. Auch andere Vereine, so etwa «Achtung Liebe» («Bananen und Penisse», *Weltwoche* Nr. 6/24), buhlen um Auftritte an den Schulen. Dabei wird eine Art ideologischer Stellvertreterkrieg ausgetragen. «Achtung Liebe» verfolgt nach eigenen Angaben eine «LGBTQIA+*-Agenda, während das MFM-Projekt «werteorientiert» sein will. Es stammt ursprünglich aus Deutschland und wurde im Fachbereich Ehe und Familie der katholischen Erzdiözese München-Freising in Kooperation mit der Bayerischen Aids-Stiftung entwickelt.

Lobby-Gruppen im Klassenzimmer

Einfluss auf die jungen Seelen und Körper nimmt unter anderen auch die Stiftung Sexuelle Gesundheit Schweiz, welche mit der Broschüre «Hey You» in die Schlagzeilen geriet, die sich gemäss NZZ «wie eine Anleitung zum Porno» liest. Viele dieser Vereine und Stiftungen beziehen sich wiederum auf die Uno oder die Weltgesundheitsorganisation (WHO), die «sexuelle Rechte» auch für Kinder proklamiert. Bekannte Sexualpädagoginnen wie Tina Reigel und andere fordern gar «Masturbationszimmer in Kitas» und weitere Grenzüberschreitungen.

Politik und Gesellschaft müssen sich angesichts dieses vermehrten Zugriffs von Lobby-Organisationen auf die Schule die Frage stellen, inwieweit sie zulassen, dass die Kinder im ordentlichen Unterricht auf die eine oder andere Weise ideologisch beeinflusst werden (wobei die LGBTQ-Fraktion die Nase klar vorne hat). Und ob solche Dinge wie «Regenbogenküsse» wirklich Schulstoff für minderjährige Primarschüler sind. Auf eine entsprechende Anfrage der *Weltwoche* reagierte die Schulleitung von Ennetbaden bis Redaktionsschluss nicht.



Russland vermisst die Schweizer Neutralität

Sergei Garmonin geht hart mit der Schweizer Aussenpolitik ins Gericht. Sie habe dazu geführt, dass russische Unternehmen ihre Tätigkeiten beenden mussten, sagt Moskaus Botschafter.

Rafael Lutz

Kloten
Im Bundeshaus hat man sich die Neutralität zwar noch auf die Fahne geschrieben. Doch die Spatzen pfeifen es von den Dächern. Washington spöttelt bloss noch, und Moskau nimmt die Neutralität auch nicht mehr ernst.

Dies illustrierte jüngst Sergei Garmonin glasklar. Die Sicht des russischen Botschafters in Bern auf den Ukraine-Krieg mag man verabscheuen. Doch zur Kenntnis nehmen sollte man sie. Gelegenheit dazu gab

es am vergangenen Freitagabend im Stadtsaal in Kloten, wo Remko Leimbach von Aufrecht Zürich kontroversen Gästen eine Bühne gab.

Garmonin nutzte die Gelegenheit und präsentierte die russische Sicht. Sein Gastland nahm er ordentlich in die Zange. Ob beim Aufgleisen eines Sondertribunals gegen Russland, den Plänen, russisches Staatsvermögen der Ukraine zuzuführen, oder bei der Friedensformel von Wolodymyr Selenskyj: Überall mache sich die Schweizer Regierung die Sicht der Ukraine zu eigen.

Absichten von Kaiser Alexander I.

Bern bewege sich mehr und mehr im Gleichschritt mit den Nato-Staaten. Die Konsequenzen: «Viele russische Unternehmen sind gezwungen worden, ihre Tätigkeit in der Schweiz einzustellen. Und einige Schweizer Unternehmen verliessen den russischen Markt.» Er verfolge die Neutralitätsdebatte genau. Mit Argwohn beobachte er, wie die Schweiz ihre Beziehungen zur Nato vertiefe. Laut Berns aussenpolitischer Strategie, die «antirussischer Natur» sei, werde Russland als Bedrohung wahrgenommen.

Es folgte eine Runde Absurdistan: Bern rechne gar mit einem russischen Angriff, meinte Garmonin. Schickt Russland gegen das Binnenland also bald «die Kriegsflotte an die Schweizer Küste»? Solche Bedrohungsszenarien seien realitätsfern.



Zeit für Deeskalation: Diplomat Garmonin.

«Wann hat Russland das letzte Mal mit der Schweiz gekämpft? Niemals.»

Na ja. Zumindest wüteten Ende des 18. Jahrhunderts neben französischen noch russische Truppen in der Schweiz – was an dieser Stelle hinzugefügt werden darf. Diese waren zwar bald wieder weg, und es folgte der Wiener Kongress 1815, an dem die damaligen Grossmächte inklusive Russlands die Schweizer Neutralität bekräftigten.

Garmonin weiss: Hier spielte Kaiser Alexander I. von Russland, den der russische Botschafter zitierte, eine wichtige Rolle. Er soll 1814 gesagt haben: «Es war immer meine Absicht, die Schweiz nicht zu stören, ihre Neutralität zu respektieren und ihre gegenwärtige Verfassung in keiner Weise zu verletzen.»

Die Neutralität hielten am Freitagabend auch Jean-Daniel Ruch sowie Peter Hänseler hoch, die neben Botschafter Garmonin erfrischende Ansichten zu verbreiten wussten.

Ruch ist ehemaliger Botschafter in Israel und der Türkei und war letzten Herbst als Staatssekretär für Sicherheitspolitik vorgesehen. Er scheiterte jedoch, weil Privatsünden politisch hochgekocht wurden. Bis im Sommer steht er noch im Sold des Aussendepartements (EDA). Der Russlandschweizer Hänseler betreibt von Moskau aus den interessanten Blog «Stimme aus Russland».

Beide waren sich einig: In der Ukraine ist es höchste Zeit für Deeskalation. «Wenn man etwas nicht versteht, ist der Weg zum Hass nicht weit entfernt», betonte Hänseler und plädierte für mehr gegenseitiges Verständnis.

Eine Sichtweise, die auch Ruch teilte, der ansonsten in seinen Positionen deutlich von Hänseler abwich. Anders als dieser ist der Ex-Botschafter der Meinung, dass die Russland-Sanktionen der Schweiz richtig seien.

Gesinnungstest: Uni Basel lenkt ein

Vergangene Woche veröffentlichte die *Weltwoche* eine Eilmeldung: «Uni Basel führt Gesinnungstest ein.» Wer doktorieren wolle, müsse sich zu «kultureller Vielfalt», «Diversität» und «Inklusion» bekennen. Ein Psychologe der Hochschule warne vor Missbräuchen der neuen Regel.

20 Minuten griff die Recherche auf und meldete sich noch am selben Tag bei der Universitätsleitung. Da war der Leitfaden mit den Fragen nach der woken Gesinnung bereits nicht mehr verfügbar. Er werde «überarbeitet».

Gut so. Das einzige Kriterium muss sachbezogen die wissenschaftliche Leistung sein. Das wäre doch eine Selbstverständlichkeit. Dass man es überhaupt aussprechen muss, zeigt, auf welche Abwege manche Universitäten geraten sind.

Man fragt sich: Weshalb braucht es überhaupt diesen Druck von Medien? Sind die Universitäten bereits so ideologisch? Sind die Professoren schon so stromlinienförmig angepasst, so gehirngewaschen – moralisch ausgedrückt: so feige –, dass sie selbst den Mund nicht aufmachen und dem Treiben nicht Einhalt gebieten?

Es ist vielleicht bezeichnend, dass der Psychologe Martin Steppan, der als einziger Universitätsangehöriger den Mut aufbrachte, hinzustehen und das Gesinnungsverhör zu kritisieren, als Doktor und Dozent hierarchisch auf der untersten Stufe der akademischen Karriereleiter steht. Von den hochdotierten Damen und Herren Professoren kein Wort. Es entsteht der Eindruck eines Kopfnickervereins, der mit ideologisch zu engen Unterhosen unterwegs ist.

Wenn ich zum Frühling einen frommen Wunsch frei hätte: Bitte mehr geistige Frischluft, mehr «Diversität» und «Vielfalt» im Denken und Debattieren an unseren Universitäten! Und weniger Eintopf im Kopf. *Philipp Gut*



Mehr Frischluft, bitte: Rektorin Schenker-Wiki.

Die Kunst der Abschreckung

Oppenheimer, die Atombombe, Dürrenmatts «Physiker» und Putin.

Alexander Grau

Es ist der 24. Dezember 1938. In Europa feiert man die letzte Friedensweihnacht. Aber das wissen die Menschen zum Glück noch nicht. Die Physikerin Lise Meitner verbringt nach ihrer Flucht aus Deutschland die Weihnachtstage bei Freunden in Kungälv, einem Städtchen im Südwesten Schwedens, in der Nähe von Göteborg. Mit dabei ist ihr Neffe Otto Frisch, ebenfalls Physiker und Sohn von Lises Schwester Auguste.

Wenige Tage zuvor hatte Lise Meitner Post von ihrem alten Freund und Förderer Otto Hahn aus Berlin bekommen. In diesem Brief schildert Hahn ein seltsames Phänomen. Zusammen mit seinem Kollegen Fritz Strassmann hatte er Uran-Kerne mit Neutronen beschossen. Dabei waren in der Natur nicht vorkommende radioaktive Barium-Isotope entstanden. Was war passiert?

In seinem Brief an Meitner äussert Hahn eine Vermutung. Er schrieb: «Wäre es möglich, dass das Uran 239 zerplatzt in ein Ba[rium] und ein Ma[surium]? Es würde mich natürlich sehr interessieren, dein offenes Urteil zu hören. Eventuell könntest du etwas ausrechnen und publizieren.»

Was, wenn Hitler darüber verfügt?

Meitner zeigt ihrem Neffen Hahns Brief. Frisch reagiert zunächst skeptisch. Beide beschliessen, einen Spaziergang zu machen. Frisch schnallt sich Skier an, seine Tante geht lieber zu Fuss. Auf dem Weg diskutieren sie, ob es tatsächlich möglich sei, dass die Uran-Kerne «zerplatzt» seien, wie Hahn es formulierte.

Im Wald setzen sich die beiden Physiker auf einen Baumstamm und beginnen auf einem Zettelchen zu rechnen. Barium und Masurium haben zusammen weniger Masse als das ursprüngliche Uran. Es muss daher Masse in Energie verwandelt worden sein. Meitner und Frisch kommen schliesslich zu dem Ergebnis, dass bei der Spaltung des Uran-Kerns 200 Megaelektronenvolt freigesetzt wurden. Klingt nach wenig. Doch dabei handelt es sich um die freigesetzte Energie eines einzigen Atomkerns. Ein Kilo Uran enthält aber 2,6 mal 10^{24} Atomkerne. Das bedeutet, dass bei einer entsprechenden

Kettenreaktion 80 Terajoule freigesetzt würden. Meitner und Frisch wird schlagartig klar, was für eine grauenvolle Entdeckung sie soeben gemacht haben. Mit diesen Kräften kann sich die Menschheit selbst zerstören.

Was tun? Dass die Entdeckung für ewig ein Geheimnis bleiben würde, war mehr als unwahrscheinlich. Überall auf der Welt erforschten Wissenschaftler die Eigenschaften von Atomkernen. In Italien etwa Enrico Fermi, in Frankreich Irène Joliot-Curie, Niels Bohr in

Was für eine grauenvolle Entdeckung: Mit diesen Kräften kann sich die Menschheit selbst zerstören.

Dänemark. Zudem ist allen Fachleuten sofort klar, dass man diese gewaltige Entfesselung von Energie auch als Waffe nutzen kann.

Das beunruhigt vor allem den ungarischen und in die USA emigrierten Physiker Leó Szilárd. Über die politische Entwicklung im Sommer 1939 macht er sich keine Illusionen. Was, wenn Hitler über die Atombombe verfügt? Noch weiss zwar keiner, wie man eine Atombombe baut. Die technischen Probleme sind nicht einmal bekannt, geschweige denn gelöst. Es ist aber eine Wette auf die Zukunft. Kann man es verantworten, tatenlos zu bleiben? Oder ist es nicht moralisch geradezu geboten, sich so schnell wie möglich an die Entwicklung der Bombe zu machen?

Szilárd ist sich sicher: Besser, die Atombombe zu haben, als keine zu haben. Dann sind die USA, ist der Westen zumindest nicht erpressbar. Doch zu diesem Zeitpunkt hat kein Mensch eine klare Vorstellung davon, wie aufwendig die Herstellung von Kernwaffen praktisch ist. Nur dass die Herausforderung gewaltig ist, scheint klar. So etwas leistet kein einzelnes Forschungsinstitut. Dafür braucht man die Möglichkeiten eines Staates und die Infrastruktur des Militärs. Letztlich muss der amerikanische Präsident selbst die Zustimmung geben.

In seiner Not wendet sich Leó Szilárd an Albert Einstein. Der ist zwar radikaler Pazifist, doch



Die Wirkung übertrifft alle Erwartungen:

er schätzt die Lage ähnlich kritisch ein wie Szilárd und unterzeichnet einen von diesem vorformulierten Brief an Präsident Franklin D. Roosevelt. Der ist beeindruckt und entschliesst sich, einen Ausschuss einzurichten, das Advisory Committee on Uranium. Doch erst nach dem Angriff Japans auf Pearl Harbor im Dezember 1941 willigt der amerikanische Präsident ein, den Bau einer einsatzfähigen Atombombe unter militärischer Führung zu forcieren. Das Manhattan-Projekt nimmt Gestalt an.

Die militärische Führung übernimmt Brigadegeneral Leslie R. Groves im September 1942. Zum wissenschaftlichen Leiter ernannt Groves einen gewissen J. Robert Oppenheimer. Das kommt für viele überraschend.



Explosion der Trinity-Atombombe in New Mexiko, 16. Juli 1945.

Denn Oppenheimer ist ohne Zweifel ein angesehenen Wissenschaftler. Aber weder ist er Nobelpreisträger, noch verfügt er über grosse administrative Erfahrung. Doch Groves schätzt offensichtlich Oppenheimers Vielseitigkeit. Denn der Leiter eines solchen Projektes musste nicht nur ein herausragender Physiker sein, sondern auch mit Chemikern, Ingenieuren und Waffentechnikern zusammenarbeiten. Zudem erkennt Groves Oppenheimers Ehrgeiz.

Die Militärs setzen sich durch

Auf dessen Anregung hin konzentriert man die Forschungsarbeiten in Los Alamos, in der Wüste von New Mexiko. Der Physiker besitzt in der Nähe eine Farm. Schon Ende 1943 leben

über 3000 Menschen in der neuerrichteten Forschungsstadt, Ende 1945 sind es über 8000. Eine enorme logistische Leistung.

Nach gut zwei Jahren hat man alle wichtigen physikalischen und technischen Probleme gelöst. Über die tatsächliche Zerstörungskraft der Waffe ist man sich allerdings nicht im Klaren. Am 16. Juli 1945 zündet man auf einem Testgelände die erste Atombombe der Menschheit. Sie trägt den Codenamen «The Gadget». Die Wirkung übertrifft alle Erwartungen.

Doch der Krieg in Europa, für den man die Bombe ursprünglich entwickelt hat und der die ethische Rechtfertigung lieferte, ist seit zwei Monaten vorbei. Man könnte die Forschung also in aller Ruhe fortsetzen und zugleich der

Welt – insbesondere dem Kriegsgegner Japan – mitteilen, über was für eine fürchterliche Waffe man nun verfügt. Oder man zündet eine Bombe zur Demonstrationszündung vor der Weltöffentlichkeit. Tatsächlich plädieren einige Wissenschaftler für ein solches Vorgehen.

Doch die Militärs setzen sich durch. Nur drei Wochen nach dem ersten Atomwaffentest zerstört die erste militärisch eingesetzte Atombombe die japanische Stadt Hiroshima. 70 000 bis 80 000 Menschen sind sofort tot. Im folgenden Jahr stirbt noch einmal eine vergleichbare Zahl an den Spätfolgen.

Für die Atombombenabwürfe über Hiroshima und Nagasaki hat man verschiedene Argumente ins Feld geführt. Das Wichtigste ist utilitaristischer Natur: Unter dem Strich, so der Grundgedanke, rettete der Einsatz möglicherweise mehr Leben, als er kostete. Beweisen kann das niemand. Aber dass ein sich noch über Monate hinziehender konventioneller Krieg auf beiden Seiten Hunderttausende Opfer gekostet hätte, kann aufgrund der Erfahrungen des Pazifikkrieges als sicher angenommen werden.

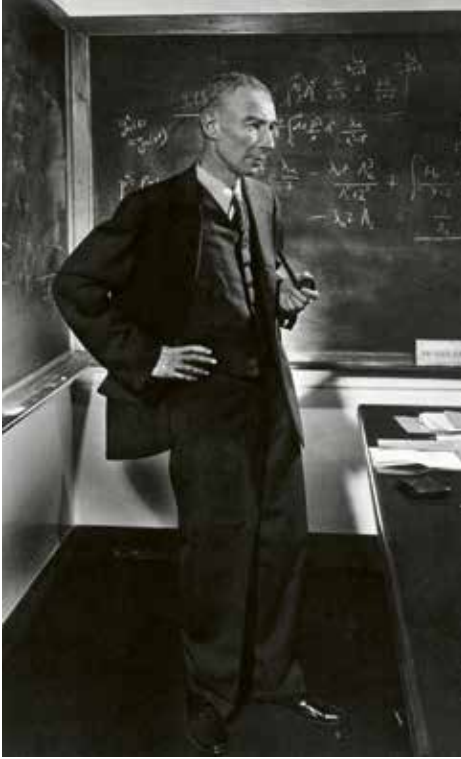
Trumans Verantwortung

Ein weiteres Argument ist pragmatischer Natur: Man hatte nur zwei einsatzfähige Bomben. Ein Einschüchterungsabwurf etwa über dünnbesiedeltem Gebiet hätte zur Folge gehabt, dass man nur noch eine Bombe übrig gehabt hätte. Das dritte Argument hat in jenen Sommertagen vermutlich keine entscheidende

Eine mit Atomwaffen hochgerüstete Welt ohne die Bilder aus Hiroshima mag man sich lieber nicht vorstellen.

Rolle gespielt. Doch es ist als sicher anzunehmen, dass vorausschauende Menschen es im Blick hatten: das globale Machtgefüge. Seit 1943 arbeiteten die Sowjets ebenfalls an einer Atombombe. Der Einsatz von «Little Boy» und «Fat Man», wie man die beiden Bomben getauft hatte, zeigte nicht nur, dass man diese Waffe hatte, sondern auch, dass man bereit war, sie anzuwenden.

Oppenheimer war zu diesem Zeitpunkt nur noch der Leiter des Forschungsprojektes, das die Bombe ermöglicht hatte. Die Bombe hätte es auch ohne ihn gegeben. Vielleicht nicht so schnell. Vielleicht wäre ohne sein Engagement die Bombe erst nach dem Ende des konventionellen Krieges einsatzbereit gewesen. Aber ob das besser und moralisch sinnvoller gewesen wäre, darüber lässt sich streiten. So unbefriedigend das für viele hochtrabende Moralapostel sein mag: Die Verantwortung für den Einsatz einer Technologie hat immer der, der sie einsetzt. Nicht die Entwickler. Und letztlich verantwortlich für den Einsatz war Präsident Harry S. Truman. >>>



Farmer in der Wüste: Robert Oppenheimer.



Was tun? Wladimir Putin.



Berechnung im Wald: Lise Meitner.

Spätestens als Lise Meitner und Otto Frisch auf einem Zettelchen errechneten, welche enorme Energie bei der Kernspaltung freigesetzt wird, war die Bombe unvermeidbar. Und dass die Menschheit die verheerende Wirkung dieser Waffe zum frühestmöglichen Zeitpunkt demonstriert bekam, war – auch wenn das zynisch klingt – eher hilfreich. Eine mit Atomwaffen hochgerüstete Welt ohne die Bilder aus Hiroshima und Nagasaki mag man sich lieber nicht vorstellen. So traurig dieser Gedanke ist.

Der war's!

Friedrich Dürrenmatt hat das ethische Dilemma des modernen Wissenschaftlers in seiner Komödie «Die Physiker» (1961) durchbuchstabiert. Hier ist es der geniale Physiker Möbius, der eine Weltformel entdeckt, mit deren Hilfe sich eine Technik schaffen lässt, die in ihren Auswirkungen ungeheurer ist als alles, was die Wissenschaft bisher hervorgebracht hat. Also spielt er den Irren und zieht sich in eine Nervenheilanstalt zurück. Zwei Geheimagenten, die sich ebenfalls als geistesranke Physiker ausgeben, haben von ihrer jeweiligen Regierung den Auftrag erhalten, die Weltformel zu stehlen. Möbius gelingt es, seine beiden Mitinsassen für eine verantwortungsvolle Haltung zu gewinnen. Doch es nutzt alles nichts: Die Irrenärztin Mathilde von Zahnd, paradoxerweise die einzige wirklich Verrückte in der Anstalt, hat Möbius' Formel kopiert und schickt sich an, die Weltherrschaft zu übernehmen.

Möbius scheitert also, gerade weil er versucht, verantwortungsvoll zu sein. Er glaubt, moralisch rational handeln zu können. Aber das ist

natürlich nicht möglich, weil die Welt – symbolisiert durch eine Irrenanstalt, die von einer irren Anstaltsleiterin geführt wird – wahn-sinnig, irrational und unberechenbar ist. Möbius, den man sich als Verkörperung der Wissenschaftler in Los Alamos vorstellen kann, hat gar nicht die Möglichkeit, «richtig» zu handeln. Die Weltformel zu publizieren, wäre ebenso falsch, wie sie zu vernichten oder sie einfach zu verschweigen. Nur besonders naive Moralphilosophen beharren darauf, dass es hier ein ethisches Problem gibt, und raunen dunkel von der Verantwortung des Wissenschaftlers. Aber welche Verantwortung sollte das sein?

Die Rede von der Verantwortung des Wissenschaftlers ist das Produkt einer schrecklichen Vereinfachung. Man will einen Schuldigen für unerfreuliche Entwicklungen finden. Jemanden, auf den man mit dem Finger zeigen

*Waffen töten nicht.
Es sind die Menschen,
die die Waffen bedienen.*

kann: Der war's! Aber das ist die moralische Logik eines Kindergartens. Kevin hat Maximilian das Schäufelchen geklaut. Pia hat Charlotte gekniffen. Doch so funktionieren moderne Gesellschaften nicht. In so ein gewaltiges Forschungsprojekt wie die Entwicklung einer Atombombe sind unterschiedliche Systeme involviert: Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Politik. Und jedes einzelne System ist wiederum hochkomplex strukturiert – gerade Los Alamos macht das deutlich.

Hinzu kommt die Frage, ob Wissenschaftler oder Techniker tatsächlich für den verhängnisvollen Einsatz ihres Produktes verantwortlich sind. Ist der Erfinder des Schwarzpulvers verantwortlich für die Millionen Menschen, die man mit seiner Erfindung getötet hat? Ist der erste Mensch, der eine Klinge schlopf, verantwortlich für die unendliche Zahl an Menschen, die mit einem Messer oder Schwert getötet, verstümmelt und entstellt wurden? Waffen töten nicht. Es sind die Menschen, die die Waffen bedienen. Die moralische Verantwortung für die Anwendung einer Waffe liegt daher letztlich immer bei demjenigen, der sie benutzt oder den Befehl gibt, sie zu benutzen.

Das schlechteste aller Argumente

Die Atombombe war über Jahrzehnte der ultimative Schrecken. 1949 zündeten die Sowjets ihre erste Atombombe. Beide Grossmächte begannen ein atomares Wettrüsten. Mittelmächte wie Grossbritannien, Frankreich, Indien und Pakistan stiegen mit ein. Im Jahr 1950 besaßen die USA 369 Atombomben, die UdSSR fünf. 1966 verfügten die USA über etwa 31 700 Atomwaffen, Russland über 7089. 1978 überholte die UdSSR erstmals die USA (25 393 gegenüber 24 243). Inzwischen besitzen beide Grossmächte jeweils deutlich über 5000 Atomsprenghköpfe unterschiedlichen Kalibers, die anderen Atomwaffenmächte kommen zusammen auf etwa 1400.

Dass die Strategie der atomaren Abschreckung überhaupt funktionierte, sagt mehr über den Menschen als manch dickleibiges Psychologiebuch. Denn Atomwaffen im Fall des Falles ein-

zusetzen, ist vollkommen irrational. Warum sollte man Moskau, St. Petersburg und Nowosibirsk auslöschen, nur weil New York, Chicago und Los Angeles ausgelöscht wurden? Die Katastrophe wäre schon eingetreten. Es hätte Millionen Tote gegeben, verstrahlte Landschaften, atomaren Fallout, einen Kollaps der amerikanischen Gesellschaft und einen Zusammenbruch der Weltwirtschaft. Weshalb man diesem Alptraum noch ein paar Millionen Tote hinterher-schieben muss, ist unklar. Aus Rache? Das ist das schlechteste aller Argumente.

Flucht aus der Irrenanstalt

Die atomare Abschreckung funktioniert nur, wenn man es für möglich hält, dass das Gegenüber das Unvorstellbare tut und bereit ist, die ganz Menschheit mit in den eigenen Untergang zu reissen. Genau aus diesem Grund jedoch sind Atomwaffen dafür da, nie eingesetzt zu werden. Anders als Panzerdivisionen schrecken sie nicht mit ihrer Kampfkraft ab, sondern mit ihrem Potenzial. Erfolgt der Angriff des Gegners trotzdem, sind sie – anders als Panzerdivisionen – komplett sinnlos und haben ihre Funktion verloren. Hier liegt das Problem.

Denn es scheint, dass aufgrund der historischen und politischen Entwicklung das

Abschreckungspotenzial von Atomwaffen schwindet. Weil ihre Wirkung so unvorstellbar katastrophal ist, scheint ein tatsächlicher Einsatz selbst zur Verteidigung surreal. Eine moderne strategische Atomwaffe, etwa der amerikanische Sprengkopf W87-0, hat die 15fache Sprengwirkung der Hiroshima-Bombe. Die russischen Sprengköpfe haben eine ähnliche Zerstörungskraft.

Sollte sich in den Köpfen von Politikern, Militärs und Gesellschaft der Gedanke festsetzen, dass keiner so wahnsinnig ist, tatsächlich Atomwaffen einzusetzen, werden konventionelle Kriege wieder möglich.

Diese Entwicklung wäre, wie der Krieg in der Ukraine zeigt, verheerend. Nicht auszuschliessen, dass sich in Zukunft Atom-mächte konventionelle Kriege liefern, ohne ihre Atomwaffen jemals einzusetzen. Die Atomwaffen hätten dann ihre psychologische Wirkung verloren. Sie würden nur noch vor sich selbst abschrecken. Unter dem atomaren Schutzschirm jedoch könnten wieder konventionelle Kriege

geführt werden. Vor einem Angriff mit konventionellen Waffen könnte man sich dann nur mit massiver konventioneller Aufrüstung schützen. Und wenn nicht alles täuscht, stehen wir am Beginn dieser verhängnisvollen Entwicklung.

Gut möglich also, dass es etwas Schlimmeres gibt als eine Welt der atomaren Abschreckung: eine Welt voller Atomwaffen, die nicht mehr abschrecken. Die Versuchung, im Konfliktfall doch einmal ein militärisches Abenteuer zu beginnen und auf die Skrupel des Gegenübers zu setzen, kann dann gross werden.

Was dagegen tun? Man muss umdenken. Statt mit

Abschreckung zu drohen, muss man mit Anreizen, Wohlstand und Kooperation locken. Denn Gesellschaften, die etwas zu verlieren haben, führen keine Kriege. Handel, Austausch und Wirtschaftswachstum sind grössere Sicherheitsgarantien als Atomwaffen. Oder um in dem Bild Dürrenmatts zu bleiben: Vielleicht sollten wir die Irrenanstalt und ihre perverse Logik einfach verlassen. Es könnte sich lohnen.



Zeichnung von Dürrenmatt.

★★★★★
„ICH MAG DEN
SANFTEN
GESCHMACK
SEHR.“

JENNI, 29



DUNHILL

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.

Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.



«Wer will mich schon nackt sehen?»: Johnny (Zachi Noy), Benny (Jesse Katzur) und Momo (Jonathan Segal) in «Eis am Stiel», 1978.

Shalom, du pralles Leben!

Klein, dick, unbeholfen: Vor bald fünfzig Jahren feierte Zachi Noy einen Riesenerfolg. Besuch beim «Eis am Stiel»-Star, der davon träumt, ernste Rollen spielen zu dürfen.

Pierre Heumann

Eis am Stiel» war ein Kultfilm. Als die Erotikkomödie 1978 in die Kinos kam, feierte der Streifen in Deutschland einen durchschlagenden Erfolg. Nach den Berliner Filmfestspielen, wo «Eis am Stiel» 1978 gezeigt worden war, wurden in der Bundesrepublik sechs Millionen Karten verkauft – was für den Newcomer ein Riesentriumph war. In Israel, seiner Heimat, sahen vier von zehn Einwohnern den Film. Der Erfolg steckte an. Auch das Publikum in Japan wollte sich amüsieren, wenn sich Johnny, der dickliche Tollpatsch, an Frauen heranmachte. In den folgenden Jahren wurden sieben weitere Teile gedreht.

Am Ende klatschten alle

Für die jüngeren Leser sei der Plot von «Eis am Stiel» kurz zusammengefasst: Drei Teenager genießen Tel Aviv, verbringen ihre Freizeit am Strand und interessieren sich nur für Partys, hübsche Mädchen und sexuelle Abenteuer. Angereichert wird das Ganze durch eine Mischung aus Klamauk und schlüpfrigen Szenen, untermauert von Musik der 1950er.

Herzlia

Zachi Noy, damals ein Neuling in der Branche, war Publikumsliebbling. Der sensationelle Erfolg von damals halte bis heute an, meint Noy. «Sowohl in Israel als auch in Deutschland muss ich auf der Strasse für Selfies posieren.» Beim Ge-

In den Memoiren outet der Möchtegern-Frauenheld seine Komplexe, Sorgen und Nöte.

spräch im Garten seines Hauses in Herzlia, nördlich von Tel Aviv, wird allerdings nicht klar, ob er das als Belästigung beklagt oder als Zeichen seiner Popularität liebt. Vermutlich beides.

Jetzt hat Noy, der vor fünfzig Jahren den unbeholfenen Möchtegern-Frauenhelden spielte, seine Memoiren verfasst, in denen er sehr offen nicht nur seine Karriere Revue passieren lässt, sondern sich auch mit seinen Komplexen, seinen Sorgen und Nöten outet.

Sein Buch läuft unter dem Titel «Ich hasse Eis am Stiel». Das sei erklärungsbedürftig, werfe ich ein. Schliesslich habe er sich mit dem Streifen als Schauspieler etabliert.

Mit dem Titel wolle er einerseits die Neugierde wecken, erklärt Noy. Andererseits belaste ihn der Erfolg der Filmkomödie bis heute. Er hatte zwar gewusst, dass laut Drehbuch Sexszenen vorgesehen waren, die ihm Angst machten, weil er sich nackt zeigen musste. Aber er hatte gehofft, dass sie im letzten Moment wegfallen würden. Wer will mich schon nackt sehen, überzeugte er sich, nicht einmal ich will das. Doch er täuschte sich. Der Sex wurde nicht gestrichen.

Es war ein Graus, erinnert er sich und zündet sich eine Zigarette an: «Alle sahen mich erstmals vollkommen nackt. Ich schämte mich.» Sein Puls war auf 180, und er konnte vor Aufregung kaum atmen, als er den Film zum ersten Mal sah. «Aber am Ende klatschten alle, klopfen mir auf die verschwitzte Schulter und beglückwünschten mich.» In diesem Moment begriff er, «dass sich durch diesen Film meine komplette Zukunft radikal ändern würde».

Noys Jugend war schwierig. Seine Eltern waren untereinander gewalttätig, die Mutter war psychisch labil und musste während eines

ganzen Jahres in einer psychiatrischen Klinik beruhigt werden. Er habe ständig Hunger gehabt, sagt er, zudem sei er faul und bequem gewesen. Für seine Schulkameraden war er der Klassentollpatsch, das Dickerchen, das man hänseln konnte. Aber er war gleichzeitig auch der unterhaltsame Klassenclown, der berühmte Zeitgenossen imitieren konnte.

Zu seinen ersten Erfolgserlebnissen auf der Bühne gehörte die Rolle als Aschenputtels pummelige Schwester im Schultheater. Mit der Perücke, dem Mädchenkleid und den roten Lippen hatte er das beglückende Gefühl, aus seiner tristen Welt zu fliegen. Von da an, sagt er, war es für ihn eine ausgemachte Sache, dass er Schauspieler werden wollte.

Nach dem Ende des dreijährigen Armeedienstes veranstaltete Noy Variété-Shows in Hotels und Nachtclubs, unterhielt das Publikum wie bereits in der Primarschule mit Imitationen berühmter israelischer Persönlichkeiten.

Immer wieder wich er vom Skript ab

Dann hatte er das Glück, immer wieder auf Leute zu stossen, die ihm halfen, seinen Traum von der Schauspielkarriere zu verwirklichen. Der französische Regisseur Claude Régy, der 1977 am israelischen Nationaltheater Habimah Molières «Eingebildeten Kranken» inszenierte und Noy die Rolle des verschmähten Liebhabers Thomas Diafoirus gab, brachte ihm zum Beispiel bei, auf der Bühne die Nacktheit, die Scham, die Erregung und den Schmerz zu nutzen.

Régy habe ihm gezeigt, dass man weder Kostüme noch Requisiten brauche, um das Publikum zu fesseln und zu unterhalten. Noy, der nie eine Schauspielschule absolviert hatte, folgerte daraus: Gefühle auszudrücken, führe auf der Bühne zum Erfolg. Immer wieder wich er deshalb vom Skript ab und improvisierte. Seine spontanen Änderungen seien mitunter so gut gewesen, dass Regisseure überzeugt waren, das stehe so im Drehbuch, sagt er.

Ausschlaggebend für seinen Aufstieg zum Star war der Produzent Sam Wayneberg, der bis ans Ende seiner Tage in Gstaad lebte und Noy wiederholt zu sich ins Berner Oberland einlud. Wayneberg produzierte nicht nur die meisten Fortsetzungen der israelischen Sexkomödie «Eis am Stiel» als langjährigen Grosseffolgs, sondern auch Filme von Polanski und Fassbinder. Wayneberg, sagt Noy in seinem leicht fehlerhaften Deutsch, «hat mir das Leben gemacht, weil er mein Potenzial früh erkannt hat». Er bot dem jungen Israeli 1978 einen Zwölfjahresvertrag an, zusammen mit einem

«Til Schweiger war so eifersüchtig auf mich, dass er meine Szene herausschnitt.»

Scheck über 20 000 Dollar. «Ich liess ihn vor Schreck fallen. Nie zuvor hatte ich derart viel Geld in meinen Händen gehalten.»

Seit seinem «Eis am Stiel»-Erfolg will er beweisen, dass hinter dem Johnny «kein dummer, dicker, sondern ein intelligenter Mensch steht, der viel Erfahrung gesammelt hat».

Doch er tritt immer wieder ins Fettnäpfchen. So präsentierte er sich 2010 in bayerischer Tracht in der RTL-Sendung «Supertalent». Dort wurde er ausgebuht und von Dieter Bohlen verhöhnt. Ob Noy für seine Filme so schlecht bezahlt worden sei, dass er heute hier auftreten müsse?, spottete Bohlen. Noy fühlte sich vorgeführt.

Sieben Jahre später erfuhr er eine weitere – selbstverschuldete – Demütigung. 2017 machte er beim deutschen Reality-Format «Promi Big Brother» mit. Die Dreharbeiten fanden in einem Container in einem Kölner Studio statt. Doch als es endlich losging, habe er sehr schnell gemerkt, dass er, der Kettenraucher, Vielfrass und Alkoholgeniesser, da wieder rausmüsse. «Ich hatte keine Zigaretten, keinen Kaffee, nur kaltes Wasser, musste auf dem Boden schlafen.» Er habe «leider» in seinem Leben «sehr viel» Spirituosen getrunken, sei aber

kein Alkoholiker. Doch er müsse vor jedem Auftritt einen kleinen Cognac trinken, das helfe gegen Lampenfieber. Als ob er das beweisen wollte, gönnt er sich während des Gesprächs mit der *Weltwoche* einen Schluck Cognac, direkt aus der Flasche.

Bei «Big Brother» wurde ihm Alkohol zum Verhängnis. Er trank eine ganze Flasche Rotwein, sei «total besoffen» gewesen. Plötzlich musste er auf die Toilette. Doch die war dauerbesetzt. «Was sollte ich tun? Mir in die Hose pissen? Überall waren Kameras.» Also entschloss er sich, sich in der Dusche zu erleichtern. Er hatte aber vergessen, dass dort ebenfalls Kameras installiert waren. «Alle haben meinen Schwanz gesehen», erinnert er sich, «es war die Hölle.» Seine Familie war enttäuscht von ihm. «Überall machten sich die Menschen über mich lustig.» Das sei eine «grosse Demütigung» gewesen, schlimmer noch als jede Bettszene in «Eis am Stiel», und habe seiner Karriere sehr geschadet, zumal auch in Israel die unverpixelte Pinkelszene für Schlagzeilen sorgte.

Eine weitere Demütigung erfuhr Noy im vergangenen Jahr. Im Film «Manta Manta – Zwoter Teil», bei dem Til Schweiger Regie führte, spielte der ehemalige Star von «Eis am Stiel» eine Nebenrolle als Eisverkäufer und hoffte auf ein Comeback im deutschen Kino. «Doch Schweiger war so eifersüchtig auf mich, dass er meine Szene herausschnitt», behauptet Noy – und sagt einen Satz, der nicht zitierfähig ist.

Was, wenn er sie nicht amüsierte?

Jetzt, wenige Monate vor seinem 71. Geburtstag, hat Noy Angst vor dem Altwerden. Er fühle sich jung, sei wie ein Kind, sagt er. Und hat nach wie vor seine Träume. Er würde zum Beispiel gerne den braven Soldaten Schwejk spielen. Oder in einem Remake des «Blaumilchkanals» von Ephraim Kishon die Rolle des Verrückten übernehmen, der im Morgengrauen die Strassen Tel Avivs aufreisst. Die Kulisse sei bereits vorhanden, da die Stadt wegen des scheinbar nie enden wollenden Grossprojekts Metro eine einzige Baustelle sei. Die Hamas, meint er dann schmunzelnd, die unter Gaza lange Tunnels gegraben hat, hätte die Metro Tel Avivs «in wenigen Monaten fertiggebaut».

Doch nach diesem kleinen Scherz wird er nachdenklich, so als ob er Bilanz ziehen wollte, und sagt: «Ich bin süchtig nach Applaus.» Beifall sei für ihn der Beweis, dass er gut sei und vom Publikum geliebt werde. Manchmal frage er sich aber, weshalb ihn die Leute nur schätzten, wenn er sie unterhalte. Würden sie ihn auch bewundern, wenn er sie nicht amüsierte? Oder mache ihn genau dieses Talent aus? Und dann sagt er, während er sich die nächste Zigarette anzündet: «Die Antwort kenne ich nicht.»

Zachi Noy: Ich hasse Eis am Stiel.
Shalom du pralles Leben! Mit Martin Hentschel.
Basic Erfolgsmanagement. 160 S., Fr. 36.90



«Ich bin süchtig nach Applaus.»: Noy (Mitte).



fotolia.com © Sabine Klein



fotolia.com © Rico Büttner



pixabay.com © Sharon Ang

VIP-Spezialreise: «Dresden und die Semperoper» Klangzauber in Elbflorenz

Dresden, als «Elbflorenz» bekannt, lockt mit prächtigem Barock und reichen Kunstschatzen. Auf unserer 4-tägigen Musikreise entdecken wir die faszinierende Stadtgeschichte, erleben Mozarts «Die Zauberflöte» in der weltberühmten Semperoper und erkunden die Architekturperlen sowie das «weisse Gold» von Meissen.

Dresden, die Hauptstadt Sachsens, ist ein lebendiges Geschichtsbuch. Fürsten, Könige und Kaiser haben die Stadt geprägt, die wie kaum eine andere für den Wiederaufbau nach dem Krieg steht. Während dieser viertägigen Musikreise lassen wir uns von den kulturellen Glanzpunkten in ihren Bann ziehen.

Nachdem wir unser exklusives 4-Sterne-Superior-Hotel im Herzen der Altstadt bezogen haben, starten wir mit einem Rundgang durch den historischen Kern. Erstes Ziel ist die wunderschöne Innere Altstadt, die trotz Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wieder in vollem Glanz erstrahlt. Von der Brühlschen Terrasse über die Frauenkirche, den Zwinger bis hin zum Residenzschloss – kein anderer Stadtteil beherbergt so viele historische Bauwerke. Den Tag lassen wir beim Abendessen in einem traditionellen Restaurant ausklingen.

Den zweiten Tag beginnen wir mit einem Besuch der Frauenkirche, eines Symbols für den eindrucksvollen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Anschliessend begeben wir uns ins Neue Grüne Gewölbe im Residenz-

schloss, wo eine Sammlung kostbarer Exponate einen faszinierenden Einblick in die Kunstschatze der sächsischen Könige gewährt.

Als Höhepunkt erwartet uns am Abend die Aufführung von Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper. Wir geniessen das unsterbliche Meisterwerk unter der musikalischen Leitung von Gaetano d'Espinosa in der einzigartigen Atmosphäre dieses historischen Opernhauses.

Zusätzlich besteht die Möglichkeit für einen Ausflug nach Meissen, wo wir die liebevoll restaurierte historische Altstadt und die aufwendige Entstehung des berühmten Meissener Porzellans bewundern können.



fotolia.com © Kristina Rütten

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Dresden und die Semperoper»

Reisetermin:
8. bis 11. Juni 2024

Leistungen:

- Swiss-Direktflüge Zürich–Berlin und Dresden–Zürich inkl. Transfers
- 3 Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im 4-Sterne-Superior-Hotel «Hyperion Dresden am Schloss»
- 1 Abendessen im Restaurant in der Altstadt (1. Tag)
- Ausflug «Innere Altstadt»
- Ausflug «Frauenkirche und das Neue Grüne Gewölbe im Residenzschloss»
- Mozarts «Die Zauberflöte» in der Semperoper (Platzgruppe 1)
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1580.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 1880.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 230.–
Ermässigung Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Porzellan und die Altstadt von Meissen», inkl. Besuch der Schauwerkstatt und Mittagssimbiss: Fr. 120.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Männlichkeits-Mosaik

Die vielfältigen Persönlichkeitstypen des modernen Mannes, von Alpha bis Sigma.



In den Weiten der Online-Communitys haben sich einige Begriffe breitgemacht, besonders in Diskussionen über Dating und Beziehungen. Von Alpha-Löwen über Betas, Sigmas bis zu Omegas und Lambdas, die Bandbreite ist riesig. Aber weil wir keine Zeit für das ganze Alphabet haben, konzentrieren wir uns auf die ersten drei.

Und bevor sich jemand beschwert von wegen «Männer in enge Kategorien zwingen? Niemals!» – natürlich nicht. Wir sind hier nicht bei den Social Media, und diese Kategorien sind keine strikten Klassifizierungen, sondern eher Modelle, um verschiedene Persönlichkeitstypen zu beschreiben. Männer können selbstverständlich eine Mischung aus verschiedenen Merkmalen aufweisen. Zum Beispiel kann jemand in beruflichen Situationen alphaähnliche Eigenschaften zeigen und in Beziehungen eher betaähnliche.

Das Alpha-Männchen ist in der Biologie das dominanteste Wesen der Gruppe, es trommelt auf seine Brust und brüllt: «Hier bin ich, Welt!» In der Hierarchie steht es an oberster Stelle. In der Gesellschaft sind es jene Männer, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn sie einen Raum betreten. Sie sind so selbstbewusst, dass sie jeden Kampf mit dem Spiegel gewinnen. Alphas ergreifen gern die Initiative, treffen Entscheidungen, verfolgen entschlossen ihr Ziel, vor Konfrontation und Herausforderungen scheuen sie sich nicht; beruflich sind sie oft sehr erfolgreich.

Die Damenwelt fühlt sich vom Alphamann angezogen. Er ist der charismatische Hauptdarsteller eines jeden Rosamunde-Pilcher-

Romans. Sein selbstbewusstes Auftreten und die Tatsache, dass er oft Respekt und Autorität genießt, strahlen Sicherheit und Stabilität aus. Nicht zu vergessen die gute alte Hypergamie: Frauen haben oft eine Schwäche für Männer, die in der Gesellschaft eine bedeutende Stellung einnehmen.

Aber nicht allen gefällt die Alpha-Show, manche bevorzugen eher die *beta males*. Der Begriff kann negativ (Follower, passiv, unterwürfig) oder positiv konnotiert sein (empathisch, ko-

Frauen haben oft eine Schwäche für Männer, die in der Gesellschaft eine bedeutende Stellung einnehmen.

operationsbereit). Im Gegensatz zum Alpha-Don-Juan steht der Beta-Mann weiter unten auf der sozialen Leiter. Betas überlassen gerne anderen Führung und Initiative, sie sind weniger dominant, aggressiv und selbstbewusst, legen weniger Wert auf sozialen Status. Sie bekommen im Klub nicht den VIP-Tisch, haben aber auch nicht ständig den Stress, den Bauchansatz zu verbergen.

Das heisst nicht, dass sie nicht erfolgreich sein können, denn zu ihren Fähigkeiten zählt Empathie, sie können sich gut in andere hineinversetzen, Probleme lösen sie mit Diplomatie (und einer Tasse Ingwertee in der Hand) statt mit Konfrontation. Ihre zurückhaltende, manchmal sogar schüchterne Art wirkt auf Frauen einfühlend, süß, manche nennen es Welpenbonus. Für eine Frau, für die Boden-

ständigkeit wichtig ist und die es angenehm findet, wenn ein Mann nicht zu sehr auf äusserliche Anerkennung fixiert ist, ist dieser Anti-Tarzan vielleicht genau die richtige *cup of tea*.

Der Begriff Sigma-Mann ist relativ neu, er kommt aus der *manosphere*, einer Online-Subkultur, die sich mit männlicher Selbstentwicklung beschäftigt. Die Definitionen von Sigma variieren stark. Der *Stern* behauptet: «Die Attitüde des *sigma male* bietet die perfekte Ausrede für soziale Abgeschiedenheit», er sei «herablassend, abgestumpft, sexistisch». Auch mit Misogynie bringt man ihn in Verbindung, als wäre ein Sigma-Mann nichts weiter als ein mürrischer, gekränkter Einzelgänger. Ein wohl überzogenes Pauschalurteil, denn nicht jeder Einzelgänger hegt eine Feindseligkeit gegenüber Frauen.

Grundsätzlich ist der Sigma ein selbstbewusster, unabhängiger Denker, ein Individualist. Im Gegensatz zum extrovertierten Alpha zieht er sich lieber zurück und handelt nach seinem eigenen Kompass. Seine Ziele verfolgt er motiviert, jedoch schert er sich nicht um gesellschaftliche Erwartungen und Normen, hat kein Interesse an der Meinung der Masse (sondern zeigt ihr – metaphorisch – den Mittelfinger). Er legt wenig Wert auf soziale Bestätigung, sondern schätzt Unabhängigkeit und Freiheit. Obwohl er in Gesellschaft überzeugend auftreten kann, zieht er es vor, allein in seiner Wolfshöhle oder im kleinen, vertrauten Kreis zu sein. Frauen fühlen sich von dieser eigenständigen Art oft angezogen.

Welcher Typ sind Sie?

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Tiktok macht die Welt vielfältiger

Die Amerikaner wollen das chinesische Online-Phänomen Tiktok in die Schranken weisen. Auch in der Schweiz regt sich Widerstand. Ein Verbot wäre falsch.

Andreas Von Gunten

Tiktok ist für mehr als eine Milliarde Menschen weltweit und für ungefähr drei Millionen in der Schweiz eine Videoplattform zur Inspiration, Motivation und Unterhaltung. Wenn man bedenkt, dass das Angebot vor nicht einmal zehn Jahren gestartet ist, darf man durchaus von einem phänomenalen Erfolg sprechen. Gleichzeitig ist Tiktok offenbar für immer mehr Interessengruppen eine Zumutung.

Da sind auf der einen Seite die permanent Besorgten, die seit der Erfindung des Buchdrucks bei jedem neuen Medienprodukt davon ausgehen, dass damit der Untergang der Kultur und der Menschheit eingeläutet wird. Diese Gruppe nutzt die kritisierten Technologien in der Regel nicht selbst, sondern kennt sie vor allem vom Hörensagen. Sie liest und produziert Studien, die belegen, dass die grössten Probleme dieser Welt auf das neue Angebot zurückzuführen sind und darum dringend regulatorische Massnahmen nötig seien, um die Menschen vor ihrem Verderben zu schützen.

Besorgte und Angegriffene

Als Nächstes kommen die Besitzer und Manager der etablierten Medien, die sich vom neuen Angebot angegriffen fühlen. So hat sich kürzlich ein Chefredaktor eines der grössten Medienhäuser der Schweiz öffentlich gewünscht, dass Tiktok von der Bildfläche verschwinden möge.

Es vergeht seit Monaten kaum eine Woche, in der nicht irgendwo über die Schädlichkeit von Tiktok berichtet wird. Diese Unternehmen positionieren sich gerne als Vertreter von Eigenverantwortung, Marktwirtschaft und Wettbewerb. Gleichzeitig setzen sie alles daran, den Gesetzgeber dazu zu bringen, ihnen jegliche neue Konkurrenz vom Hals zu schaffen oder mindestens dafür zu sorgen, dass sie per Gesetz an den Gewinnen der neuen Mitbewerber beteiligt werden.

Zu diesen beiden Gruppierungen, den Besorgten und den Angegriffenen, gesellen sich die Strukturbewahrer. Sie möchten, dass in



Drücken Sie den Aufnahmeknopf!

Bezug auf die Infrastrukturen für gesellschaftlichen Dialog alles so bleibt, wie es ist, oder noch besser wieder so wird, wie es einmal war: Eine kleine Gruppe entscheidet über die media-

Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht über die Schädlichkeit von Tiktok berichtet wird.

len Inhalte und Kanäle, und die grosse Mehrheit der Konsumentinnen soll brav zuhören, klatschen und kaufen.

Mit dem Aufkommen des Internets vor dreissig Jahren und noch stärker mit Social Media vor zwanzig Jahren ist das Gefüge der medialen Infrastruktur ins Wanken geraten. Das, was sich Bertolt Brecht in den 1930er Jahren für das Radio gewünscht hat, wurde durch die Vernetzung der Computer zur Realität: ein Dialogmassenmedium, in dem die Grenzen zwischen Produzentinnen und Konsumenten verschwinden und alle Beteiligten jederzeit beides sein können.

Nach und nach lernen die Menschen, dass sie selbst entscheiden können, welche Inhalte sie verarbeiten möchten, und dass sie nicht nur zuhören oder zuschauen müssen, sondern dass sie am Dialog teilnehmen können. Sie können kommentieren, Social-Media- und Blog-Beiträge publizieren oder Podcasts und Videos produzieren, ohne um Erlaubnis bitten zu müssen. Das ist eine grosse, befreiende Errungenschaft, auch wenn der gesellschaftliche Lernprozess für die konstruktive Nutzung dieser neuen Möglichkeiten noch am Anfang steht.

Nicht nur Jugendliche

Tiktok ist in dieser Hinsicht nur ein vorläufiger Höhepunkt dieser seit dreissig Jahren stattfindenden Transformation. Die Videoplattform hat es geschafft, sich neben den anderen Anbietern wie Youtube, Instagram, Facebook, X und LinkedIn einen festen Platz zu sichern. Und dies längst nicht nur bei Jugendlichen, wie oft behauptet wird. Die Altersgruppe der Dreizehn- bis Achtzehnjährigen macht etwas

mehr als 20 Prozent aus. Der weitaus grösste Anteil der Nutzenden von Tiktok sind Erwachsene. Es ist auch nicht so, dass man auf Tiktok nur Tanz- und Schminkvideos findet, wie das zuweilen zu lesen ist. Im Gegenteil, die Vielfalt der Inhalte ist so breit wie die Vielfalt der Nutzenden.

Es gibt Erklärvideos zu jedem erdenklichen Thema. Es gibt sogenannte Vlogs, persönliche Gedanken der Videomacherinnen, auch zu jedem erdenklichen Thema. Es gibt äusserst lustige Comedy zu sehen oder inspirierende Buchempfehlungen und so weiter. Und ja, es gibt auch Videos von tanzenden Menschen, und es gibt Schminkvideos. Was daran falsch sein sollte, wenn Menschen Spass haben beim Tanzen und beim Produzieren eines Videos, ist mir aber bis heute nicht klar.

In meinem Tiktok-Feed bekomme ich übrigens fast nie Tanzvideos und eigentlich gar nie Schminkvideos zu sehen. Und damit wären wir bei einem der Erfolgsfaktoren dieser Plattform: Wenn jemand mit einem neuen Produkt in einen etablierten Markt einzudringen versucht, kann das nur gelingen, wenn man etwas besser macht als die anderen. Tiktok hat es geschafft, einen Algorithmus für personalisierte Vorschläge für Videos zu entwickeln, der es besser als alle anderen ermöglicht, den Geschmack des Konsumenten zu treffen. Das Interessante daran ist, dass ich als Nutzer eigentlich nicht viel mehr machen muss, als zu entscheiden, ob ich ein Video anschau oder nicht. Aufgrund meines Verhaltens wird der sogenannte Video-Feed immer besser auf meine Bedürfnisse abgestimmt. Darum ist es wichtig, dass man dem System zu Beginn etwas Zeit gibt, zu lernen, wo die persönlichen Interessen liegen. Wenn Sie jedes Schminkvideo zu Ende schauen, dürfen Sie sich nicht wundern, wenn Sie weiterhin solche Videos präsentiert bekommen. Oder anders gesagt: Wer mit seinem Video-Feed bei Tiktok nicht zufrieden ist, sollte als Erstes sein Betrachtungsverhalten hinterfragen.

Selber kreativ werden

Dieser Algorithmus also, der den angezeigten Inhalt nicht auf Basis der abonnierten Personen oder virtuellen Freunde anzeigt, sondern auf Basis des eigenen Verhaltens, war bei Tiktok so erfolgreich, dass er längst von allen anderen Social-Media-Plattformen kopiert wurde. Ein derart zusammengestellter Feed an neuen Inhalten führt natürlich dazu, dass man fortwährend neue Inhalte konsumieren könnte. Es gibt immer ein nächstes Video, das auch noch interessant wäre.

Es ist schon richtig, dass man sich eine gewisse Disziplin aneignen muss, um auch wieder aussteigen zu können, wenn man sich mal darauf eingelassen hat. Denselben Effekt können wir allerdings auch beim Eintauchen in ein gutes Buch beobachten. Nur weil wir

manchmal unvernünftig sind und an einer gutgeschriebenen Geschichte hängenbleiben, anstatt ins Bett zu gehen, sind wir noch lange nicht gefährdet.

Wer der Meinung ist, dass insbesondere Jugendliche zu lange am Tiktok-Feed hängenbleiben, sollte sie dazu motivieren, selber Tiktok-Videos zu produzieren. Denn das ist das eigentlich Wichtige an diesen Plattformen: Sie ermöglichen den Menschen, sich von der reinen Konsumentenrolle zu befreien und kreativ zu werden. Drücken Sie den Aufnahmeknopf!

Der Wechsel weg vom Freundes-beziehungsweise Follower-Feed verändert auch die Ausgangslage für diejenigen, die Videos produzieren. Auf der einen Seite bieten sich Chancen für Newcomer, mit einem bestimmten Video sehr viel mehr Menschen zu erreichen, als aufgrund der Abonnenten zu erwarten wäre, und auf der anderen Seite bedeutet eine hohe Abonnentenzahl auf Tiktok, und zunehmend auch auf den anderen Plattformen, keinen Garant mehr für eine hohe Reichweite für einen Inhalt. Jedes Video muss sich selbst bewähren. Der Algorithmus zeigt es ein paar Konsumierenden, und deren Verhalten entscheidet dann, wie es damit weitergeht.

Womit wir auch bei einem der Kritikpunkte angekommen sind, die im Zusammenhang mit der chinesischen Herkunft von Tiktok immer wieder zur Sprache kommen. Im Prinzip kann, wer die Kontrolle über Tiktok hat, auch entscheiden, wer welche Videos zu sehen bekommt. Wenn die Firma unter Kontrolle des chinesischen Regimes ist, könnte dieses die Plattform dazu nutzen, um destabilisierende Falschinformationen und Unwahrheiten zu verbreiten. Und weil Tiktok nicht nur Daten über das Betrachtungsverhalten der Nutzenden sammelt, sondern auch Standortdaten und Daten über die persönlichen Verbindungen der Nutzer und Nutzerinnen, die sie innerhalb der Plattform untereinander haben, können solche Videos ganz gezielt ausgespielt werden.

Desinformation und Datenschutz sind zwei der Gründe, warum im amerikanischen Parlament derzeit über ein Verbot von Tiktok beziehungsweise über eine Zwangs-Amerikani-



„Nachts bei Vollmond 10 Mal um die alte Eiche laufen – wollen wir nicht doch besser zur Apotheke gehen?“

sierung der Eigentümerschaft diskutiert wird und wofür es auch hierzulande, wie beim erwähnten Schweizer Chefredaktor, viele Sympathien gibt. Das vorgeschlagene Gesetz verlangt, dass das Mutterhaus von Tiktok die Plattform an nichtchinesische Besitzer verkauft, und wenn nicht: dass die App in den USA nicht mehr vertrieben werden darf. Es gehe um die Sicherheit des amerikanischen Staates. Im Repräsentantenhaus wurde der Vorschlag mit

Nach und nach lernen die Menschen, dass sie selbst entscheiden können, welche Inhalte sie verarbeiten möchten.

grossen Mehrheiten aus beiden Parteien angenommen. Wie die zweite Kammer, der Senat, entscheiden wird, ist noch offen.

Wenn man berücksichtigt, dass auch alle amerikanischen Plattformen und europäischen Telekommunikationsanbieter diese Art von Daten sammeln und dass sowohl die USA wie auch die EU-Länder und die Schweizer ihren Behörden weitgehende Möglichkeiten zum Zugriff auf diese Daten gewähren, mutet dieses Vorhaben schon sehr heuchlerisch an. Auch die gezielte Verbreitung von Desinformation und Unwahrheiten findet ja schon immer auch auf allen anderen Plattformen und Medien statt. Putin hat kein Tiktok, und trotzdem sind seine Narrative omnipräsent.

Gegen die Meinungsäusserungsfreiheit

Tiktok verbieten zu wollen, ist nicht nur unnötig, sondern auch schädlich. Es gibt bislang offenbar keine Beweise, die die Vorwürfe der amerikanischen Parlamentarier gegenüber Tiktok belegen würden. Es handelt sich um einen harten Schlag gegen die Meinungsäusserungsfreiheit, eine derart verbreitete Plattform zu verbieten. Und zu guter Letzt würde der Wettbewerb unter den Plattformen geschwächt beziehungsweise das Oligopol der bestehenden amerikanischen Plattformen gestärkt.

Was wir stattdessen benötigen, ist eine massive Bildungsoffensive. Wir müssen die Medienkompetenz aller stärken, nicht nur in den Schulen, sondern auch bei den Erwachsenen. Es wird ohne weitgehende Aufgabe unserer humanistischen Grundwerte nicht möglich sein, zu verhindern, dass Desinformation und Unwahrheiten produziert und verbreitet werden. Die einzige sinnvolle Antwort darauf heisst, die Menschen zu befähigen, Inhalte selbständig zu beurteilen. Das sollten wir uns gerade im Kant-Jahr hinter die Ohren schreiben.

Andreas Von Gunten ist Unternehmer, SP-Politiker und Mitgründer von Datenschutzpartner.ch sowie Verleger von Dnup.ch und Autor von «Intellectual Property is Common Property». Informationen: Andreasvongunten.com

Unpünktlich

Nr. 11 – «SBB gegen Bundesrat»
Christoph Mörgeli über den Bahnverkehr

Ich habe in jungen Jahren bei den SBB, in Zürich im Zentralstellwerk und in der Auskunft, gearbeitet. Das war, als die SBB noch schwarze Zahlen schrieben. Damals fuhren 95 Prozent aller Züge pünktlich ein und aus. Es gab in Europa nur die DB und die SBB, die pünktlich und zuverlässig waren. Wenn ich heute von St. Gallen nach Zürich fahren will, darf ich keinesfalls einen Zug nehmen, der von München kommt. Die Reisen nach Deutschland sind immer eine Katastrophe. Seit fünfzig Jahren mache ich Führungen in der Stiftsbibliothek in St. Gallen, und ich habe etwa 200 000 Gäste geführt. Gäste, die die Stiftsbibliothek besuchen, sind nicht die dümmsten; die meisten kommen aus Deutschland. Von denen höre ich immer nur: «Geht nicht in die EU; uns hat man ja nicht gefragt!» *Maria Hufenus, St. Gallen*

Den SBB und dem SEV-Gewerkschaftschef ist vollständig zuzustimmen. Im zur EU gehörenden Schweden und im EWR-Mitglied Norwegen wurde vollständig umgesetzt, was die EU verlangt. Abschreckender könnten die Folgen nicht sein. In Norwegen wurden die ehemaligen Norges Statsbaner (NSB) in zehn Gesellschaften aufgesplittet. Jede davon mit einem CEO mit Salär auf Augenhöhe mit dem Ministerpräsidenten. Auf dem norwegischen Netz fahren Reisezüge von englischen und schwedischen Gesellschaften (Go-Ahead und SJ). Im Fernverkehr wird mit Vy (ehemals NSB) einzig noch die Bergensbanen in norwegischer Regie betrieben. Umgekehrt fährt mit Vy Tåg absurderweise eine norwegische Gesellschaft

in Schweden. Die Unpünktlichkeit der Züge ist katastrophal, was jedoch angesichts der Berichterstattung über die Deutsche Bahn verblasst. *Jürg Streuli, Wetzikon*

Instandhaltungsmoral

Nr. 11 – «Schiessen Sie nicht auf das Orchester»
Roberto Balzaretti über Schweizer Diplomatie

Die Instandhaltungsmoral des EDA-Beamten Balzaretti zeigt deutlich, dass er sich der Tragweite der Diskreditierung der Schweiz durch seinen naiven Chef nicht bewusst ist. Abgesehen von den daraus entstehenden Milliardenverlusten, entzieht er der Weltpolitik den einzigen akzeptierten neutralen Ort für Friedensgespräche von Konfliktparteien. *Peter Meier, Volketswil*

Wir haben noch nicht die gleiche «Demokratie» wie in der EU, und die Alt-Botschafter sind Teil unserer Demokratie, in der man sich noch frei äussern darf zu seinen eigenen Ansichten. Wenn sie sich genötigt fühlen, sich an die Öffentlichkeit zu wenden, dann sind sie nicht schuld, sondern in diesem Fall eher angsterfüllte Patrioten. Die Neutralität fahrlässig zu verspielen, ist für uns Schweizer eine Katastrophe. Wir können nur hoffen, dass aus Bern diesbezüglich nicht noch mehr Mist kommt. *Ajtony Ormós, Winterthur*

Hatte Rasputin recht?

Nr. 11 – «Gotisches Unheil über Windsor»
Julie Burchill über das britische Königshaus

Rasputin war ein Wandermönch und Günstling am Zarenhof, und da man 1916 in seiner Beziehung zur Zarenfamilie den Grund für Russlands drohenden Zusammenbruch sah,

wurde er von Fürst Jussupow ermordet. Rasputin sagte voraus, dass das britische Königshaus so lange bestehen werde, bis ein von Battenberg den Thron besteigen werde. König Charles III. ist ein Urenkel von Ludwig von Battenberg (1854–1921) und dessen Frau Viktoria. Sie war eine Enkelin der legendären Königin Viktoria. Die Krebserkrankung des Königs und der Rückzug von Herzogin Kate aus der Öffentlichkeit wegen ihrer Erkrankung geben Anlass zu Vermutungen. Wenn der König aus gesundheitlichen Gründen abdanken und Prinz William etwas zustossen würde, würde Prinz Harry nicht König werden. Er würde allenfalls die Regentschaft übernehmen bis zur Volljährigkeit von Prinz George. *Vreni Messmer, Wittenbach*

Narzisstisch gekränkt

Nr. 10 – «Jugend ohne Sex»
Jürg Altwegg über Thérèse Hargot

Die Unterstellung, Frauen würden Pornografie konsumieren wie Männer, und zwar mit den gleichen Folgen, negiert gänzlich, dass Männer und Frauen völlig unterschiedliche Sexualstrategien verfolgen, sich also auch in ihrer Triebhaftigkeit unterscheiden. Dass ihr das unterbewusst aber klar ist, zeigt Thérèse Hargot, indem sie von «Jungen» spricht. Letztlich, und dazu kann das Interview durchaus taugen, eine weitere Vorstellung des weiblichen Paradoxons, dass sich jede (!) Frau mit kaum weniger als den oberen 10 Prozent der attraktivsten Männer zufriedengeben mag, aber narzisstisch gekränkt mit dem Fuss aufstampft, wenn ihr die restlichen 90 Prozent die Aufmerksamkeit entziehen, indem sie Pornos schauen. *Peter Ackermann, Leipzig (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Martin Greenfield (1928–2024)
Maurizio Pollini (1942–2024)



Kleine Nische, grosse Ausstrahlung: Martin Greenfield.

Wer jemand war in Amerika, trug einen Anzug von Amerikas bestem Schneider, wie die Männerzeitschrift *GQ* Martin Greenfields Werkstatt in Brooklyn beschrieb. Vergangene Woche ist er gestorben – und mit ihm ein Teil des Handwerks, das er seit 1947 ausübte. Das *Wall Street Journal* beschrieb ihn als einen der letzten Vertreter einer aussterbenden Art.

Wie viele amerikanische Erfolgsgeschichten begann auch die des Maximilian Grünfeld, wie er zuerst hiess, im Ausland, in einem Teil der damaligen Tschechoslowakei (gehört heute zur Ukraine). Als Waise, nachdem seine Eltern sowie nahe Verwandte von den Nazis umgebracht worden waren, kam er ins Konzentrationslager Auschwitz. Wo er nähen lernte: Er hatte den Kragen eines Offiziershemds beschädigt, wurde mit Schlägen dafür bestraft. Doch ein Mitgefangener zeigte ihm, wie er den Stoff flicken konnte.

Er überlebte den Holocaust und den Krieg und schaffte es nach Amerika. Dort arbeitete er sich vom Handlanger in einer Kleiderfabrik zu deren Besitzer hoch; bei seinem Eintritt beschäftigte das Unternehmen 565 Schneiderinnen und Schneider, dreissig Jahre später, als er die Firma kaufte, zählte sie noch sechs Angestellte.

Die Nische, die er fand, mag eine kleine gewesen sein. Doch mit grosser Ausstrahlung. Er bot die besten Massanzüge an, die man kaufen konnte. Frank Sinatra war Kunde, Donald Trump und Barack Obama liessen sich von ihm

einkleiden – an den beige Anzug Obamas erinnert man sich, der Inhalt der Pressekonferenz, zu der er ihn trug, ist vergessen –, Joaquin Phoenix spielte den Joker in einer dreiteiligen Schale in der Farbe von Speisewürze, einige der grössten Basketballspieler waren ebenfalls Fans (darunter LeBron James sowie Shaquille O’Neal).

Und da Kleider Leute machen, vertrauten auch Tausende unbekannte Männer der Handwerkskunst des fleissigen Schneiders – sie kauften ihre Hochzeitsanzüge bei Martin Greenfield Clothiers, wie sein Geschäft mit vollem Namen hiess.

Klingt nach einem guten Businessmodell. War es aber eher nicht, besonders für die meisten anderen Anzugschneider: Bis vor zwanzig Jahren gab es Tausende, 2016 zählte der Branchenverband noch zehn davon, heute sind es weniger.

Weshalb? *O tempora, o mores*, kann man zeitlos antworten – die meisten Männer kaufen von der Stange, viele gehen in Freizeitkleidung durchs Leben. Und manche, die früher 2000 Dollar ausgaben für die Arbeit des Schneiders ihres Vertrauens, verlassen sich heute auf sogenannte Luxusmarken von namenlosen Designern, hergestellt in China von Maschinen, dafür ohne Wartezeiten.

Martin Greenfield hat vergangene Woche seinen dreiteiligen Anzug abgelegt, im Alter von 95 Jahren, endgültig. Seine beiden Söhne Jay und Tod führen das Geschäft fort. Vorläufig.

Mark van Huisseling

Wenn er das Podium betrat, umwehte ihn ein aristokratisch anmutender Ernst, zugleich aber war da auch eine erwartungsfrohe, erdverbundene Geschäftigkeit. Wer den Pianisten Maurizio Pollini einmal im Konzert erlebt hat, wird sich beim Anhören seiner Aufnahmen an dieses besondere Charisma aus Noblesse und Bodenständigkeit erinnern. Aufgesetzt wirkte nichts an seiner Erscheinung und schon gar nichts an seinem Spiel. Pollini suchte die Selbstverständlichkeit des Ausdrucks, jede Form von Überstülpung war ihm fremd: Weder donnerte er heroisch seine Leidenschaften heraus, noch dörnte er die Partituren intellektualistisch aus.

Aus heutiger Sicht ist es unverständlich, dass ihm nicht wenige seiner Zeitgenossen «Kälte» unterstellten (Swjatoslaw Richter fehlten bei den Chopin-Interpretationen «Poesie» und «Feingefühl»). Denn gerade bei Frédéric Chopin fand Pollini zu einer überwältigenden Direktheit und Heutigkeit, weil er ohne den geläufigen Tränenflor des Exilanten erzählte – ja, *erzählte*, denn Pollini begriff sich tatsächlich als Partner eines musikalischen Dialogs mit seinem Publikum.

Selbst bei eher unzugänglichen Werken wie Pierre Boulez’ Klaviersonate Nr. 2 wählte der Mailänder – bei aller Sperrigkeit des Stücks – eine geradezu geduldig argumentative Interpretation dieser erratischen, bisweilen fratzenhaften Komposition. «Kunst, wenn sie wirklich grossartig ist, hat einen progressiven Aspekt, den eine Gesellschaft braucht, auch wenn sie in rein praktischer Hinsicht absolut nutzlos erscheint», befand Pollini in einem späten Interview – auch im Hinblick auf sein politisches Engagement in den siebziger Jahren.

Kunst entspreche den «Träumen einer Gesellschaft». Der Mensch könne ohne sie nicht leben, «genauso wie die Gesellschaft ohne Kunst nicht sein kann». *Thomas Würdehoff*



Direkt und heutig: Pianist Pollini.

Eigenständigkeit statt Economiesuisse

Lonza-Chefjurist Andreas Bohrer warnt vor Regulierungen nach EU-Vorbild.



Es ist ein sehnenzerreissender Spagat, den der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse da vorführt. Mit dem Appell «Überregulierung löst auch bei Nachhaltigkeit keine Probleme» warnt der Verband vor neuen Vorschriften, die Unternehmen zu korrekterer Nachhaltigkeit verpflichten sollen.

Andreas Bohrer, Chefjurist der Lonza-Gruppe, Titularprofessor an der Universität Zürich und Vorstandsmitglied von Economiesuisse, ruft dazu auf, beim Umgang mit Ressourcen und sozialen Aspekten in der Unternehmensführung Freiheit und Eigenverantwortung zum Zug kommen zu lassen.

Das Scheitern der Konzernverantwortungsinitiative habe den Weg frei gemacht für den indirekten Gegenvorschlag: Im Obligationenrecht seien neu die Berichterstattung über Nichtfinanzielles sowie Sorgfalts- und Transparenzpflichten zu Kinderarbeit und sogenannten Konfliktmineralien geregelt. Die detaillierten Vorschriften zur Berichterstattung brächten vielen Unternehmen grossen Aufwand. Haftungsregeln seien im Gesetz bewusst ausgeklammert worden.

Was dann kommt, haut einen aus den Schuhen. Bohrer schreibt:

«Kaum sind die neuen Vorschriften in der Schweiz implementiert und die nicht-finanziellen Berichterstattungen erstmals veröffentlicht, steht bereits eine Ausweitung der Vorschriften nach EU-Vorbild zur Diskussion. Ein überhastetes gesetzgeberisches Vorgehen ist aber abzulehnen: Unternehmen brauchen langfristige Rechts- und Planungssicherheit.» Das ist ein Knall: Economiesuisse-Vorstand

Bohrer wehrt sich gegen eine Ausweitung der Vorschriften nach EU-Vorbild.

Das muss man dreimal lesen – denn was macht Economiesuisse sonst den ganzen Tag? Für EU-Folgsamkeit, für die Anbindung an Brüssel werben.

All die Verbandskaderleute um Präsident Christoph Mäder und Direktorin Monika Rühl sowie die zugeschalteten Branchenverbände und NGOs weibeln täglich für ein neues Rahmenabkommen mit der EU, das die Euro-Regulierungen praktisch eins zu eins in die Schweiz drücken würde.

Diese ganze Economiesuisse-EU-Propaganda, aufgeheizt durch speziell konstruierte Stimmungsumfragen, beruht stark auf der Behauptung, dass die strikte Unterstellung unter die fremden Regeln den Schweizer Unternehmen Rechtssicherheit brächte.

Genau dazu sagt jetzt aber der Lonza-Rechtschef und Economiesuisse-Vorstand Bohrer das Gegenteil: dass ein überhastetes Gesetzgebungsverfahren nach EU-Vorbild abzulehnen sei, weil die Unternehmen langfristige Rechts- und Planungssicherheit bräuchten.

Und diese Sicherheit kann die Schweiz, so der logische Schluss aus Bohrers Worten, nur dann garantieren, wenn sie sich von der Gesetzesproduktion der EU und deren Richter fernhält. Eigenständigkeit statt Economiesuisse.

In der EU sind übrigens die Unternehmen kürzlich gerade noch knapp einem erneuten Bürokratisierungsschub entkommen. Die Politikzentrale musste die bereits beschlossene Richtlinie über die Sorgfaltspflichten von Unternehmen bezüglich Nachhaltigkeit (Cor-

porate Sustainability Due Diligence Directive, CSDDD) auf Eis legen – aber nur, weil vorläufig die Zustimmung bestimmter Länder fehlte, unter anderem Deutschlands.

Diese CSDDD ist eine Art Lieferketten- oder Konzernverantwortungsgesetz, das die Pflichten grosser Unternehmen (ab 500 Mitarbeitern oder 150 Millionen Euro Umsatz) zu tatsächlichen und potenziellen Auswirkungen ihrer Tätigkeiten auf Umwelt und Menschenrechte regulieren soll. Geplant sind Sanktionen und zivilrechtliche Haftung bei Verstössen. Es ist nur aufgeschoben: Nach den Europawahlen wird Brüssel die Regulierungsoffensive wieder aufnehmen. Dann kann Economiesuisse wieder den Spagat üben.

Bodenpreis-Optimismus

Nimmt man Bodenpreise als Bewertungsindikator für die Qualität der Politik im betreffenden Land, dann wird Deutschland heute schlecht regiert. Laut amtlicher Statistik sanken die Preise für Wohnimmobilien 2023 im Durchschnitt um 8,4 Prozent gegenüber dem Vorjahr. Das ist laut den Angaben der stärkste jährliche Rückgang seit Beginn der Zeitreihe im Jahr 2000 und das erste Minus seit 2007.

Grell ist der Kontrast zu einer Umfrage der Institute Ifo (München) und IWP (Luzern) im Sommer 2023 zur Immobilienpreisentwicklung in den nächsten zehn Jahren: Man erwartete da jährliche Wachstumsraten in West- und Nordeuropa von 6 bis 10 Prozent und von 15 bis 18 Prozent in Süd- und Osteuropa. Die Experten rechneten offenbar mit Politikwechseln, die neues Wachstum ermöglichen.

ARCHÄOLOGIE

Wiege des Glaubens



Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wer hat uns geschaffen?: Göbeklitepe, die älteste Tempelanlage der Welt.

Religiöser Schauer packt einen, wenn man den Sakralbau betritt.

Seite 60

Nie zuvor hat man Spuren einer ähnlich hochentwickelten Gesellschaft gefunden.

Seite 61

Gut möglich, dass wir die Geschichte unserer Spezies abermals neu schreiben werden.

Seite 65

Wo alles begann

In der Türkei wird gerade die Geschichte der Menschheit neu geschrieben. Was hat es mit dem rätselhaften Heiligtum der Steinzeitjäger in Göbeklitepe auf sich? Reise an den Anfang unserer Zivilisation in Mesopotamien.

Urs Gehriger

Wir sind in den tiefen Osten Anadolien und bis ans Ende der letzten Steinzeit gereist, um der Geburt der Religion auf die Spur zu kommen. Doch nun herrscht dichter Nebel. Schwer wie eine nasse Decke aus Schafschurwolle breitet er sich aus über die Hügel der Provinz Sanliurfa, nahe der syrischen Grenze.

Schritt für Schritt tasten wir uns vor, unter kundiger Führung eines lokalen Archäologen. «Schaut», sagt er unvermittelt, «hier ist es.» Vor uns liegt eine klaffende Wunde im Erdreich. Ein ovaler Steinkreis ragt aus dem Boden, versetzt mit acht Stelen. Religiöser Schauer packt einen, wenn man den Sakralbau betritt. Die T-förmigen Säulen sind dekoriert mit Schlangen, Spinnen, Skorpionen, Füchsen, Geiern und Leoparden, die Pranken hebend, die Zähne bleckend.

Rund um die Welt haben Menschen «heilige» Stätten errichtet, um Göttern zu huldigen, deren Nähe zu spüren oder um die Gunst des Schöpfers zu buhlen: die Zikkurat in Mesopotamien, die Pyramiden der Azteken und

Wer solche Monumente aufstellt, muss getrieben sein von einer hohen Mission, von «göttlichem» Eifer.

Ägypter, der Petersdom in Rom oder die Kaaba in Mekka. Doch keiner dieser berühmten Kultbauten steht so lange wie dieser hier. Nicht annähernd.

«Das sind die ältesten Tempel der Welt», postulierte Klaus Schmidt, der Entdecker der Kultstätten von Göbeklitepe. Dreimal älter sind sie als die Cheops-Pyramide oder Stonehenge.

«Die ältesten Tempel der Welt»

In jahrelanger Fleissarbeit hat der deutsche Prähistoriker dieses «rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger» freigelegt. Und mit jedem Spatenstich wuchs das Staunen – ob der mystischen Anordnung der gigantischen Stein-

architektur, ob der herkulischen Leistung der Erbauer.

Drei Meter hoch und sechzehn Tonnen schwer sind die Stelen. Aufgerichtet mit unvorstellbarem Effort. Dies zu einer Zeit, als das Rad noch nicht erfunden war. «Als wäre das Empire State Building von einem Dreijährigen mit Klötzchen gebaut worden», kommentierte der Althistoriker Jeffrey Rose beim Anblick von Göbeklitepe.

Jäger der Apokalypse

Wer solche Monumente aufstellt, muss getrieben sein von einer hohen Mission, von «göttlichem» Eifer. Je tiefer Entdecker Klaus Schmidt grub, desto verrückter nahm sich die Geschichte des «ersten Tempels» aus. Es stellte sich heraus, dass die Kultstätte nach relativ kurzer Zeit wieder zugeschüttet worden war. Komplett intakt hat man sie unter einem künstlichen Hügel begraben. Daher stammt der Name Göbeklitepe – bauchiger Hügel.

Weshalb taten sie das? Wollten sie die eigene Kultur vor Feinden schützen? Oder das Wissen für spätere Generationen konservieren?

Göbeklitepe zieht Scharen von Deutungshusaren an. Wilde Theorien werden evoziert. Am populärsten ist derzeit jene von Graham Hancock. Der britische Schriftsteller und Journalist fasziniert mit seiner Netflix-Serie «Ancient Apocalypse» ein Millionenpublikum mit seiner Jagd nach «untergegangenen Zivilisationen». Er bewirtschaftet die Theorie, Menschen hätten in früher Vorzeit bereits eine zivilisatorische Höchstblüte erreicht, die dann durch Asteroidenhagel zerstört worden sei. Überlebende hätten das damalige Wissen über Generationen hinweg tradiert und an verschiedenen Orten neu aufleben lassen. So auch in Göbeklitepe.

Um Fakt von Fiktion zu unterscheiden, besuchen wir Professor Necmi Karul an der archäologischen Fakultät in Istanbul. Karul ist Ausgrabungsleiter in Göbeklitepe und Nachfolger von Entdecker Klaus Schmidt, der 2014 früh verstorben ist. Während draussen die Studenten durch die Gänge wuseln, steht Karul,



Mit jedem Spatenstich wuchs das Staunen: Kultstätten Göbeklitepe (oben), Karahantepe.

verwittertes Gesicht, hagere Statur, am Fenster seines Büros und raucht eine Zigarette. An der Wand hängt eine Karte Anatoliens, darüber ein Pfeilbogen, wie ihn die Menschen mitführten, als sie noch Jäger und Sammler waren.

Von den abenteuerlichen Ideen eines Graham Hancock hält Karul nichts. Dessen Theorien entbehren jeglicher Logik. Die Datierung beispielsweise, die Hancock anhand bestimmter Sternbilder vornimmt, sei jenseits aller Wissenschaftlichkeit.

Für Karul steht nach jahrelanger Forschung fest: «Die Steinkreise von Göbeklitepe bilden

die ältesten bekannten Monumentalbauten der Menschheit.» Nie zuvor hat man Spuren einer ähnlich hochentwickelten Gesellschaft gefunden.

Karuls Forschungsbereich liegt in der sogenannten neolithischen Revolution. Ein Begriff, der vom australisch-britischen Archäologen Vere Gordon Childe (1892–1957) geprägt wurde und jene Phase beschreibt, in der die Menschheitsgeschichte eine dramatische Wende erfuhr.

Was ist mit dieser Wende gemeint? Um dies zu verstehen, blättern wir an die Anfänge der Menschheitsgeschichte zurück.

Der Homo sapiens tauchte vor etwa 300 000 Jahren auf. In den folgenden Jahrtausenden entwickelte sich die Lebensweise unseres Vorfahren marginal. Er lebte in kleinen Gruppen, war in Bewegung, jagte Wild, sammelte Essbares, das die Natur feilbot. Doch dann, vor rund 10 000 Jahren, passierte etwas Ausserordentliches: Es kam zur «radikalen Veränderung mit revolutionären Folgen für die gesamte Spezies», so Childe.

Was ist geschehen? Der Mensch wurde sesshaft, er pflanzte sein Essen selbst an und begann Tiere zu domestizieren. Es war der Beginn der Landwirtschaft und der Nutztierhaltung. Er gründete Siedlungen, die Bevölkerung wuchs an. Er entwickelte Werkzeuge und töpferte Tongefässe. Die neolithische Revolution war «das grösste Ereignis in der Geschichte der Menschheit nach der Beherrschung des Feuers» (Childe). Seit dem Beginn des Ackerbaus verläuft die Entwicklung der Menschheit wie im Zeitraffer. Wir verabschiedeten uns aus der Steinzeit, und nach

Nach den Funden von Göbeklitepe muss die Geschichte der Menschheit umgeschrieben werden.

relativ kurzer Zeit flogen wir in den Weltraum. Doch was hat die Religion mit dieser Revolution zu tun? Wie hat sie zur beschleunigten Entwicklung der Menschheit beigetragen?

Die Initialzündung

Um eines vorab klarzustellen: «Religiöse» Bräuche waren zu frühesten Zeiten der Menschheitsgeschichte präsent. Menschen haben bereits vor Zehntausenden von Jahren einfache Kultrituale praktiziert. Die Bestattung von Toten etwa oder die Herstellung von Fruchtbarkeitsfiguren. Doch der Bau eines Tempels ist eine ganz neue Dimension. Er ist Zeugnis einer organisierten Gemeinschaft, die sich zu kultischen Ritualen versammelt, einer Gruppe von Gläubigen, die eine gemeinsame Sicht auf das Dies- und das Jenseits teilte.

Doch was war die Initialzündung für diese «Religion», die zum Bau der Monumente von Göbeklitepe führte?

Voraussetzung für die Religion, so die gängige Lehrmeinung, war die Landwirtschaft. Erst durch die langfristig gesicherte Nahrungsversorgung hatte der Mensch die Musse zur Reflexion. Erst jetzt hatte er die Zeit, Fragen nach seinem Ursprung und seinem Platz im Kosmos zu stellen: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wer hat uns geschaffen?

Doch die Funde von Göbeklitepe stellen diese Theorie auf den Kopf. Die Sakralbauten seien geschaffen worden, noch bevor der Mensch den Sprung zur Landwirtschaft vollzogen habe, bestätigt Karul. «Die Menschen, die diese be-



Scharen von Deutungshusaren:
Göbeklitepe im Südosten der Türkei.

sonderen Bauten errichteten, waren immer noch Jäger und Sammler.» Sie hatten sich zwar niedergelassen, aber sie betrieben noch keinen Ackerbau und hielten auch noch keine domestizierten Tiere, wie Funde von Essensresten belegen.

Die organisierte Religion spielte eine Art Geburtshelfer für die moderne Zivilisation.

Mit anderen Worten: Die Monumente von Göbeklitepe wurden noch vor der neolithischen Revolution gebaut. Dies bedeutet, dass die Geschichte der Menschheit umgeschrieben werden muss. In den Worten von Entdecker Klaus Schmidt: «Der Bau eines massiven Tempels durch eine Gruppe von Feldarbeitern ist ein Beweis dafür, dass organisierte Religion vor dem Aufkommen der Landwirtschaft und anderer Aspekte der Zivilisation entstanden sein könnte.»

Die Entwicklung «Religion vor Ackerbau» macht evolutionstechnisch Sinn: Jäger und Sammler funktionieren in kleinen Gruppen. Ackerbau und die damit verbundene Arbeitsteilung erfordern eine grössere Gesellschaft, die perfekt funktionieren muss.

Mensch erhebt sich über Umwelt

Erst wenn sich die Menschen einer sozialen Gruppe vertragen und eine gemeinsame moralische Basis haben, können sie das gegenseitige Vertrauen aufbauen, das die Arbeitsteilung ermöglicht. Religion mit gemeinsamen Ritualen ist einheitsstiftend und bildet den Kitt für eine grosse soziale Gruppe.

Anthropologen gehen davon aus, dass die organisierte Religion eine Art Geburtshelfer für die moderne Zivilisation spielte. Sie diente anfänglich dazu, Spannungen zu lösen, die auftraten, als die einstigen Jäger und Sammler sesshaft wurden und sich zu grossen Agrargesellschaften entwickelten. Doch was war die Voraussetzung, damit sich überhaupt eine organisierte Religion entfalten konnte?

Schauen wir uns die Symbole in den Sakralbauten von Göbeklitepe näher an: Es sind bedrohliche Tiere: Schlangen, Skorpione, Leoparden, mit teils aggressiven Fratzen. Mitten im

Kreis dieser wilden Geschöpfe erhebt sich der Mensch. Er überragt und dominiert die Natur.

Eindrücklich ist dies auf den T-förmigen Stellen von Göbeklitepe zu erkennen. «Sie stellen überlebensgrosse Menschen dar», sagt Karul. «Der horizontale Teil zuoberst auf den Säulen symbolisiert den Kopf und der vertikale Teil den Körper.» Auf den breiten Flächen der Säulen wurden Arme herausgearbeitet. Auf der schmalen Vorderseite halten Hände in der Höhe der Taille einen erigierten Phallus.

Diese Symbolik hebt sich von den Höhlenmalereien der frühen Steinzeit ab. «Am An-



Mensch als Bändiger der Natur: Figur in Sayburç, flankiert von Leoparden, hält erigierten Penis.

Nullpunkt der Zivilisationsgeschichte

GÖBEKLITEPE – 9600 v. Chr.

Göbeklitepe ist eine Kultstätte, die Funde hervorbringt, die es ermöglichen werden, den Lauf der Menschheitsgeschichte neu zu schreiben. Die Geschichte geht auf die Jungsteinzeit vor der Töpferei um etwa 9600 v. Chr. zurück, also auf die Zeit vor etwa 11 600 Jahren. Gebaut aus gigantischen Felsbrocken in einer Zeit, als



es noch keine Werkzeuge gab, bilden diese Bauten ein beeindruckendes Erbe. Die komplexen Anlagen erforderten eine Arbeitsteilung, dies zu einer Zeit, als die Menschen noch Jäger und Sammler waren. Man geht davon aus, dass Göbeklitepe noch mehr Erkenntnisse hervorbringen wird, die das traditionelle historische Wissen erschüttern werden.

GGANTIJA – 3500 v. Chr.

Die Tempel von Ggantija sind die ersten der megalithischen Tempelanlage auf Maltas Insel Gozo. Mit vollständig erhaltenen Mauern und einem Grundriss mit mehreren Bögen besteht Ggantija aus zwei Tempeln. Die komplexe Struktur der Ggantija-Kulturgruppe ist ein hervorragender Bezugspunkt zur Kunst der prähistorischen Zeit und bildet einen archäologischen Bezugspunkt

zu den bedeutendsten Perioden der Bronzezeit. Wie die gigantischen Felsbrocken mit der damaligen Technik hierher bewegt wurden, bleibt immer noch ein Rätsel. Der treffende Name «Ggantija» wurde den Tempeln vom englischen Wort «Giant» gegeben. Die Bauwerke galten bis zur Entdeckung von Göbeklitepe als die ältesten freistehenden Denkmäler der Welt.



fang verstand sich der Mensch als ein Teil der Tierwelt», erklärt Karul, «aber nach einer gewissen Zeit wurde er Herrscher nicht nur über die Tiere. Er beginnt die ganze Umgebung zu dominieren.»

Ist das Selbstverständnis des Menschen als Bändiger der Natur also die Initialzündung für die Religion? Immer neue Funde, die Karuls Team dem Erdreich entringt, scheinen dies zu belegen. So zum Beispiel in Sayburg, einem kleinen Dorf zwanzig Kilometer westlich von Göbeklitepe. Vor ein paar Jahren hatte ein lokaler Bauer die Archäologen kontaktiert: «Wir glauben, wir haben Megalithen in unserem Dorf. Wollt ihr sie euch ansehen?»

Inzwischen wurde die Fundstätte abgesperrt. Ein Gemeindearbeiter öffnet uns eine schwere Eisentür, hinter der sich eine Ausgrabung befindet. Was sich hier offenbart, haben bloss wenige Menschen seit der Steinzeit aus der Nähe gesehen. Es ist ein aus dem Stein gehauener Mensch, der mit seiner rechten Hand seinen erigierten Penis hält, derweil er zwei Leoparden, die ihn von beiden Seiten bedrohen, in Schach hält.

«Immer fehlt der Schädel»

Auch dieser Fundort hat, wie jener von Göbeklitepe, eine ovale Form, doch erst ein Teil ist freigelegt. Der Rest liegt unter einem Bauernhaus. Dessen Besitzerin inspiziert die Besucher mit missmutigem Blick, während sie ihre Hühner auf dem Hof zusammentreibt. Der archäologische Sensationsfund ist ihr Verderben. Bald wird sie hier wegziehen müssen, damit die Forscher ihr Haus abrechen und die Spuren der Urzivilisation freilegen können. Im tür-

kischen Ministerium für Kultur und Tourismus geniesst das Grabungsprojekt höchste Priorität. Es läuft unter dem Namen «Point zero in time», Nullpunkt der Menschheitsgeschichte.

Welche Rituale haben die Menschen vor 12 000 Jahren in diesen Stätten zelebriert?

Chefarchäologe Karul verweist auf einen besonderen Fund. Man habe massenweise Menschen-skelette entdeckt. «Doch immer fehlt der Schädel. Sie trennten die Köpfe von den Körpern ab und vergruben sie an speziell designierten Orten.» Unter Archäologen spricht man von

Man hielt Göbeklitepe für eine Art Vatikan – nun kommen stets neue «heilige Orte» zum Vorschein.

«Schädelkulten». Sie wurden im ganzen fruchtbaren Halbmond praktiziert, der von Gaza über Göbeklitepe bis nach Mesopotamien reicht.

Anthropologen erklären diesen Kult mit der Verehrung der Vorfahren. Der Schädel sei eine physische Erinnerung an beliebte Persönlichkeiten. Doch hinter der Obsession für Schädelknochen könnte mehr stecken als eine Verbindung der Lebenden mit den Toten. Sie könnte ein sehr früher Ausdruck der Idee der



Jahrelange Fleissarbeit:
Entdecker Schmidt.

Auferstehung sein. In den folgenden Jahrtausenden taucht das Konzept der Auferstehung in den Religionen vieler Zivilisationen auf, darunter in Babylon, Ägypten, Indien und Griechenland, und es wurde integraler Teil des christlichen Glaubens. Die Ausgrabungen unter der Ägide von Necmi Karul sind in vollem Gang. Inzwischen gräbt sein Team an zehn verschiedenen Orten im Grossraum Sanliurfa. «Tas Tepeler» (deutsch: Steinhügel) heisst das Gesamtprojekt.

Immer Neues kommt zum Vorschein. Jüngst gesicherte Erkenntnisse müssen revidiert werden. «Die

Menschen dachten, Göbeklitepe sei eine Art Vatikan oder Al-Aksa-Moschee», erzählt Necmi Karul, «doch es gibt nicht einen heiligen Ort. Ähnliche Kultstätten haben wir auch in Karahantepe, eine knappe Autostunde entfernt, gefunden.»

Auch in Karahantepe gibt es ein Zentralgebäude, das dem «Tempel» in Göbeklitepe ähnelt. Doch gleich daneben fand man ein bizarres kleineres Gebäude mit phallusförmigen, knapp drei Meter hohen Säulen. Bewacht wird das Penis-Panoptikum von einem Menschen mit abweisender Fratze, einem Bart und schlangenartigem Körper.

Obskures «Walphalla»

Dieser obskure Raum ist durch ein Fenster über eine Treppe mit dem Zentralgebäude verbunden, von wo aus man es betreten kann. Diametral gegenüber befindet sich eine zweite

STONEHENGE – 3000 v. Chr.

Stonehenge gilt derzeit als eines der geheimnisvollsten prähistorischen Gebiete der Welt. Sein Name bedeutet im Altenglischen «hängende Felsen», und es wurde als kreisförmige Felsformation mit horizontalen oberen Schwellen erbaut. Es wird geschätzt, dass Stonehenge aus 112 einzeln geschnitzten grossen Steinen sowie unzähligen kleineren



Steinen bestand. Warum und wie das Bauwerk errichtet wurde, ist noch unbekannt. Die ersten Theorien besagten, dass es sich um einen Tempel handelte. Spätere Annahmen deuteten auf die Möglichkeit seiner Verwendung als Kalendermarkierung für die Sonnenwende hin. Die neuesten Vorhersagen gehen davon aus, dass die Struktur ein Zentrum für Heilung gewesen sein könnte.

ÄGYPTISCHE PYRAMIDEN – 2500 v. Chr.

Man geht davon aus, dass die Pyramiden von Giseh um 3000 v. Chr. in der Zeit des Alten Reiches erbaut wurden. Die Namen der Pyramiden von Giseh stammen von den Pharaonen, die sie errichten liessen. Sie wurden hauptsächlich als Gräber für diese Pharaonen errichtet. Unter ihnen sind die Pyramiden von Cheops, Chephren und Mykerinos die ältesten und grössten auf dem Planeten. Für den Bau wurden Felsbrocken

mit einem Gewicht von jeweils zwanzig Tonnen verwendet und aus Hunderten von Kilometern Entfernung transportiert, so dass die Transport- und Baumethode immer noch ein Rätsel ist. Der grösste Gegensatz, der die Pyramiden von Giseh von anderen unterscheidet, besteht darin, dass im Inneren keine hieroglyphischen Schriften entdeckt wurden.

Quelle: «Ministry of Culture and Tourism» zeropointintime.com



«Vorstellungen übertroffen»: Interview mit Ausgrabungsleiter Necmi Karul

Weltwoche: Herr Karul, Ihre Funde im Südosten der Türkei werden als archäologisch bahnbrechend bezeichnet. Was macht Göbeklitepe und andere Orte des Tas-Tepeler-Projekts historisch so einzigartig?

Necmi Karul: Die heutige Gesellschaftsordnung hat begonnen, als der Mensch sesshaft wurde und anfang, ein produktives Leben zu führen. Das Tas-Tepeler-(Steinhügel)-Projekt fokussiert auf diesen Anfang unserer Zivilisation. Die Funde an den zehn gleichzeitig durchgeführten Ausgrabungen übertreffen die bisherigen Vorstellungen: monumentale Bauten, mächtige Symbole, mythologische Geschichten, die durch die in die Gebäudewände eingemeisselten Bilder erzählt werden, technologische oder architektonische Neuerungen, die durch ständiges Ausprobieren realisiert wurden. Damit unterscheiden sich diese Siedlungen von allen anderen Fundstellen aus jener Zeit. Sie ermöglichen es uns, die Gesellschaften, die hier vor 12 000 Jahren entstanden sind, mit Bewunderung zu verstehen.

Weltwoche: Herausragend sind die Steinkreise, wie sie zuerst am Göbeklitepe (bauchiger Hügel) gefunden wurden. Ihr Entdecker Klaus Schmidt bezeichnete sie als die «ersten Tempel der Menschheit». Wie lautet Ihre Schlussfolgerung? Wozu dienten die berühmten monolithischen Kultstätten?

Karul: Die Menschen von damals bauten diese Strukturen mit grossem Aufwand. Es waren also sehr wichtige Orte für die Gesellschaft. Unklar ist indessen, ob sie nur einer einzigen Funktion wie dem Gottesdienst dienten. Am Karahantepe haben wir einen Komplex von besonderen Gebäuden entdeckt, die gemeinsam gebaut und genutzt wurden. Jedes von ihnen hat einen ganz anderen Grundriss und eine andere Innenausstattung. Es ist klar, dass diese Gebäude öffentliche Funktionen hatten. Es waren Orte, an denen Menschen zusammenkamen. In diesen Räumen wurden Rituale abgehalten. Aber all dies reicht nicht aus, um diese Gebäude als Tempel zu definieren. Religion ist ein System mit festgelegten Regeln. Beweise dafür, dass sie in dieser ausgeprägten Form (an diesem Ort zu jener Zeit; d. Red.) praktiziert wurden, haben wir bislang nicht gefunden. Anstatt von einer Religion zu reden, finde ich es zutreffender, von Glaubenssystemen zu sprechen, die sich später zu Religionen entwickeln sollten.

Weltwoche: Die bisherige Lehrmeinung besagte, dass die Landwirtschaft die Initialzündung für die Zivilisation war. Sie brachte die Städte und später die Schrift, die Kunst und die Religion hervor. Doch Ihre Funde stellen diese Theorie auf den Kopf. Die Menschen, die die älteste Monolithenkultur der Welt geschaffen haben, waren keine Ackerbauern, sondern immer noch Jäger und Sammler.

Karul: Ja, die Menschen, die diese besonderen Strukturen bauten und Siedlungen errichteten, waren Jäger und Sammler. Sie sammelten Wildpflanzen. Sie verfügten über Strategien zur kollektiven Kontrolle von Tieren in Fanggebieten. Mit der Zeit führte dieses Wissen zum Anbau von Pflanzen und zur Domestizierung von Tieren.



«Farbenfrohe Stätten»: Archäologe Karul.

Weltwoche: Die entdeckten Figuren sind eine Mischung aus wilden Tieren und Menschen. Gibt es Hinweise darauf, dass die dargestellten Menschen sich hierarchisch von ihrer Umwelt ablösen und beginnen, die Natur zu kontrollieren?

Karul: Zweifellos waren Tiere ein wichtiger Teil im Leben der damaligen Menschen, welchen sie als Jäger und Sammler täglich begegneten. Die Tierdarstellungen auf den Wänden und Säulen deuten darauf hin, dass hier Geschichten erzählt werden. Wir wissen noch nicht viel über diese Zeit, aber es ist bemerkenswert, dass menschliche Skulpturen im Laufe der Zeit zunahmten. Ausserdem tauchen allmählich zusammengesetzte Skulpturen auf, die Menschen und Tiere vereinen. Es sieht so aus, als ob der Mensch sich mit der Bedeutung, die er einigen Tieren zuschreibt, identifiziert oder sie auf sich selbst überträgt. Und es scheint, als ob der Mensch beginnt, eine eigene Welt aufzubauen.

Weltwoche: Jüngst konnten Sie einen Sensationsfund vermelden. Am Göbeklitepe haben Sie eine Statue eines Wildschweins aus Kalkstein entdeckt, die rote, weisse und schwarze Pigmentreste aufweist. Können wir davon ausgehen, dass die Kulträume allesamt koloriert waren?

Karul: Tatsächlich hatte man schon früher anderswo Farbpigmente auf Säulen gefunden. Daher waren wir neugierig, ob auch hier Reliefs und Statuen bemalt waren. Die Wildschweinskulptur klärt diese Frage. Wir gehen davon aus, dass alle dargestellten Tiere im Inneren dieser Gebäude in ihren originalgetreuen Farben gestaltet waren. Man kann sich diese Orte als farbenfrohe Stätten vorstellen. Der Einsatz von Farbe widerspiegelt das Geschick und den Wunsch der neolithischen Künstler, die Wirkung ihrer Werke zu verstärken.

Weltwoche: Die Siedlungen der Tas-Tepeler-Kulturen teilen alle dasselbe «Schicksal». Sie wurden nach relativ kurzer Nutzungszeit in mühsamer Fleissarbeit unter künstlichen Hügeln begraben. Wie ist dieser Akt zu erklären?

Karul: Es ist schwer zu sagen, wie lange der Bau und die Bestattung gedauert haben, aber es ist sicher, dass man sich grosse Mühe gegeben hat, sie zu begraben. Schliesslich wurden nicht nur Sakralgebäude begraben, sondern auch alle anderen Bauten.

Weltwoche: Aus welchem Grund hat man eine so hochentwickelte Kultur vergraben?

Karul: Wenn man sein Gedächtnis verliert, ist man nichts mehr. Durch das Vergraben wurden die Erinnerungen konserviert. Die Menschen damals vergruben diese Gebäude, um ihre Verbindung mit der Vergangenheit zu bewahren.

Weltwoche: Offenbar war dies ein längerer Prozess. Nachdem man eine Siedlung begraben hatte, wurde mehrmals eine neue darauf oder daneben errichtet, bis die Siedlungen schliesslich aufgegeben wurden.

Karul: So behielt die Gegend auch in der neuen Zeit ihre Heiligkeit.

Urs Gehrig

Professor Necmi Karul, 56, ist Leiter der Abteilung für prähistorische Archäologie an der Universität Istanbul. Seit 2020 leitet der türkische Wissenschaftler die Ausgrabungen im Rahmen des Projekts «Tas Tepeler» (Steinhügel) in der Provinz Sanliurfa, zu denen Göbeklitepe und Karahantepe gehören.



Obskures «Walphalla»: Karahantepe.



Wie schafften sie das?: 16 Tonnen schwere T-Säulen in Göbeklitepe.

Treppe, über welche man wieder ins Freie gelangt. Wofür dieses «Walphalla» diene, ist nicht bekannt. Es sehe aus wie ein ritueller Transformationsraum, sagt Karul. Basierend auf ethnografischen Studien vermutet er, dass hier Initiationszeremonien gefeiert wurden.

Je mehr man gräbt, desto komplexer wird das Bild, das sich offenbart. Für Entdecker Klaus Schmidt stand fest: Er hatte «die ersten Tempel» der Menschheitsgeschichte gefunden. Auch in den Touristenzentren neben

Neuste Funde belegen: Der Beginn der Zivilisation fand in bunten Farben statt.

den Ausgrabungsstätten werden die Bauten als «Tempel» vorgestellt. Doch Necmi Karul meidet den Begriff.

«Es besteht kein Zweifel, dass diese Gebäude Elemente enthalten, die mit dem Glauben der damaligen Zeit in Verbindung stehen. Es waren Orte, an denen Menschen zusammenkamen und Rituale abhielten. Aber all dies reicht nicht aus, um diese Gebäude als «Tempel» zu definieren.»

Weg zu Jahwe, Gott und Allah

Dass die Menschen 10 000 Jahre vor Christi Geburt hier bereits eine komplexe Religion entwickelt hätten, dafür fehlten bislang die Beweise. Deshalb schlägt Karul vor, nicht von «Religion», sondern von «Glaubenssystemen» zu sprechen, «die sich später zu Religionen entwickeln sollten».

Diese Interpretation ist der Bedeutung der Funde von Tas Tepeler nicht abträglich. Denn hier beginnt der Weg, der die Menschen letztlich zu Jahwe, Gott und Allah führen wird.

Und offensichtlich waren sich die Zivilisationen von Göbeklitepe und Karahantepe des besonderen Stellenwerts ihrer Bauwerke bewusst. Denn sie unternahmen enorme Anstrengungen im Umgang mit ihrem Erbe.

Während sie die alten Installationen freilegten, machten Necmi Karul und sein Team eine faszinierende Entdeckung. Sie stellten fest, dass die Kultbauten gezielt vergraben worden waren. Die Räume wurden sorgfältig mit Steinen und Erde aufgefüllt, bis sie unter einem künstlichen Hügel verborgen waren.

Was war der Grund für diese menschengemachte Apokalypse, mit welcher man die grossartigen Monolithen zum Verschwinden brachte?

Auf diese Weise habe man die Geschichte der ersten Zivilisation zu konservieren versucht, lautet Karuls Erklärung. Lässt man die Bauten exponiert, werden sie über die Jahrhunderte zerfallen und verschwinden. Das Erdreich hingegen bietet den besten Schutz. Also hat man sie vergraben.

«Sie vergruben diese Gebäude, um ihre Verbindung mit der Vergangenheit zu bewahren», so Karul. «Das bedeutet auch, dass sie die Erinnerung daran bewahrten, dass sie in diesen Gebäuden gelebt hatten.» Doch die Erinnerung lebte nicht bloss unter der Erde weiter. Auf und neben den «Grabstätten» habe man wieder neue Sakralbauten errichtet, zuerst in ovaler, dann in rechteckiger Form. Durch stetige Erneuerung behielt die Gegend, in der die alten Gebäude standen, ihre Heiligkeit. Bis sie schliesslich ganz aufgegeben wurden.

Uns Nachgeborenen bietet die Vergrabungstechnik die einmalige Möglichkeit, die Gebäude von damals beinahe intakt zu bestaunen. So eröffnen sich nach 12 000 Jahren immer neue Blicke auf unsere Entstehungsgeschichte.

Erst 10 Prozent der bislang bekannten Stätten von Tas Tepeler sind freigelegt. Die neuste Nachricht aus dem archäologischen Eldorado lautet: Der Beginn der menschlichen Zivilisation fand in Farbe statt.

Spektakuläre Entdeckung

Bei den Ausgrabungen in Göbeklitepe wurde kürzlich eine lebensgrosse, bemalte Statue eines Wildschweins gefunden. Das Artefakt aus Kalkstein weist rote, weisse und schwarze Pigmentreste auf. «Die Farben spiegeln das Geschick und den Wunsch der neolithischen Künstler wider, die Wirkung ihrer Werke zu verstärken», sagt Karul. Er geht davon aus, dass die gesamten Anlagen in Farbe getaucht waren.

Der Sakralbereich der ältesten Monolithenkultur erscheint dadurch in ganz neuer Aura. Ähnlich wie Schwarzweissaufnahmen aus dem Ersten Weltkrieg, die nachkoloriert werden, führt uns die Ergänzung durch Farbe das Leben von damals viel unmittelbarer und dramatischer vor Augen.

Die Tatsache, dass die Erbauer vor 12 000 Jahren ihre Kultstätten mit Farben veredelten, ist ein weiterer Beleg dafür, dass es sich hier um eine ausserordentliche Stätte handelt. Und dass sich die Erbauer damals sehr wohl bewusst waren, dass sie hier etwas revolutionär Neues schufen. Etwas, das die Menschheit bis heute prägen sollte. Gut möglich, dass wir im Zuge der Ausgrabungen die Geschichte unserer Spezies abermals neu schreiben werden.

Klaus Schmidt: «Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum am Göbekli Tepe». C. H. Beck

Schweizer Legenden Geschenkpaket

Schweizer Sagen Band 1 und die Legende von Wilhelm Tell zusammen bestellen und Porto sparen.

Beide Bücher sind das ideale Geschenk für die ganze Familie und führen junge und alte Leser in die fantasievollen Themen der Schweizer Legendenwelt ein.

Einmalig vergünstigt für alle Platinum-Club Mitglieder.

1 x Schweizer Sagen Band 1:
Die gruseligsten Sagen der Schweiz

1 x Die Legende von Wilhelm Tell

Verkaufspreis: CHF 43.90

Platinumpreis: CHF 35 plus CHF 7.– Versand



Schweizer Sagen



Band 1: Die gruseligsten Sagen der Schweiz
Die Schweiz besitzt einen schier unerschöpflichen Reichtum an grossartigen und symbolträchtigen Sagen. Diese neue Buchserie versammelt erstmals viele der schönsten Schweizer Sagen als unterhaltsame und leicht verständliche Comic-Geschichten. Der erste Band enthält eine Auswahl der schaurigsten Geschichten aus verschiedenen Regionen und Kantonen.

ISBN: 978-3-906885-09-4
48 Seiten, farbig, gebunden (Hardcover), Publikum 13+

Die Legende von Wilhelm Tell



Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller
Das Comic-Buch erzählt die Geschichte des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell und seines Kampfes gegen Landvogt Gessler und für Unabhängigkeit der Eidgenossen gegen das Habsburgische Imperium im frühen 14. Jahrhundert. Originalgetreu von Schillers bekannter Geschichte adaptiert, und mit detailreichen und schönen Zeichnungen versehen, bietet dieser Comic das ideale Lesevergnügen für alle Altersgruppen.

ISBN: 978-3-906885-01-8
48 Seiten, farbig, gebunden (Hardcover), Publikum: 9-99

Platin-Club-Spezialangebot

Geschenkpaket:

Schweizer Legenden

Einmalig vergünstigt für alle Platinum-Club Mitglieder

«Schweizer Sagen» (Neuheit)

Band 1: Die gruseligsten Sagen der Schweiz

«Die Legende von Wilhelm Tell»

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Verkaufspreis: CHF 43.90

Platinumpreis: CHF 35.– (CHF 7.– Versand)

«Schweizer Sagen» (Neuheit)

Band 1: Die gruseligsten Sagen der Schweiz

Verkaufspreis: CHF 21.95

Platinumpreis: CHF 17.50 (CHF 3.– Versand)

«Die Legende von Wilhelm Tell»

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Verkaufspreis: CHF 21.95

Platinumpreis: CHF 17.50 (CHF 3.– Versand)

Bestellung:

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Platin-Club» und Ihrer vollständigen Adresse an: info@tellbranding.ch oder rufen Sie uns an über Telefon: 044 786 14 17.

Tell Branding GmbH
Samstagenstrasse 105
8832 Wollerau

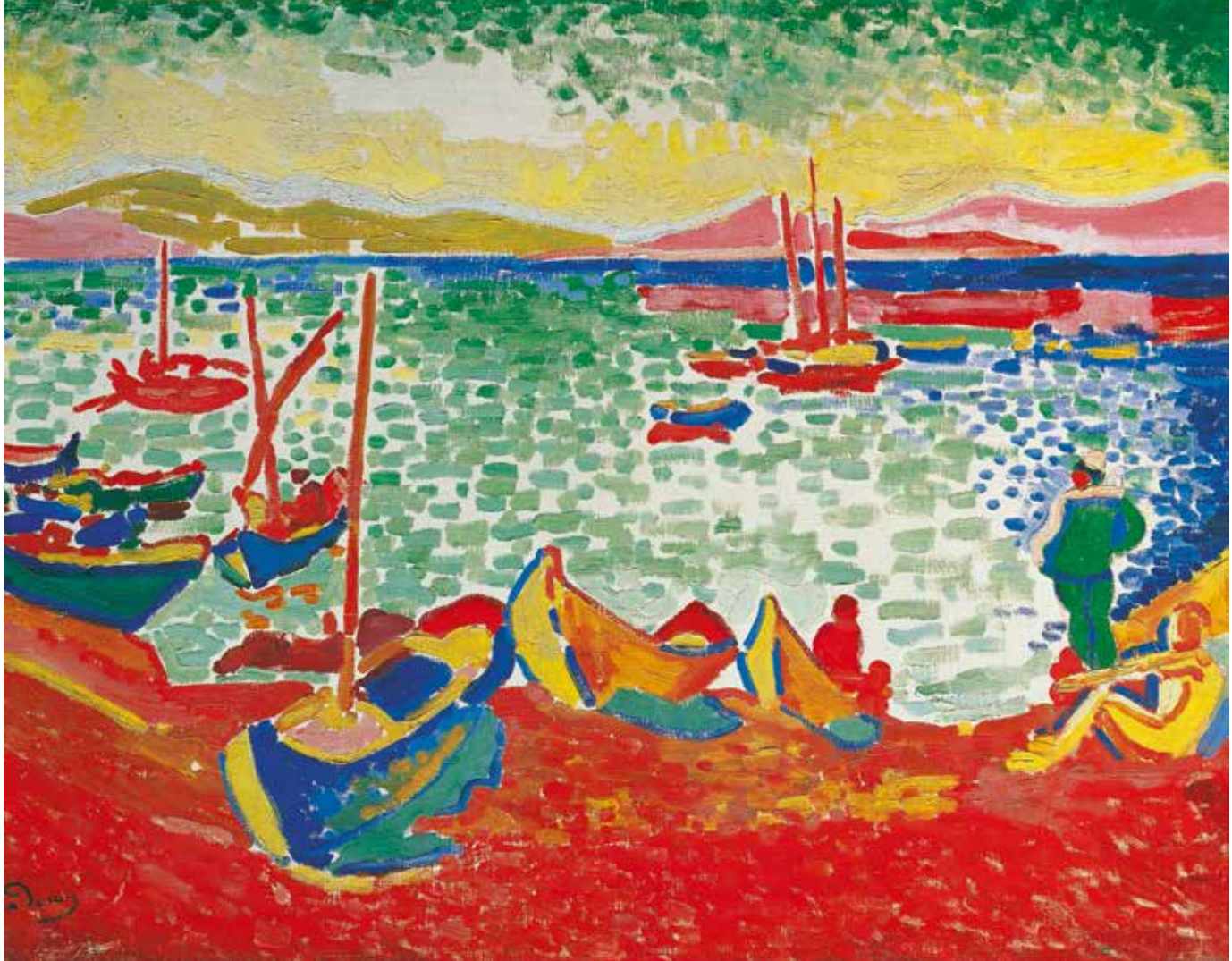
www.tellbranding.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Jeff Koons macht
die teuerste Kunst der
Welt. Sein neuestes
Werk hat er auf den
Mond geschossen.
Sarah Pines,
Seite 74



Die Ruhe kennt den Sturm.

André Derain, Bâteaux dans le port de Collioure, 1905 – Das war die Welt von Anbeginn allen Lebens auf ihr, ein trügerisches Idyll, und wahrscheinlich scheint es ob all der Unwuchten, die sich in jüngster Zeit in den Weltlauf eingemengt haben, nur so, als ob das Idyllische vermehrt von Irritationen und Verwirrungen bedrängt wird.

Alles hat seinen Gegensatz, seinen Antagonismus, das ist nichts Neues, das ist nur die Psyche der Welt; die Ruhe kennt den Sturm, der Frieden den Krieg, die Nacht den Tag, das Gute das Böse, das Scharfe das Milde und umgekehrt. Das ist das planetarische Bedrohungsszenario, das war es schon immer.

Da nur wenig, und dort ein wenig mehr vielleicht, können wir zum Gleichgewicht der Kräfte beitragen, auch wenn wir Menschen darin unglücklicherweise nicht immer ein glückliches Händchen haben. So bleibt uns nur, all das Idyllische, das unsere Lebensbahnen hin und wieder kreuzt und sie erträglich macht, in uns aufzusaugen, es festzuhalten, zuerst und viel länger mit dem Herzen, erst danach mit dem Hirn. Und dann, wenn das kleine Paradies unwiederbringlich zu verblassen droht, seinen unschätzbaren Wert zu erkennen und zu hoffen, dass wir gelernt haben, kostbar umzugehen mit all den Kostbarkeiten dieser Welt.

André Derain (1880–1954) kannte jenes Halbdunkel, das uns immer wieder verschattet. Er diente auf den übelsten Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges und kurierte diese Bilder im Kopf mit dem Malen der übriggebliebenen Idylle der Welt. Das Wechselspiel der Daseins- und Gemütszustände liess ihn immer mehr zum Skeptiker alles Existenziellen werden, und er suchte ein kleines bisschen Erlösung im Rückzug und auch dort, wo es sie nie gab; er liess sich während des Zweiten Weltkrieges vor den deutschen Karren spannen, und das war das Ende seines Künstleridylls in Frankreich, das dem Leben nicht standhielt. *Michael Bahnerth*

Fantasy für Frauen

Sarah J. Maas ist ein amerikanisches Literaturphänomen. Ihre Bücher verkaufen sich wie Big Macs. Was ist ihr Geheimrezept?

Daniela Niederberger

Sarah J. Maas: Crescent City 3. Wenn die Schatten sich erheben. DTV. 960 S., Fr. 39.90

Sarah J. Maas: Throne of Glass. DTV TB. 7 Bände

Sarah J. Maas: Das Reich der sieben Höfe. DTV TB. 5 Bände

Es kommt selten vor, dass ein Verlag, einzig weil sich ein Buch einer Autorin so gut verkauft, seine Gewinnprognose nach oben korrigiert und die Aktie daraufhin 10 Prozent in die Höhe schnell. Doch genau dies ist beim britischen Buchverlag Bloomsbury passiert. «House of Flame and Shadow», das neueste Buch der Fantasy-Autorin Sarah J. Maas, kam Ende Januar heraus und sprang in den Amazon-Charts der meistverkauften Bücher gleich auf Platz eins. Zwei Wochen später konnte der Verlag melden, der Gewinn werde nicht bei 37 Millionen Pfund liegen, sondern substanziiell darüber.

«Sarah J. Maas ist ein publizistisches Phänomen», sagte der Bloomsbury-Chef erfreut. «Wir sind sehr glücklich, haben wir sie vor dreizehn Jahren mit ihrem ersten Buch aufgenommen.» Die Freude ist nachvollziehbar. Maas hat unterdessen sechzehn Bücher veröffentlicht, praktisch alle Bestseller, sie hat eine riesige Fan-

Und, oh my god! Maas kam als Überraschungsgast vorbei. In einem glitzernden Valentino-Jupe.

gemeinde weltweit und hat knapp vierzig Millionen Bücher verkauft. Damit bewies der Verlag erneut eine gute Nase, indem er nach «Harry Potter» weiter auf Fantasy setzte, jenes Literaturgenre, das in den letzten Jahren gewachsen ist wie kein anderes.

Die Amerikanerin Sarah J. Maas, 38, schreibt «Romantasy», eine Wortverschmelzung aus Romance und Fantasy. Oder Fantasy für Frauen. Denn ihre Fans sind weiblich, wie sich in einer bitterkalten Januarnacht in New York



Vierzig Millionen Bücher: Autorin Maas.

zeigte. Vor der «Book Club Bar» in Manhattan hatte sich um halb zehn eine lange Schlange gebildet, Frauen Mitte zwanzig bis dreissig, hübsch zurechtgemacht, wollten an die Midnight Release Party, um dann punkt Mitternacht das neue Buch der «Crescent City»-Serie von Maas in Händen zu halten.

Und, *oh my god!* Maas selber kam als Überraschungsgast vorbei. In einem glitzernden schwarzen Valentino-Jupe. Sie machte Selfies mit ihren Leserinnen; dann ging's weiter zum Buchladen Barnes & Noble, wo eine noch grössere Menge wartete, einige verkleidet, mit spitzen Fae-Ohren und wallenden Perücken. «Das ist eine der besten Nächte meines Lebens», sagte Maas der Reporterin des Magazins *Time*.

Ihre Bücher sind gross auf Booktok, der Lesecke von Tiktok, wo Mädchen und junge Frauen über ihre Lieblingsbücher reden. Der Hashtag zu ihrer Serie «Das Reich der sieben

Maas schreibt «Romantasy», eine Wortverschmelzung aus Romance und Fantasy.

Höfe» allein hat über 8,5 Milliarden Zugriffe. Die Mundpropaganda im Internet kann Buchverkäufe unglaublich ankurbeln, davon profitiert auch die andere globale Frauenautorin, Colleen Hoover. Beide würzen ihre Bücher gerne mit viel Sex, und beide publizierten zuerst online.

«Aschenputtel» nachempfunden

Maas schrieb als Teenager «Harry Potter»-Fiction. Als 16-Jährige veröffentlichte sie die ersten Kapitel von «Throne of Glass» auf Fictionpress.com. Das war beliebt, also beschloss sie später – nachdem sie Creative Writing und Religionswissenschaften studiert hatte –, den Roman zu veröffentlichen. Die Handlung ist lose «Aschenputtel» nachempfunden. Doch sie fragte sich: «Was wäre, wenn Aschenputtel keine Dienerin, sondern eine Attentäterin wäre? Und was wäre, wenn sie nicht auf dem Ball wäre, um den Prinzen zu treffen, sondern um ihn zu töten?»

«Throne of Glass» beginnt damit, dass Celaena Sardothien in Handschellen und mit einer Speerspitze im Rücken von der Wache durch Korridore und Gänge geführt wird. Sie muss seit einem Jahr in den Salzminen von Endovier schuften, stark bewacht, denn sie ist die gefürchtetste Mörderin des Reichs Adarlan. Jetzt geht es aber nicht zur Mine, sondern in einen grossen Saal, wo zu ihrer Überraschung der Kronprinz wartet. Und der hat auffallend blaue Augen, «wie die Wasser der südlichen Lande», ein starker Kontrast zu seinem rabenschwarzen Haar. Er ist so schön, dass es fast wehtut.



Nun schämt sich unsere Heldin für ihre dreckverkrusteten Hände, die matten Haare und das braune Kleid, das in Fetzen von ihr hängt. Man sieht aber dennoch: Sie ist eine grosse Beauty mit goldenen Haaren und blau-grün-goldenen Augen. Sie weigert sich, einen Knicks zu machen, und führt ein ziemlich freches Maul. Sie ist brandgefährlich, und wir erfahren, dass sie eigentlich die ganze Wache und den arroganten Königssohn im Handumdrehen mausetot machen könnte, wenn sie nur wollte. Und dabei ist sie erst achtzehn.

Später kommt heraus, dass sie die letzte Überlebende eines Königsgeschlechts ist, eigentlich anders heisst und auch zaubern könnte, wenn nicht die Magie aus irgendeinem Grund abgestellt worden wäre. Und zum Finale muss sie die Welt retten. Das steht nicht alles im ersten Buch, die Serie umfasst sieben Bände. Einen grossen Teil der Zeit verbringt sie auch noch mit ihren diversen Liebeleien, eine davon natürlich ist der Prinz, die andere ihr Bewacher.

In der Serie «Das Reich der sieben Höfe» erschiesst Feyre, eine halbverhungerte Jägerin, im Winter einen Wolf, der eigentlich ein Fae ist, ein magisches Wesen aus der Welt hinter der Mauer. Bald taucht ein Ungeheuer in der Hütte auf, wo sie mit ihrem verkrüppelten Vater und den Schwestern lebt, und verschleppt sie zur Strafe mit nach Prythian, ins Reich der Fae. Dort entpuppt sich das Biest als gutaussehender junger König Tamlin, Herrscher des Frühlingshofes; ein verstockter Typ, der sich in Feyre verliebt. Denn das knochige, wilde Mädchen wird dank des guten Essens am Hofe zu einer grossen Schönheit, und ihr Hass zu Leidenschaft.

Sexy und kampferprobt

Beim Schloss liegt ein düsterer Wald voller Dämonen. Feyre zieht es immer wieder dorthin, obwohl der König es ihr verboten hat. Dort trifft sie manches Wesen, das aus der «Harry Potter»-Welt stammen könnte. Sie erfährt von einem Fluch, der über dem ganzen Land liegt, von vergangenen und drohenden Kriegen.

Zum Schluss muss sie Tamlin befreien, wird aber vorher von einer bösen Herrscherin gefangen und gefoltert. Sie muss unmenschliche Aufgaben meistern, aber es gelingt ihr alles. Dann trifft sie auch noch Rhysand, den König des Nachthofes – «der schönste Mann, den ich je gesehen hatte», er besitzt «vollkommene Grazie und Gelassenheit», «einen makellosen Körperbau», rabenschwarzes Haar und auffallend blaue Augen. Er ist ein dunkler Engel, manchmal wachsen ihm Flügel. Feyre heiratet erst Tamlin, der aber zum Tyrannen mutiert, bevor sie Rhysands Gefährtin wird.

In «Crescent City» geht es mit Dämonen und Engeln weiter, alle muskelbepackt und gutaussehend, ebenfalls mit einer Protagonistin, die sexy und kampferprobt ist. Nur ist der Sex dort sehr explizit (die Serie ist ausdrücklich für Erwachsene), während die anderen beiden Serien halbexplizit sind. Alle paar Seiten müssen Feyre und Tamlin oder Rhysand an sich halten, um sich nicht anzuspringen. Das klingt so: «Seine Stimme gurrte wie die eines sehnsüchtigen Liebhabers und jagte einen Schauer nach dem anderen über meinen Körper.»

Immerhin geht es mit der Geschichte jeweils trotz allem vorwärts, sie nimmt neue Wendungen, es passiert viel, noch ein altes Geheimnis wartet darauf, gelüftet zu werden, noch eine Figur kommt hinzu. In «Crescent City» muss die Heldin einen Mordfall lösen. Zuweilen verliert man angesichts der vielen Figuren fast den Überblick.

Maas mag Rowling und Tolkien gelesen haben, kommt aber nicht im Ansatz an die beiden heran. Es gelingt ihr nicht, ähnlich originelle und unvergessliche Welten zu schaffen. Ihre Figuren bleiben zweidimensional und blass, schon allein deshalb, weil alle gleich super aussehen. Innere Konflikte werden mehr behauptet als gezeigt. Die Imaginationskraft

Männer knurren häufig, und es ist immer alles mega dramatisch. Man hasst oder liebt, wenig dazwischen.

ihrer Vorbilder geht ihr ab. Viele Szenen wirken so, wie man sie in Filmen oder Serien schon x-mal gesehen hat. Stilistisch sind die Bücher ärgerlich. Es hagelt nur so Adjektive, die Männer knurren häufig, und es ist immer alles mega dramatisch. Man hasst oder liebt, wenig dazwischen.

Es ist ja eine gute Sache, wenn die Leute lesen. Aber so etwas? Früher kauften sich Frauen, die eigentlich keine Leserinnen waren, am Kiosk Heftchen wie den «Bergdoktor». Heute lesen sie etwas mit virilen Feen und Dämonen, im Minimum 500 Seiten lang. Sarah J. Maas' Bücher sind Fastfood, man schlingt sie runter wie einen Big Mac, aber sie sättigen und nähren nicht.

Philatelie

Einstampfen!



Was mussten Kantianer schon im Vorfeld zum 300. Geburtstag des Königsberger Philosophen leiden: Immanuel Kant sei Rassist und Vorreiter einer weissen, männlichen eurozentrischen Suprematie gewesen, so war aus angelsächsischen und Berliner Unis zu hören. Nun setzt das Bundesfinanzministerium eins drauf und gibt am 4. April ein Postwertzeichen zu seinen Ehren aus: Über Kants erhabenen lächelndem Konterfei schwingt sich kühn ein geflügeltes Gehirn aus einem leeren Vogelkäfig auf die von der deutschen Übersetzung des Wahlspruchs der Aufklärung, *sapere aude*, vorgezeichnete Flugbahn.

Was uns die Briefmarke damit lehren will, wurde auf Anfrage von der Deutschen Post/DHL mit Plattitüden beantwortet. Was also können wir wissen? Gemahnt das zerebrale Sujet an Kants Erkenntnistheorie als Vorbotin von analytischer und Mind-Body-Philosophie des 20. Jahrhunderts? Verweist es auf den historischen Brückenschlag von Descartes' Täuschergott zu biologischem Behaviorismus und zum Film «The Matrix»? Deuten die Federn lassenden Schwingen des befreiten Gehirns auf Hegels Eule der Minerva, auf Kants Absturz in die skeptische Dämmerung? Oder nimmt das Flügelhirn gar post-nietzscheanischen Bezug auf den Surrealismus, auf die fliegenden Toaster von Apple oder auf Red Bull, das wie Kants kritisches Denken der Menschheit Flügel verleiht?

Wir wissen es nicht. Die Anschauung ist windschief, der Begriff zerbröckelt. Kant als Kritiker der Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis sucht man vergeblich. Als Wegbereiter für Empirie und Naturwissenschaft, der das Feld der reinen Vernunft beackerte und den kategorischen Imperativ freilegte? Fehlanzeige. Die Briefmarke zeigt einen derart kritischen «Mangel an Urteilskraft», ist so unmündig und dumm, dass nur ein Weg zum ewigen Frieden von Kant-Freunden offensteht: einstampfen.

Marc Neumann

Ziemlich verrückte Familie

Karl Lüönd

Roger Nicholas Balsiger: Der Uhrmacher des Zaren. Der Lebensroman des Industriepioniers Heinrich Moser und seiner Kinder Henri und Mentona. Limmat. 576 S., Fr. 45.90

Ende 1827 in St. Petersburg: Zar Nikolaus I. ist schlechtgelaunt. Seine Reiseuhr, ein flandrisches Kleinod aus dem 17. Jahrhundert, läuft nicht mehr! Fünf Uhrmacher hatten es schon vergeblich versucht, da hört einer der Hofschranzen von einem Heinrich Moser aus der Schweiz und befiehlt ihn ins Winterpalais. Wie selbstverständlich verlangt der Kammerdiener, ein Baron, der Uhrmacher habe den Auftrag als Ehrenamt zu betrachten und unentgeltlich auszuführen. Moser, gerade mal 23 Jahre alt, kehrt auf dem Absatz um und will gehen. Sie halten ihn zurück. Dann feilscht er mit der Hoheit und willigt in einen reduzierten Ansatz ein.

Kurzweilig und lesbar

Als Moser die Uhr mitnehmen will, stellen sich ihm zwei Wachen in den Weg. Die Arbeit soll im Palais ausgeführt werden. Aber der selbstbewusste Handwerker besteht auf seiner Werkstatt, einer kleinen, aber mit mitgebrachten Werkzeugen gut ausgestatteten Klitsche am nahen Zagorodny Prospekt. Fortan wachen zwei Bewaffnete rund um die Uhr vor seiner Tür.

Alle wissen: Der als jähzornig bekannte Zar Nikolaus I. liebt die Uhr über alles. Moser löst das Problem, der Zar lässt gnädig danken – und damit wird Mosers kleines Geschäft in die höchsten Höhen der Gesellschaft katapultiert. Wenige Monate später kann er am Nevsky Prospekt, der Paradeallee der Zarenstadt, ein Lokal eröffnen, wenige Jahre später ein zweites in Moskau. Moser wird als Uhrmacher und vor allem als Uhrenhändler reich, sehr reich.

Dies ist eine Auswanderergeschichte der besonderen Art: ein «biografischer Roman», wie

Alle wissen: Der als jähzornig bekannte Zar Nikolaus I. liebt die Uhr über alles.

der Autor Roger Nicholas Balsiger schreibt, der eigentlich kein Literat ist, sondern lebenslang im internationalen Finanzwesen tätig war – und fünfzig Jahre lang nebenher als Chronist einer Familie mit verrückten Wertvorstellungen.

Kaum hatte sich Heinrich in Petersburg etabliert, starb sein Vater, und die Familie zu Hause

drohte in Armut zu versinken. Da bewarb sich der Jungunternehmer als Stadtuhrmacher von Schaffhausen, wurde aber zugunsten eines junckerlichen Beziehungskünstlers abgewiesen.

Heinrich Moser tobte öffentlich und schwor, seiner Vaterstadt zu beweisen, dass er der Bessere gewesen wäre. 1848 kehrte er als reicher Mann zurück und investierte in Energieunternehmen, Schifffahrt, Fabriken, Eisenbahnen und Tourismus. 1851 eröffnete er das erste Kraftwerk am Rhein. Er gründete die Schweizerische Waggon-Fabrik, aus der die SIG hervorging.

Die Form des «biografischen Romans» – verfasst von einem engen Familienmitglied, Balsiger ist der Urenkel Heinrich Mosers – ist eigenartig. Der Autor gibt im Nachwort freimütig Auskunft über das Making-of des Werks, das ihn fünfzig Jahre, also sein ganzes Arbeitsleben lang, beschäftigt, begleitet, besessen hat. «Die Fakten leben vom Erzählen», sagt Balsiger und verrät damit, dass er durchaus ein literarischer Profi ist. Er hat szenisch geschrieben und aus drögen Briefen Dialoge entwickelt. Auch deshalb ist das Buch kurzweilig und lesbar geworden.

Mosers Nachkommen sind mit dem gleichen Eigensinn zu Werke gegangen. Sein Sohn Henri zerstritt sich mit dem Vater. Die Tochter, Mentona Moser, wählte den Weg der Revolution und stellte ihr Vermögen in den Dienst der linken Wohltätigkeit.

Komplizierte Beziehung

Daniela Roth

Lea Singer: Die Heilige des Trinkers. Joseph Roths vergessene Liebe. Kampa. 304 S., Fr. 33.90

Erdbeeren – nicht ganz unerotische Früchte – tauchen als farbige Einsprengsel auf in einer sonst oft tristen Liebesgeschichte: der zwischen Joseph Roth und Andrea Manga Bell. Lea Singer hat über diese Liaison ein ungeheuer dichtes und zugleich flott zu lesendes Buch geschrieben: «Die Heilige des Trinkers». Ein Merkmal hat Andrea – im Roman meist nur «A.» genannt – mit der in jenen Jahren berühmten Schauspielerin und Sängerin Josephine Baker gemeinsam: Sie ist schwarz. Halbschwarz jedenfalls, ihr Vater war der afrokubanische, klassische Pianist José Manuel Jiménez Berroa, ihre Mutter die Hamburgerin Emma Mina Filter.

Verheiratet aber war Andrea, Journalistin und Grafikerin, mit dem Kameruner Prinzen Alexandre Manga Bell. Dass sie die Geliebte Joseph Roths wurde, Starjournalist und

– nach eigenem Dafürhalten – einer der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit, taucht in der Sekundärliteratur nur ansatzweise auf. Lea Singer füllt also eine Lücke. Wie mag sie auf das Thema gekommen sein? Spätestens seit der Restitutionsdebatte und der Aufarbeitung der deutschen kolonialen Vergangenheit ist der wohlklingende Name Manga Bell en vogue.

Stilisiert zur Pop-Ikone

König Rudolf Manga Bell vom Volk der Duala in Kamerun hatte sich gegen die widerrechtliche Vertreibung seiner Untertanen durch die deutschen Kolonialherren zur Wehr gesetzt und war

1914 wegen angeblichen Hochverrats erhängt worden. Ein Kolonialverbrechen. 2023 benannte nach Ulm auch die Stadt Aalen, wo Rudolf zur Schule gegangen war, einen Platz nach dem Kameruner. Prinzessin Marilyn Duala Manga Bell, die Schwester des amtierenden Duala-Königs, sagte mir anlässlich der Feierlichkeiten, dass es weitergehe mit der Stilisierung Rudolfs zur Pop-Ikone. Nach einer Ausstellung 2022 in Hamburg, «Hey Hamburg, kennst Du Duala Manga Bell?», sind Präsentationen in Kamerun geplant.

Rudolf war Andrea Manga Bells Schwiegervater. Sein Sohn, Prinz Alexandre, hatte Andrea verlassen. Sie lebte mit den beiden ge-

meinsamen Kindern, Manga und Tüke, in Berlin. Dort lernen sich 1929 Joseph Roth und Andrea Manga Bell kennen. Was folgt, scheint eine komplizierte Beziehung gewesen zu sein: Roth trinkt, er sieht viel älter aus, als er ist, und betreibt einen aufwendigen Lebensstil, den er sich eigentlich gar nicht leisten kann. Andrea tippt seine Manuskripte, einen Teil des «Hiob» und den «Radetzkymarsch». Zunehmend sind der jüdische Schriftsteller und die schwarze Frau – und deren Kinder – den Anfeindungen Hitlerdeutschlands ausgesetzt.

1933 emigriert Joseph Roth nach Frankreich. Andrea reist ihm nach und folgt ihm auch in die Schweiz. In Zürich treffen sie Klaus Mann, der in seinem Tagebuch vermerkt: «Joseph Roth (sehr besoffen, monarchistisch und spinnig) mit der lieben Negerin.» Es ist ein ungelöstes Rätsel der Literaturgeschichte, ob Andrea

Singer bringt ziemlich viele schwarze Themen der 1920er und 1930er Jahre unter.

Manga Bell Vorbild für Prinzessin Tebab war, das «Halbblut» in Klaus Manns «Mephisto». Lea Singer stellt es so dar und schreibt das N-Wort mit Sternchen.

Groteskes Spielzeug

Sie bringt ziemlich viele schwarze Themen der 1920er und 1930er Jahre unter: groteskes Spielzeug in Form von Schwarzen, Menschenzoos bei Hagenbeck in Deutschland und Kunsthandwerk im Pavillon der Kolonialausstellung in Frankreich, René Marans Roman «Batouala» und «Le nègre» von Philippe Soupault, Afrika und sogar Benin-Bronzen. Dass Kongo eine deutsche Kolonie gewesen sein soll, ist allerdings ein arger Schnitzer.

Sattelfest ist Lea Singer in der Beschreibung des Trüppchens deutscher Exilliteraten um Joseph Roth und Heinrich Mann, Stefan Zweig, den Roth ständig anpumpt, und den bereits zu Weltruhm gelangten Erich Maria Remarque. Roth deliriert und beschuldigt Andrea der Untreue. Es kommt zum Bruch, zur endgültigen Trennung.

Rührend bleibt, dass Roth sich um seine schwarzen «Stiefkinder» kümmerte, die Tochter Tüke in einer Klosterschule unterbrachte und Unterstützung für den Sohn und Thronfolger Manga einwarb. Ob allerdings die Erdbeeren, für Lea Singer «Fetisch des Verlorenen», die Kindheit, den Beginn einer Liebe, einen unvollendeten Roman und die Beerdigung Roths 1939 in Paris zusammenhalten, mag der geneigte Leser oder die geneigte Leserin entscheiden.

Daniela Roth ist Kunsthistorikerin und Soziologin. Sie forscht und publiziert zu Gesellschaft, Kunst und Literatur in Ländern Afrikas südlich der Sahara.



Flott zu lesen: Autorin Singer.

Europas Mütter und die Migrations-Patriarchen

Regula Stämpfli

Karin Bojs: Mütter Europas. Die letzten 43 000 Jahre. C. H. Beck. 252 S., Fr. 39.90

Lluís Quintana-Murci: Die grosse Odyssee. Wie sich die Menschheit über die Erde verbreitet hat. C. H. Beck. 288 S., Fr. 41.90.

Stellen wir uns vor, eine reine Männergruppe unternimmt eine lange Wanderschaft durch verschiedene geografische Regionen und trifft auf ihrem Migrationszug auf sesshafte Völker, in denen Frauen das Sagen haben. Die Variante, dass die Männerhorden die ansässigen Männer ermorden, den Nachwuchs töten, die Frauen vergewaltigen, unterwerfen und selber sesshaft werden, liegt ziemlich nahe. Willkommen in der neueren Steinzeitforschung!

Es beginnt – wie immer – bei einer Frau. Die «Venus von Willendorf» ist ein Rätsel, eine umwerfend schön geformte Figur, angenehm fett und für ihre über 30 000 Jahre sehr gut erhalten. Sie war lange die Ikone der Kunstgeschichte und der Archäologie. Sie wurde mal als pornografisches Objekt, mal als Muttergöttin, mal als Meisterin des Textilhandwerks gedeutet. Gefertigt ist sie aus Sandstein vom Gardasee, entdeckt wurde sie 1908 von einem Bauarbeiter in der Wachau. Sie ist Ausgangspunkt der Geschichtsschreibung, die von Karin Bojs und Lluís Quintana-Murci in ihren Büchern neu verhandelt wird.

Göttinnen- und Phallus-Kult

Beide erzählen davon, wie sich die Migration der Urzeit bei Männern und Frauen völlig anders manifestierte und auswirkte. Ein Befund, den die Sprachwissenschaftlerin und Archäologin Marija Gimbutas schon in den 1940er Jahren festhielt. Sie belegte mit den Artefakten und Sprachentwicklungen der Urzeit ein «Alteuropa» mit matrilinear Kultur und indogermanischen Migrationswellen, die eine patriarchale Kultur mit sich trugen. 2018 entschuldigte sich der legendäre Colin Renfrew, Archäologe aus Cambridge, bei seinen Kol-

Die Biologie spricht nun ein Machtwort gegen diese Ideologien von links bis rechts.

legen und leistete Marija Gimbutas Abbitte. «Certainly I was wrong», meinte er bedauernd, aber mit einer Grösse, die den meisten Wissenschaftlern heutzutage leider abgeht.

Dass frühe Migration, matrifokale Kulturen und das daraus resultierende menschliche Mischmasch in der Archäologie ausgeblendet



Willkommen in der neueren Steinzeitforschung: «Venus von Willendorf».

wurden, hatte ideologische Gründe. Zunächst mochten die Nationalisten die Idee, dass ihre Kultur auf Migranten zurückgehe, überhaupt nicht. Dann verabscheuten postkoloniale Historiker die These der vergewaltigenden Männerhorden aus dem Osten. Weiter fanden «diverse» Historikerinnen, dass es in Europa nie matriarchale Kulturen gegeben haben könne, diese seien «indigenen» Stämmen vorbehalten.

Die Biologie spricht nun ein Machtwort gegen diese Ideologien von links bis rechts. Gene pflegen nämlich nicht zu lügen, und DNA-Analysen zeigen: Steinzeitfrauen haben andere Gene als Steinzeitmänner. Und die gefundenen Artefakte passen in diese unterschiedlichen Frau-Mann-Schemata, die sich ausserdem als rituelle Unterschiede von Göttinnen-Kult und Phallus-Kult unterscheiden lassen.

Womit wir wieder bei der Venus von Willendorf wären. Nach neuerer Forschung ist sie alles andere als eine Pornovorlage für Stein-

zeitmänner. Sie passt zum Fruchtbarkeitskult in matrilinearen Gemeinschaften, die von den Migrationströmen unterworfen wurden. «Ein Teil der neuen Forschungsergebnisse deutet darauf hin, dass die indoeuropäische Einwanderungswelle tatsächlich eine Kultur mit sich brachte, die stark auf Väter und väterliche Linien ausgerichtet ist.» Klassisch Gebildete wussten dies schon längst: Der Mythos vom «Raub der Sabinerinnen» scheint viel von den urzeitlichen Gesellschaftsformen zu erklären.

Postmoderne Märchenerzählerinnen

Genomik und Populationsgenetik beweisen nun die alten Fabeln von Migration, Vergewaltigung und Unterwerfung in der Urzeit. Die Frage «Woher kommen wir?» wird im Hinblick auf «Wohin gehen wir?» aber immer noch ideologisch verhandelt – Technik, Gene und Geschichtsschreibung hin oder her. Die Diversität der Genome erklärt uns nicht nur, welche

Gene sich durchsetzen, sondern stellt uns auch vor die Frage, welche Diversität und Artefakte wir als Menschen auch wollen. Gerade uns als Frauen, die in der Archäologie erstaunlicherweise noch so genannt werden dürfen, kann es nicht egal sein, wer uns welche Artefakte zerstört, die Liebsten inklusive Nachwuchs ermordet und eine neue patriarchale Linie beginnt. Bisher haben Nazis, Ultranationalisten, Sowjetkommunisten, Maoisten, Islamisten, Hinduisten die Geschichte lange auf ihre Art und Weise zurechtgebogen, um ihre Männerbünde, Todesmystik und Klassenideologie für ewig gültig zu erklären. Jetzt sind es postmoderne Märchenerzählerinnen, die uns weismachen wollen, dass Kulturen mit Frauenfokus die Rechte von steinzeitlichen Transmenschen diskriminieren.

Karin Bojs räumt, flankiert vom Biologen Lluís Quintana-Murci, mit all diesen Lügengebäuden auf. Beide erzählen von einer menschlichen Vielfalt, die sich entlang der bestehenden Geschlechter – und viel zu oft durch männliche Gewalt – durchmischt hat. Die Geschichte der Männer unterscheidet sich biologisch und kulturell massiv von der Geschichte der Frauen. Zumindest was die Urzeit der Menschheit betrifft.

Blutrausch auf der Krim

Oliver vom Hove

Iwan Schmeljow: Der Toten Sonne. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort von Christiane Pöhlmann. Die Andere Bibliothek. 320 S., Fr. 61.90

Wie eine Flaschenpost aus unheilvoller Vergangenheit erreicht uns dieses Buch mitten im Kampf um die Halbinsel Krim. Dabei gleichen die Schreckensbilder vom Wüten der russischen Revolutionsgarden vor mehr als hundert Jahren fatal dem gegenwärtigen Kriegsgrauen in der Ukraine: Eine mordende und brandschatzende Soldateska fällt über das Land her und hinterlässt bei den Bewohnern Hunger, Tod und Zerstörung.

Der russische Schriftsteller Iwan Schmeljow hat das Geschehen damals in einer alpträumhaften Nahsicht auf Täter und Opfer beschrieben, die dem Leser heute in ihrer sprachlichen Vehemenz und Klarheit schier den Atem nimmt. Nach wahllosem Wüten vor allem unter der Bauernschaft, nach Raub und Vergewaltigung hinterliessen die revolutionären Terrortruppen eine zerstörte Landschaft. Die sengende Sonne verdunkelte sich nicht, sondern leuchtete gleissend das Leichenfeld voller niedergestreckter Opfer aus.

Indes, beginnen lässt der Erzähler sein Buch mit einer panegyrisch beschworenen Idylle. Gezeigt wird ein buntscheckiges Landleben mit Amselgezwitscher, Apfelbäumen, Weinstöcken, Pappeln und Zypressen. Und mit einem veilchenblau in der Sonne leuchtenden Pfau. Die Krim erscheint als ein bukolisches Paradies mit subtropischer Vegetation. Doch die Idylle wird zerstört durch das barbarisch enthemmte Kriegswüten der Menschen. Die Bolschewiken hatten die Halbinsel zu einem Höllenort gemacht. Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte Bürgerkrieg auf der Krim. 1921 brachen die Roten Garden den Widerstand der antikommunistischen «Weissen Armee» des Generals Wrangel. Daraufhin überzog die Rote Armee das Land mit blutiger, hemmungsloser Willkür.

Gnadenlose Bolschewiken

Der 1873 in Moskau geborene Iwan Schmeljow, der mit dem burlesk sozialkritischen Roman «Der Mensch aus dem Restaurant» bekannt geworden war, lebte mit seiner Frau seit 1918 auf der Krim. Ihr einziger Sohn Sergej fiel 1921 den Rotarmisten zum Opfer. 1922 entwich das Paar fluchtartig in die Emigration nach Frankreich. Im folgenden Jahr veröffentlichte Schmeljow in Form einer Romanchronik seinen Augenzeugenbericht, der in der ersten deutschen Übersetzung, schlichter als in der neuen, «Die Sonne der Toten» hiess.

Der Autor lässt einen alleinstehenden Ich-Erzähler von einem Bergdorf der Krim aus die Schrecknisse von Verwüstung, Hunger und Vertreibung erleben. Die Bolschewiken kennen keine Gnade, sie morden wahllos. Ihr Terror soll jeden Besitzenden liquidieren. Die Häuser sind devastiert, die meisten Gärten gleichen Schlachtfeldern. Plünderer tragen fort, was nicht niet- und nagelfest ist. «Alles gehört in den Besitz des Volkes.»

Der Sadismus, der sich in diesen Übergriffen manifestiert, ist so atemberaubend, wie es unmöglich ist, die Abgründe der Grausamkeit zu bemessen, die sich in der viehischen Triebentfesselung, im Blutrausch der Menschenschlächter zeigt. Die Eingesessenen werden, sofern sie überlebt haben, vom Hunger getrieben. Der verstörte Zeuge muss erleben, wie die Nachbarn Hühner stehlen, Kühe entführen und seinen Pfau schlachten, um die Tiere zu essen. «Mit einer gewissen Würde an Hunger zu sterben, war fast keinem möglich», schrieb der Historiker Timothy Snyder über den späteren Holodomor in der Ukraine, dessen Vorbote Schmeljow auf der Krim erlebte.

«Lesen Sie dieses Buch, wenn Sie Mut dazu haben», schrieb Thomas Mann 1926 und empfahl den Autor für den Literaturnobelpreis. Wer sich vom geschichtlichen Hintergrund des ukrainischen Freiheitskampfes ein nachhaltiges Bild machen möchte, findet hier ein grosses literarisches Zeugnis.



Die Bibel

Praxis und Theorie in anderer Reihenfolge

Vater, ich will, dass dort, wo ich bin, auch all jene sind, die du mir gegeben hast, damit sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebt vor Grundlegung der Welt (Johannes 17, 24). – Dieser Satz aus dem Gebet Jesu wird meist als endzeitlicher Zustand verstanden: Im Reich Gottes wird die Gemeinde Christi dereinst seine Herrlichkeit schauen. Eine deutliche Vorahnung ist aber schon jetzt möglich. Der griechische Ausdruck für «schauen» ist wohlbekannt: *theorein, theoria*. Die Theorie ist die Anschauung oder Betrachtung, im Gegensatz zur Tat, welche «Praxis» heisst. Die Theorie war über Jahrhunderte nicht der Ausgangspunkt der Praxis, sondern deren Ziel. Es ging darum, durch Tätigkeiten den Lebensunterhalt so weit zu sichern, dass ein Freiraum entstand für die Betrachtung und das Denken. Ganz so, wie es die Schöpfungsgeschichte von Gott erzählt: *Er sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut (Genesis 1, 31)*. Ich schaue zuweilen an, was ich gemacht und erlebt habe. Manches ist nicht sehr gut, aber ich bin ja auch nicht Gott. Trotzdem ist die Anschauung ein Gewinn.

«Praxis und Theorie» werden heute stets in umgekehrter Reihenfolge genannt. Hannah Arendt war der Auffassung, sie seien in der Neuzeit umgestülpt worden. Der moderne Homo Faber betrachte die Welt als Rohmaterial für seinen Machertrieb. Mag es einst darum gegangen sein, die Arbeit mittels Technik zu erleichtern, so ist dieses Motiv inzwischen dem zügellosen Umkrepelungswahn gewichen. Laufend kommen «Erleichterungen» auf den Markt, die das Leben erschweren, dem Wohlbefinden und der Gesundheit schaden und dennoch – zuweilen mit Zwang – durchgesetzt werden. Ostern ist eine Gelegenheit zur Kontemplation: die Überwindung des Todes und das eigene Leben betrachten – mehr nicht.

Peter Ruch

Jeff Koons' perfekt verrückte Welt

Die Werke des Amerikaners gehen preislich seit Jahrzehnten durch die Decke. Jetzt hat er seine Kunst auf den Mond geschossen.

Sarah Pines

Jeff Koons: Moon Phases.

Im 2004 schrieb der Kunstkritiker Robert Hughes, Jeff Koons sei «eine extreme und selbstgefällige Manifestation von Scheinheiligkeit, die dem grossen Geld anhaftet. Koons hält sich wirklich für Michelangelo und schämt sich auch nicht, das zu sagen. Es ist bezeichnend, dass es Sammler gibt, vor allem in den USA, die ihm das glauben.» Zwanzig Jahre später stellt der umstrittenste lebende Künstler auf dem Mond aus, die Meinungen sind wieder gespalten: letztes Aufgebot eines erschlaffenden Mannes oder Geniestreich des wahrscheinlich zu Recht reichsten Künstlers der Welt?

«Moon Phases» ist dreigeteilt: 125 den Mond imitierende Stahlkugeln mit einem Durchmesser von etwa zweieinhalb Zentimetern repräsentieren Persönlichkeiten der Weltgeschichte, Shakespeare, Leonardo da Vinci, Ramses II., Elvis Presley. Die «Mondphasen» wurden von einer unbemannten Rakete Elon Musks ins All geschossen, auf dem Mond installiert und sollen dort für immer bleiben. Zum Verkauf steht ausserdem eine etwa ballgrosse, den Mond repräsentierende Stahlkugelskulptur, darauf ein Edelstein, der den Ort anzeigt, an dem die «Mondphasen» auf dem Mond installiert werden. Der dritte Teil der «Mondphasen» ist ein *Non-Fungible Token (NFT)*, das digitale Format eines Werkes, das nicht kopiert oder gefälscht werden kann. Es enthält sein Siegel der Einmaligkeit durch die Blockchain-Technologie: Datenbanken, die Daten (auch Kryptowährungen oder JPG-Dateien) chronologisch erfassen und algorithmisch verschlüsseln.

Krimskrams der Welt

Jeff Koons' Werke aus Stahl oder Blumen, aus Knete imitierendem Aluminium, aus Pelz, Perlen und mehr, seit Jahrzehnten meistverkauft, höchstverkauft, mit mal grösseren, mal kleineren Fluktuationen, stehen an der Spitze der Liste der teuersten Kunst der Welt. Für manche, wie für seinen Hauptmäzen und Abnehmer, den griechisch-zyprischen Industriellen Dakis

Joannou, dessen Yacht «Guilty» Koons designte und für dessen Tochter er die Hochzeitstorte entwarf, ist Koons ein Visionär, für andere ist er ein grössenwahnsinniger Krämer, der sich ins Fäustchen lacht, wenn andere Schecks in Millionenhöhe für seinen Krempel hinlegen.

Nach «Klassikern» wie «Rabbit» (1986), «Puppy» (1992), diversen Ballonhunden – der orange «Balloon Dog» wurde 2013 für 58 Millionen Dollar als teuerstes Werk eines noch lebenden Künstlers im Auktionshaus Christie's versteigert, «Rabbit» 2019 für 91,1 Millionen Dollar, seitdem sinken seine Preise – und nachdem Miniaturreplikas fast sämtlicher Werke auf

Koons macht die Besitzer seiner Kunst zu Hausfrauen der Mittelschicht.

Grabbeltischen in nahezu allen Museums-Shops gelandet sind, nach Installationen vor Museen, in Schlossgärten, in Parks nun also der Mond als neuer Ausstellungsort.

Jeff Koons, seit 2021 von der Pace Gallery vertreten, davor von Gagosian und Zwirner, sieht sich in der Nachfolge von Pablo Picasso und Marcel Duchamp. Einst bezeichnete ihn der *Boston Globe* zusammen mit Bruce Willis, Madonna, Spike Lee und Axl Rose als grösstes «Superego» seiner Zeit. Koons repliziert vordergründig den Krimskrams der Welt: Ballontiere auf Kindergeburtstagen, Blumenkitsch, Murmeln, Partyhüte, pedikürte Zehen, Figurinen, flimmrige Fetzen, Popeye, Hulk, verzierte Autos, designte Weinflaschenetiketten für Château Mouton Rothschild – alles ohne Ironie oder Zynismus.

Koons, so der Kunstkritiker Peter Schjeldahl, macht aus *tschatschkes* der unteren Mittelschicht, aus banalen Materialien wie Holz oder Stahl («das Platin armer Leute», sagt Koons) Edles für Reiche, ohne die soziale Ordnung zu durchbrechen, höchstens für den Moment des Betrachtens, der alle auf den kleinsten gemeinsamen Nenner wirft: auf das Begehren nach immer neuem Krempel. Koons' erste Ausstellung «The New» 1980 im New Museum of

Contemporary Art in New York zeigte Readymades in Plexiglasvitrinen: neue Staubsaugermodelle, ein Schamponiergerät für Teppiche, Werbeposter des neuen Toyota Camry und eine übergrosse Fotografie des Künstlers mit einer Schachtel Wachsmalstifte in der Hand, betitelt «The New Jeff Koons».

Cleanliness is next to godliness. Die neuesten Modelle bourgeoisen Lebens sind, wenn sie in Geschäften oder Katalogen begegnen, tröstlich, weil sie das Gefühl einer sauberen Form von Ewigkeit verleihen: Nichts kann schiefgehen. Dasselbe Trostgefühl entsteht beim Betrachten von Koons' Hasen, Hunden, Partyhüten und Bällen. Dümmlisches für dumme Leute, sagen manche. Nur wenige Kunstwerke erfordern so viel Instandhaltung, müssen permanent abgestaubt, poliert, in Schuss gebracht werden, um zu glänzen. Koons macht die Besitzer seiner Kunst zu Hausfrauen der Mittelschicht, der er selbst entstammt; seine Werke sind sauber und banal wie Porzellanfiguren hinter Spitzengardinen. «Koons verändert die Art, in der wir uns selbst und die Dinge der Welt betrachten», sagte Marc Glimcher, Präsident der Pace Gallery, der *New York Times*.





«Superego»: Künstler Koons.



Koons, 1955 geboren, ist hochgewachsen, schlank und nie wirklich gealtert, trägt meist Hemd und Jackett, äusserlich eher höflicher Bankangestellter als wild-verlottertes Künstlergenie. Neben Duchamp und Picasso verehrt er Salvador Dalí. Er traf ihn während seines Kunststudiums im «St. Regis»-Hotel in New York. Danach schien alles möglich.

Zu Hause bei den Eltern in York, Pennsylvania, der Vater erst Strassenbahnfahrer, dann Innendekorateur, die Mutter Näherin, lag ein Dalí-Bildband, erzählt Koons gern, das einzige Kunstbuch, das er als Junge sah. Er studierte Kunst, weil er nie etwas anderes gekonnt habe. Als Junge dekorierte er das Studio seines Vaters mit gefälschten Ölbildern, ging 1972 zum Studium nach Baltimore, schwängerte dort seine

Freundin, die das Kind zur Adoption freigab, ging weiter nach Chicago, dann nach New York und arbeitete an der Kasse des Museum of Modern Art. Seine rotgefärbten Haare und lauten Klamotten waren dem Museumsdirektor peinlich, aber dem Publikum gefiel es. Koons begann, surrealistische Bilder zu malen, knüpfte Kon-

Kurzzeitig wurde er Broker, um seine Werke zu finanzieren.

takte, bastelte Ready-mades – kleine verzierte Blumen, Küchengeräte, anderen Kram, den er verkaufte. Kurzzeitig wurde er Broker, um seine Werke zu finanzieren.

Nach der «neuen» Phase hatte Koons 1986 «Rabbit» (drei Stahlhasen) geschaffen, dann die «Luxury and Degradation»-Serie (Alkohol-Paraphernalien aus buntem Stahl) und «Banality», Keramik- oder Holzfiguren, unter anderen Michael Jackson mit Hausaffe, ein Mädchen, das Pink Panther umarmt. 1990 eröffnete die Biennale in Venedig mit Koons' «Made in Heaven»: Fotografien zeigten Koons und seine erste Frau, die italienische Pornodarstellerin Cicciolina (Ilona Staller), nackt und in erotischen Posen; Staller trug einen Blumenkranz. In Italien waren die später in New York ausgestellten Werke beliebter als in den prüderen USA. Zeitweise verlor Koons den guten Ruf. Nicht lange nach der Ausstellung verliess Ilona Staller New York und nahm ihren gemeinsamen Sohn entgegen Koons' Willen mit nach Rom.

Sechs Jahre für einen Ballonhund

Koons' Studio lag früher im New Yorker Stadtteil Chelsea, heute ist es – etwas kleiner – in den schicken Hudson Yards. Hier wie dort ist es eher eine emsige Weihnachtsmannwerkstatt voller buntem Zeug, um das sich nicht Elfen, sondern Assistenten kümmern: Koons' Werke werden nicht in Alleinarbeit hergestellt, sondern mit Hilfe von Experten für Materialien oder Techniken (sogenannte *art fabrication*). Die Fertigung mancher Werke braucht eine bestimmte Technologie, die digitale Dateien vor der eigentlichen Produktion erstellt, die Ballonhunde brauchen sechs Jahre, bis sie fertig sind; die Knoten der Ballons sind, wenn auch aus Stahl, genau so geknotet wie ein richtiger Ballon. Koons ist Perfektionist.

Ein weiteres Studio, eigentlich eine Steinmanufaktur für grössere Arbeiten aus Marmor, liegt in einem Industriegebiet in Pennsylvania. In der Nähe ist das Farmhaus der Grosseltern, das Koons vor zwanzig Jahren kaufte und renovierte, wie es früher war, gelb gestrichen, mit roten Fensterläden. Er nehme seine zweite Frau Justine und die schnell hintereinander geborenen drei Kinder gern dorthin mit, sagt Koons – weg von Manhattan.



„Sehen Sie es, doch mal so: Sie zahlen ein, und ich bau' mir davon ein schönes Haus...“

Fernsehen

Fluris Parallelwelten

Alex Baur

Europas missbrauchte Kinder:
Dokfilm von Karin Bauer. 3sat Mediathek/SRF

Sein Werdegang vom Heimzögling, Hilfschüler und Tankstellenwart bis zum 400-fachen Millionär böte Stoff für eine mehrteilige Serie. Doch die spektakuläre Karriere des Zuger Unternehmers Guido Fluri wird nur am Rande gestreift. Im Mittelpunkt von Karin Bauers Dokfilm steht Fluris Engagement für Menschen in ganz Europa, die als Kind schweres Leid erlitten haben.

Bereits 2017 hatte Fluri mit einer landesweiten Kampagne dem Bundesrat eine Entschuldigung gegenüber ehemaligen Verdingkindern samt finanzieller Entschädigung abgerungen. Dieses Schweizer Modell hat er nun auf Europa übertragen. Mit Erfolg. Erst kürzlich hat der Europarat seiner Wiedergutmachungsinitiative zugestimmt.

Die erfahrene Filmemacherin Bauer begleitet den rastlosen Zuger Multimillionär auf einem Streifzug durch Europa. Bukarest, Venedig, Rom, Strassburg – Fluri ist stets im Privatjet unterwegs, in seiner Entourage ehemalige Opfer von systematischen Kindsmishandlungen. Und wie es sich für einen Mann seines Schlages gehört, steigt die Gesellschaft in den nobelsten Unterkünften ab. Fluri konferiert vornehmlich direkt mit dem Papst und den zuständigen Ministern.

Das Horror-Kinderheim in Rumänien oder das Pädophilen-Kollegium in Deutschland stehen in einem eigentümlichen Kontrast zum Universum eines Superreichen. Und es wäre wohl zu viel des Guten, wenn da nicht der Guido Fluri aus Fleisch und Blut wäre: ein vom Erfolg verwöhnter Mann, der nie recht weiss, ob er mit seinem Schicksal hadern oder sich darüber freuen soll.

Film

Abräumerin aus Italien

Beatrice Schlag

C'è ancora domani (Italien 2023) von und mit
Paola Cortellesi. Ab 4. April im Kino

In Italien kennt jeder ihren Namen. Seit den neunziger Jahren ist die Frau mit den riesigen Augen und der scharfen Zunge als Moderatorin, Komödiantin und Sängerin aus italienischen TV-Sendern nicht wegzudenken. Paola Cortellesi Talent, Superstars wie Britney Spears oder Jennifer Lopez zu imitieren, ist legendär. Als Schauspielerin gewann sie ziemlich alle Filmpreise, die Italien zu vergeben hat.

Leider gelangten die wenigsten Filme mit ihr in Schweizer Kinos. Wer sich hierzulande an sie erinnert, hat sie vermutlich in einigen Episoden der Krimiserie «Mord in Genua – Ein Fall für Petra Delicato» gesehen, in der sie die politisch völlig unkorrekte TV-Kommissarin spielt.

Weder Opfer noch Sonderfall

Als Regisseurin und Hauptdarstellerin von «C'è ancora domani» («Morgen ist auch noch ein Tag») ist sie ungewohnt ernst. Thema ihres Schwarzweissfilms, der ungeniert Anleihen beim italienischen Neorealismus macht, ist die Unterdrückung und Gewalt, der Frauen in den Nachkriegsjahren ausgesetzt waren. Delia (Cortellesi) ist Ehefrau und Mutter zweier kleiner Buben und einer permanent zornigen Teenagertochter. Die Familie kommt im römischen Armenviertel Testaccio finanziell grad eben durch. Delia verdient mit unterbezahlten Gelegenheitsarbeiten dazu und legt heimlich ein paar Lire zur Seite.

Ihr Ehemann Ivano schlägt sie regelmässig, fast reflexartig. Er braucht keine Gründe. In der schockierenden ersten Szene des Films verpasst er ihr eine Ohrfeige, weil sie «guten Morgen» gesagt hat. Die restlichen Prügeleien finden

hinter verschlossenen Türen statt. Aber hörbare Gewalt setzt nicht weniger zu.

Bevor Sie abwinken, weil man ungern Eintritt zahlt, um sich vorsätzlich deprimieren zu lassen: Paola Cortellesis Film ist manchmal hart, aber genauso oft komisch und fast zärtlich. Der Grund, warum er Erfolgstitel wie «Barbie» und «Oppenheimer» in Italien hinter sich liess, ist, dass sich Delia nicht kleinkriegen lässt. Sie fühlt sich weder als Opfer noch als Sonderfall. In den vierziger Jahren konnten Männer Frauen ohrfeigen, würgen, treten – nicht nur in Italien. Sie wussten, dass die Frauen nicht gehen würden, meist wegen der Kinder, oft weil sie kaum eigenes Geld hatten.

Delias Freundinnen kennen die blauen Flecken am Hals und die aufgeschwollenen Augen aus eigener Erfahrung. Sie reden nicht einmal darü-

*Paola Cortellesis Film ist
manchmal hart, aber genauso oft
komisch und fast zärtlich.*

ber. Delias Mann ist kein brutaler Macho. «Er ist ein Verlierer und ein Idiot», sagt Paola Cortellesi, auch Co-Autorin des Drehbuchs, «wir haben sehr darauf geachtet, dass er keinen Appeal ausstrahlt, der irgendeinem jungen Mann im Kino imponieren könnte.» Die Tochter schämt sich für die Duldsamkeit der Mutter. «Lieber bring' ich mich um, als so zu enden wie du», schreit sie Delia an, der nichts wichtiger ist, als ihrer Tochter ein Leben wie das eigene zu ersparen. Dafür hat sie einen Plan, den sie bis zum überraschend heiteren Schluss des Films durchhält.

«C'è ancora domani» hatte in Italien weit über fünf Millionen Zuschauer. 45 Prozent von ihnen waren Männer. Er wurde im italienischen Senat gezeigt. Premierministerin Giorgia Meloni pries den Mut der Regisseurin. Cortellesi erklärt den Erfolg ihres Films vor allem damit, «dass es in fast jeder Familie eine Mutter oder Grossmutter gibt, die ihren Töchtern und Enkelinnen Ähnliches erzählt. Jetzt tun sie es endlich auch öffentlich. Zum Glück. Denn es ist Teil unserer Geschichte.»



Ungewohnt ernst: Regisseurin und Hauptdarstellerin Cortellesi.



Heimatliche Verankerung: Albert Anker, «Der Schneebär», 1873.

Kunst

Albert Ankers Kinderwelt

Rolf Hürzeler

Anker et l'enfance: Fondation Pierre Gianadda, Martigny. Bis 30. Juni

Die Szene im Berner Seeländer Dorf Ins berichtet von einem kleinen Generationenprojekt: Die Kleinen bauen mit ihren Eltern und Grosseltern einen «Schneebären». Das veranschaulicht, wie sich eine Aufgabe lösen lässt, wenn alle bestrebt sind, ein Ziel zusammen zu erreichen. Die Schweiz stand damals mitten im Kulturkampf zwischen Katholiken und Reformierten, und man konnte das Gemälde als wegweisend verstehen.

Perfektionist des Figürlichen

Albert Anker (1831–1910) malte dieses Bild 1873. Es hängt in der Ausstellung «Anker und die Kindheit» in der Fondation Pierre Gianadda in Martigny mit weiteren 136 Bildern. Die Schau dokumentiert indes mehr als die Auseinandersetzung des Künstlers mit der Kindheit; sie zeigt ein Gesamtbild dieses aussergewöhnlichen Mannes. Er erscheint als geerdeter Maler, der es verstand, Kunst und Geschäft kongenial zu verbinden. Anker war ein kapitalistischer Künstler, der den Geschmack seiner Zeit punktgenau getroffen hatte und gut davon leben konnte.

Dabei waren ihm die protestantischen Grundwerte wie Fleiss und Familiensinn Lebensinhalt;

er schien die häusliche Harmonie zu lieben. Das Dorf Ins im Berner Seeland war seine heimatliche Verankerung, Paris seine Inspirationsquelle. Aber im Gegensatz zu den meisten seiner künstlerischen Zeitgenossen verbat er sich die Lustbarkeiten der Grossstadt und blieb den Tugenden treu, ohne reaktionär zu sein. Anker war ein politisch Liberaler, war offen für die Vorstellungen eines zu seiner Zeit fortschrittlichen Denkers wie Heinrich Pestalozzi, dem sozial engagierten Kinderfreund, der einem auf zwei Gemälden an der Gianadda-Ausstellung begegnet.

Albert Anker wuchs in einer bürgerlichen Familie in Neuenburg auf und studierte auf Wunsch des Vaters, eines Tierarztes, zuerst Theologie. Entgegen dessen Widerstand wandte sich der Junge der Kunst zu und zog mit 23 Jahren nach Paris, um Malunterricht zu nehmen. In jener Zeit musste er sich seine schier einmalige Handfertigkeit mit Pinsel und Farbe angeeignet haben. Er verschloss sich den Avantgardisten seiner Zeit; Anker war kein Gustave Courbet, der jeden Streit liebte. Er war kein Claude Monet, der sich in seinen täglichen Farbenrausch stürzte. Anker perfektionierte vielmehr das Figürliche und war darauf bedacht, seine Modelle im besten Licht erscheinen zu lassen.

Vor allem die Kinder. Beispielhaft dafür ist sein Gemälde «Die Marionetten». Es zeigt im Mittelpunkt seine Tochter Louise, die ihren jüngeren Geschwistern eine Theaterimprovisation vorspielt. Die Szene war wohl spontan, musste für den künstlerischen Vater bestimmt nachgestellt werden. Die Kleinen wirken fast erwachsen, was dem Zeitgeist entsprach. Noch

lange nach der Französischen Revolution galten Kinder nicht als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft; jetzt, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, waren sie die jungen Stützen der Gesellschaft und wurden entsprechend ernstgenommen. So stecken sämtliche Kinder auf Ankers Bildern in hochwertigen Stoffen, die makellos erscheinen. Ihre Kleidung ist stets ordentlich drapiert, da ist nichts «z'Hudle».

Die Gianadda-Ausstellung ist im Kreis der Ausstellungshalle gehängt. Sie beginnt mit historiografischen Gemälden wie vom Deutsch-Französischen Krieg oder von der Vertreibung der Hugenotten. Erst dann öffnet sie sich dem Familienleben und vor allem der Kinderwelt

Anker war kein Courbet, der jeden Streit liebte. Er war kein Monet, der sich in seinen Farbenrausch stürzte.

des Künstlers. Ein grossformatiges Werk verdient besondere Beachtung. Anker hält die Aufnahme von vertriebenen Innerschweizer Waisenkindern bei ihren Pflegeeltern in Murtten fest. Die Geschichte hat sich historisch so nie zugetragen. Aber Anker wollte mit diesem Gemälde die bürgerliche Menschlichkeit dokumentieren, die damals im Land herrschte. Kinder und Erwachsene stehen sich hier ebenbürtig in Gruppen gegenüber. Es herrscht ein Nehmen und Geben wie auf einem Marktplatz, auf dem gerade eine Art neuer Generationenvertrag geschlossen wird. Ein Besuch in Martigny lohnt sich, er bringt einem Aspekte der Schweiz im 19. Jahrhundert näher.

Film

Postalischer Schweinkram

Wolfram Knorr

Wicked Little Letters (GB 2023) von Thea Sharrock. Mit Olivia Colman, Jessie Buckley, Timothy Spall, Anjana Vasan

Es gibt Dinge, heisst es sinngemäss im Vorspann der britischen Komödie «Wicked Little Letters», die sind wahrer als die Wahrheit. Das trifft, nur wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, mit Sicherheit auf den unglaublichen Fall zu, den der Film erzählt. Heute, im Zeitalter von Instagram, Tiktok und Co., ist das anonyme Beleidigen und Niedermachen öffentlicher Personen nichts Besonderes. Damals aber, obendrein in der putzigen Kleinstadt Littlehampton, war es noch etwas anderes. Denunziatorische Schweinereien mussten per Briefpost verschickt werden. Das geschah in einem Ausmass, dass sogar die Londoner Presse fassungslos darüber berichtete.

Saumässige Briefpandemie

In den 1920er Jahren war das bürgerliche Leben nach Littlehampton zurückgekehrt, und die Menschen waren wieder in Arbeit. Da freundet sich Edith (Olivia Colman), eine moralisch schwer gefestigte, jüngerliche Lady reifen Alters, mit der neuen, jungen Nachbarin an, der lebensfrohen, temperamentvollen und reichlich tabufreien Rose (Jessie Buckley).

Edith ist unverheiratet und wohnt bei ihren Eltern in einem dieser leicht schummrigen, eng aneinandergeschmiegteten Reihenhäuser. Herr in diesem Puppenhaus ist ihr geierhafter Vater Edward Swan (Timothy Spall), der seine Tochter in den Krallen der Moral hält. Seine Gat-

Es war der Täterin völlig schnuppe, ob sie mittels ihrer Handschrift überführt werden könnte.

tin weniger, die hat resigniert. Während sich der Vater über die neue, freche Nachbarin Rose echauffiert, findet Edith sie eigentlich amüsant; allerdings nicht lange, es kommt zum Streit.

Und auf einmal erreichen die Swans üble Briefe, in denen Edith beschimpft wird, als habe der leibhaftige Teufel die Feder geführt. Dabei bleibt es nicht; bald erhalten auch andere Damen Littlehamptons Briefe mit den wildesten Obszönitäten. Eine saumässige Briefpandemie überzieht die Einwohner, bis Edward Swan die verschnarchte Ortspolizei aufrüttelt, endlich aktiv zu werden. Was natürlich bei anonymen Briefen nicht einfach ist. Aber für die von Edward auf Trab gebrachte Polizei und spä-

ter auch für die Gerichte gibt es keinen Zweifel, wer die Urheberin dieses postalischen Schweinkrams ist: die Neue, diese Freidenkerin! Auch wenn Rose ihre Unschuld beteuert und es überhaupt keine Beweise für ihre Täterschaft gibt, kommt sie in Haft und wird in einem grotesken Prozess verurteilt. Nur hören auch danach die Unflätigkeiten nicht auf.

Die neue Polizeibeamtin Gladys (Anjana Vasan), von den männlichen Kollegen herablassend behandelt, ist die Einzige, die der schnellen Schuldzuweisung misstraut. Sie hat so ihren Verdacht (das Publikum bald auch) und scharft ein paar Gleichgesinnte um sich, die von Anfang an skeptisch blieben und eine andere Lady im Visier hatten. Gemeinsam machen sie sich auf, die wahre Täterin in flagranti zu ertappen – sonst kann der Prozess nicht wieder-verhandelt werden, diesmal mit einer grafologischen Untersuchung.

Zu den kuriosesten Prozessszenen gehören, wie die «Fachleute» «nachweisen», dass es sich bei der Handschrift der Briefe, die eine klare Identität erkennen lässt, um eine Fälschung handeln muss. Dabei war es der Täterin völlig schnuppe, ob sie mittels ihrer Handschrift überführt werden könnte. Ihre tiefsitzende Wut, ihre Kompensation mangelnder Wertschätzung galt nur der Suche nach neuen Verbalinjurien. Grimmig hirnt sie in ihrer Kammer beim Verfassen eines Briefs wie eine Lyrikerin über besonders hundsgemeine Dreckwörter, «schmeckt» sie geradezu ab im Hinblick auf die erhoffte Schockwirkung.

Performance zum Niederknien

Der Comedian und Schauspieler Jonny Sweet grub die wahre Story aus und verfertigte daraus sein erstes Drehbuch, ganz bewusst mit Bezug auf die heutigen Unsitten in den sozialen Medien. Natürlich ist es eine Komödie, mit dem Fokus auf besonders hinterfotzige Kleinstadtgehässigkeiten. Thea Sharrock, britische Theaterregisseurin, die 2016 mit «Me Before You» ihren ersten Film drehte, hat bei «Wicked Little Letters» auf die alterslose Skurril-Exzentrik des Komödienregisseurs Alexander Mackendrick zurückgegriffen («Ladykillers», 1955).

Und so lebt die Provinzposse von der Besetzung, allen voran von Olivia Colman (Elizabeth II. in «The Crown»). Als sich stolz gebende, aber durch und durch falsche Schreckensfregatte liefert sie eine Performance zum Niederknien. Eingezwängt ins moralische Diktat des Vaters, sprengt sie sich mittels anonymen Beleidigungen aus dem Sittlichkeitskorsett, dabei die Fassade glatt wie Zellophan haltend. Timothy Spall («The Party»), schneidend und spitz wie ein Stacheldrahtverhau, sorgt als Moralinmonster gleichfalls für grossen Spass. Sweet und Sharrock gelang eine sehr britische Drolerie über ein sehr aktuelles Thema.



Spracherneuerin: Sängerin Nakamura.

Pop

Kulturkampf um Olympia

Jürg Altwegg

Aya Nakamura: Nakamura.

Sie ist schwarz und eine Ikone der französischen Jugend. Sängerin wurde sie, weil ihr die Mode zu langweilig war. Aya Nakamura nennt sie sich nach der TV-Serie «Heroes». Eine Milliarde Klicks hat Youtube für «Djadja» gezählt, in 46 Ländern war der Hit in den Top Ten. Das Album «Nakamura» erreichte astronomische Verkaufszahlen: 500 000 in Frankreich, 1,3 Millionen im Rest der Welt.

Die angesehensten Linguisten bescheinigen ihr, die französische Sprache zu erneuern – mehr kann man für die Ausstrahlung der Kulturnation im permanenten Kampf gegen die Hegemonie des Englischen wohl kaum tun. Lancôme hat sie zur Botschafterin für französisches Parfum gekürt. Noch Ende Februar



war Nakamura bei der Pariser «Semaine de la mode» ein Star.

«Aya, geh heim nach Bamako», hallt es jetzt durch die Netzwerke: «Hier ist Paris, nicht der Markt von Bamako.» Über Nacht ist die vor 28 Jahren in Mali geborene Sängerin Opfer einer widerlichen rassistischen Kampagne geworden. Ausgelöst hat sie ein vom Nachrichtenmagazin *L'Express* gestreutes Gerücht: Emmanuel Macron will die von Spotify – zwanzig Millionen Abrufe monatlich – zur weltweit meistgehörten Sängerin französischer Sprache ausgerufene Nakamura für die Eröffnungszeremonie der Olympischen Spiele engagieren. Eine zumindest bedenkenswerte Idee im Sinn der fünf Ringe.

Es sind die dritten Sommerspiele in Paris nach 1900 und 1924 – vor hundert Jahren wurden in Chamonix die Winterspiele begründet – und Frankreich, das sie in der Neuzeit wiederbelebt hat, will sie nochmals neu erfinden. Chaumet gestaltet die Medaillen, die ein Stück Originaleisen des Eiffelturms enthalten. Die Eröffnungszeremonie findet nicht im Stadion statt, sondern auf der Seine. Das olympische Dorf in der Banlieue von Saint-Denis, wo das

Stade de France Schauplatz der Attentate am 13. November 2015 war, wird als Stadt der Zukunft präsentiert. Ganz in der Nähe ist Nakamura aufgewachsen.

«Babys wählen Mozart»

Der Druck ist enorm, die Nerven liegen blank. Auch um Olympia tobt der Kulturkampf zwischen Woke und Rechts. Macron schürt ihn. Seit er innenpolitisch nichts mehr hinkriegt, ist er auf der permanenten Flucht nach vorn. Auch noch in die Eröffnungszeremonie, für die es einen Regisseur gibt, mischt er sich ein. Skrupellos instrumentalisiert er die Olympischen Spiele. Pierre de Coubertin, der sie zur

Über Nacht ist die in Mali geborene Sängerin Opfer einer widerlichen rassistischen Kampagne geworden.

militärischen Ertüchtigung der Jugend aufstehen liess, verweigert er die überfällige Aufnahme ins Pariser Panthéon, dem Heiligtum der Republik: Es gibt rassistische Äusserungen von ihm. Auf der offiziellen Affiche für 2024 gibt es keine französische Flagge, auf dem Invalidendom hat der Illustrator das Kreuz weggelassen.

Reflexartig protestierte die identitäre Rechte – auch Meloni in Italien. Doch gegen Nakamura vergreift sie sich im Ton. An Wahlmeetings liess man sie ausbuhen. Auch Eric Zemmour war schon besser: «Babys wählen zu 91 Prozent Mozart. Aber weder Rap noch Nakamura.»

Ein Chanson von Edith Piaf will sie singen: Der «Spatz von Paris», Symbol der populärsten poetischen und französischen Musikgattung schlechthin und die weltweit meistgehörte französischsprachige Stimme. Macrons neue Kulturministerin Rachida Dati, Musterbeispiel der gelungenen Integration, ging für Nakamura an die Front. Auch bezüglich der Emanzipation ist die eingebürgerte Französin aus Mali ein sportliches Vorbild. Von ihrem Gatten, dem Vater ihres zweiten Kinds, ist sie geschieden. Wegen «gegenseitiger häuslicher Gewalt» wurde sie zu einer Busse von 10 000 Euro verurteilt.



«Sie müssten mal Ihren Fernseher reparieren lassen...»

Jazz

Die Stille danach

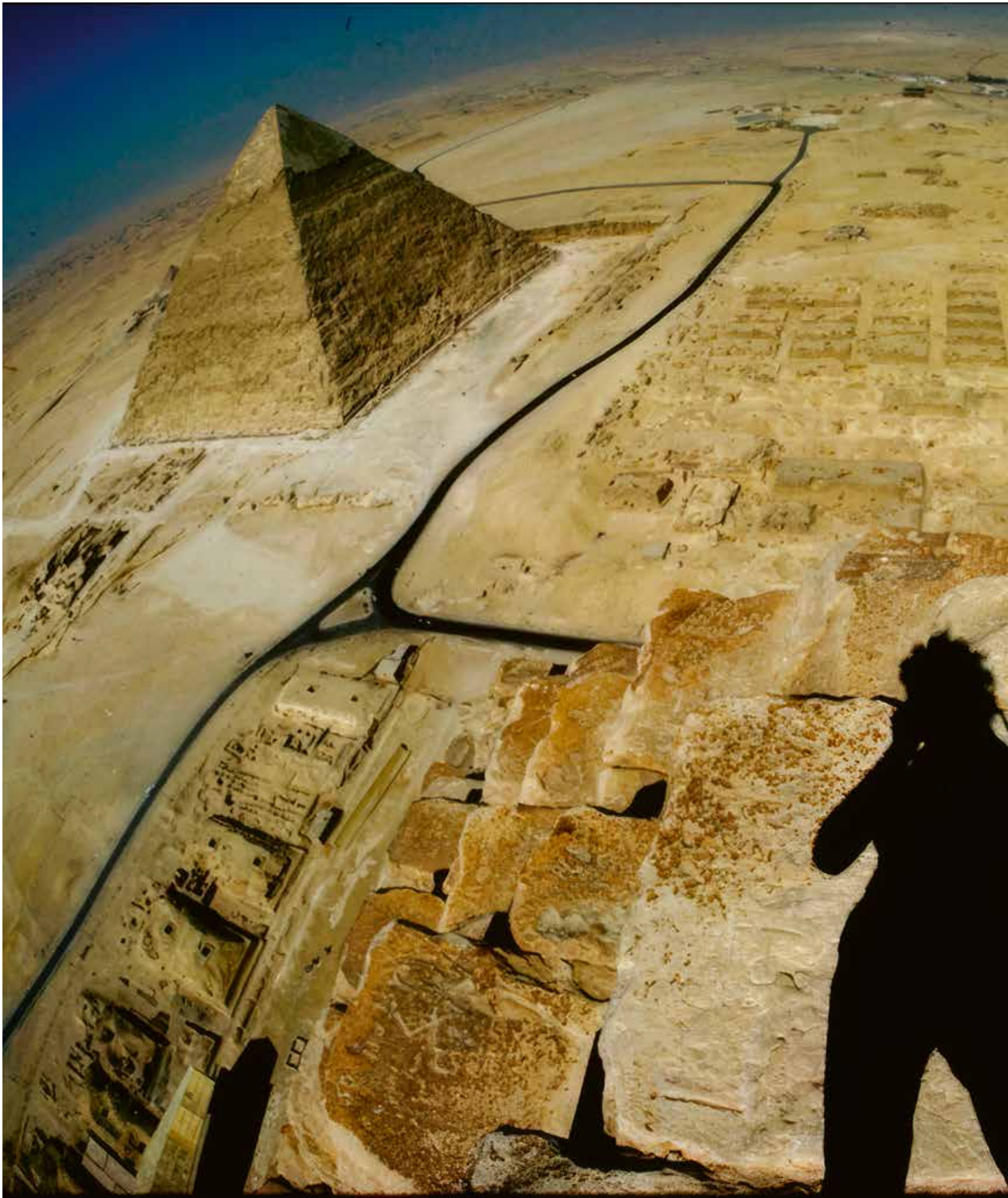
Peter Rüedi

divr (Philipp Eden, Raphael Walser, Jonas Ruther): *Is This Water?* We Jazz Records WJCD 60

Die Gruppe mit dem Namen divr ist ein Piano-Trio wie keines. Wie kein mir bekanntes. Zwar erinnert mich der magische Sog ihres *ritual grooves* gelegentlich an den «Zen-Funk» von Nik Bärtsch. Allein, mit dessen «akustisch» transparentem Sound hat der mit Elektronik angereicherte von divr eher weniger zu tun. Von den «indie electronic and post-rock aesthetics from the turn of the millenium», die ein Kritiker als Ausgangspunkt hören will, verstehe ich zu wenig. Von Post-Bop-Elementen aber, die ein anderer ausmachen will, kann ich im faszinierend organisch atmenden und wechselnden polyrhythmischen Geflecht von Philipp Eden (Piano), Raphael Walser (Kontrabass) und Jonas Ruther (Drums) wenig ausmachen, so dass ich dieses Album mit dem schönen Titel «*Is This Water?*» einfach als das höre, was es ist: eine neue Art, mit dem alten Format Piano-Trio umzugehen; das Trio von der Dominanz des Pianos zu emanzipieren und in einem Vorgang der kollektiven *real-time composition* Bass und Schlagzeug als gleichwertige Partner zu verstehen.

So sahen das, auf ihre Weise, schon Ahmad Jamal in den fünfziger und Bill Evans in den sechziger Jahren. Dennoch ist die Musik von divr in der Art eigen, wie sie in der Kombination von bewegter Statik, repetitiven Loops und daraus oft überraschend ausbrechenden Weiterungen – im rhythmischen Kontinuum und in jeder Menge Brechungen durch den kreativ widerspenstigen tollen Bass und das mal ornamentale, mal herausfordernde Schlagzeug – in der stets evidenten Spannung zwischen Wiederholung und Überraschung eine Musik macht, wie sie der Titel nahelegt: bewegte Wasseroberfläche mit plötzlichen, unerwarteten Wirbeln.

Drüber, wie die Elektronik eingesetzt wird, etwa für anhaltende Drohnen, wüssten wir gerne mehr. Weiter ist an diesem Album unter dem Titel «*Post-Production*» Dan Nichols aufgeführt. Auch dazu wären ein paar Informationen hilfreich. Sechs Stücke sind spontan improvisierte Eigenkompositionen des Trios, eines die spannende Dekonstruktion eines Standards («*Sweet and Lovely*»), zwei sind sehr freie Auseinandersetzungen mit Rock-Klassikern (z. B. «*All I Need*» von Radiohead). Da summieren sich im Finish die Loops und Drohnen zu einem Obertongetöse wie beim Anhören mehrerer Glockengeläute gleichzeitig. Überwältigend viele Töne. Liegt deren Sinn in der Stille danach?



Eine neue Zeitrechnung beginnt: auf der Cheops-Pyramide, 1982.



UNTERWEGS

Zwei Millionen Steinblöcke

Alberto Venzago

Wieder mal bin ich in Israel. Diesmal ist der Grund kein Krieg, sondern die Öffnung der Grenze nach Ägypten. Ich will die 450 Kilometer lange Wüstenpiste Taba-Rafah von Israel nach Ägypten fahren. Von Eilat nach Kairo.

An der Grenze werde ich schroff empfangen, mein israelischer Taxifahrer wünscht mir Glück. Ich bin einer der ersten Grenzgänger.

Die Formalitäten dauern ewig, dann folgt der achtzig Meter lange Fussmarsch durch den glühenden Sinai-Sand über die Grenze. Meine umgehängte Nikon F3 und die schwere Reisetasche mit hundert Rollen Kodachrome-Film und Stativ erscheinen mir noch schwerer. Ein verbeulter Mercedes mit 780 000 Kilometern auf dem Tacho und einem ebenso gezeichneten Taxifahrer warten beim Stacheldrahtzaun.

Wanderdünen haben sich der Strasse bemächtigt. Nach 299 Kilometern Kamikazefahrt glaube ich zu halluzinieren: Ein grosser rauchender Kamin schiebt sich durch die Wüstenlandschaft. Fata Morgana? Nein! Ich bin am Suezkanal. Und diesmal ist nicht Timothy Leary schuld.

Die restlichen 150 Kilometer nach Kairo vergehen im Flug. Ich lese im Tagebuch von Francis Frith, der 1856 mit einer riesigen Glasplattenkamera und mobiler Dunkelkammer Alexandrien bereiste. «Die Araber dachten, ich ziehe mit einem Harem englischer Schönheiten herum, und das trug mir die allerhöchste Hochachtung ein!» *Tempi passati*. Ich reise allein.

Beim Anblick der Pyramiden hat es Frith umgehauen.

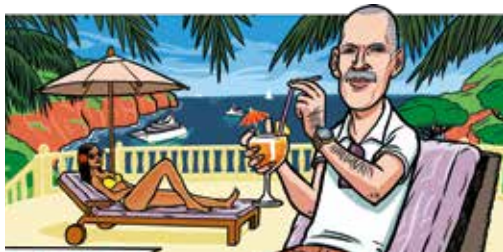
Um vier Uhr in der Früh stehe ich fröstelnd am Fuss der grossen Cheops-Pyramide. Alles ist ruhig. Hundegekläff klingt mit einem Windstoss von weit her zu mir. Ich gebe dem Wächter die vereinbarten zehn Dollar und beginne im Dunkeln den Aufstieg. Ich höre noch, wie er mir nachruft:

«*Inshallah! Be fucking careful!*»

Unterwegs stosse ich auf wilde Ziegen, die sich mir anschliessen. Ich bin jung und fit. Ein Glücksgefühl spaltet mein Hirn, zwei Millionen Steinblöcke unter mir, 138 Meter hoch aufgeschichtet!

Ich sehe von oben auf die kleinere Chephren-Pyramide und denke an Frith, der vor 130 Jahren auch hier oben stand. Er notierte in sein Reisejournal: «An dem Tag im Leben eines Mannes, da er zum ersten Mal die Pyramiden erblickt, bricht eine neue Zeitrechnung in seinem Leben an.»

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine schwachen Schweizer

Mark van Huissing

Schweizerinnen und Schweizer, die sich zirka in ihrer Lebensmitte befinden, sind die zu kurz Gekommenen der Nation, besonders die Vermögensbildung betreffend. Denn die Immobilienpreise sind in jüngerer Vergangenheit durch die Decke über ihrem Kopf, die ihnen nicht gehört, sondern die sie mieten, gegangen. Und der Wohneigentumszug, der einem viel Gewinn verspricht, ist abgefahren, um ein weiteres schiefes Bild zu bringen. So geht das gängige «Narrativ», wie Millennials, zwischen 1981 und 1995 Geborene, sagen, wenn sie die Beschreibung einer Lage meinen. Schuld an der Misere tragen die Älteren und Alten, Mitglieder der Generation X (Jahrgänge 1965 bis 1980) sowie Boomer (1945 bis 1964) – ihnen fiel alles in den Schoss, sie erlebten Wirtschaftswachstum und fanden noch billige Immobilien.

Ihr Kolumnist eignet sich zum Feindbild: Ein junger Boomer oder alter Gen X-ler, geboren 1965, Immobilienbesitzer zudem. Dem durchschnittlichen Leser, der Leserin eines gedruckten Mediums (Ü 55 also) muss ich es nicht erklären, ich weiss. Doch vielleicht er-

«Herkunftsländer der möglichen Käufer: Sri Lanka, Ukraine, Syrien, Irak.»

reiche ich den einen oder die andere Millennial, falls diese Spalte «geshared» wird. Ihm und ihr sage ich: Euer Narrativ ist falsch. Wer es glaubt, ist kein zu kurz Gekommener, sondern ein zu kurz Denkender der Nation. Meine erste Wohnung kaufte ich 2003; in Bümpliz, einem

Vorort von Bern mit, sagen wir, durchzogenem Ruf. 4,5 Zimmer, 100 Quadratmeter in einem zehnstöckigen Block für 250 000 Franken. «Willst du etwa dorthin?» oder «Die Preise an der Lage werden sich nicht entwickeln», lauteten Rückmeldungen von Bekannten (ich vermietete die Wohnung). Zwanzig Jahre später, vor wenigen Monaten also, schrieb ich sie aus. Die Zahl verfolgswürdiger Angebote war nicht gross, aber gross genug. Und vor allem waren die Angebote hoch genug – um 500 000 Franken. Herkunftsländer der möglichen Käufer: Sri Lanka, Ukraine, Syrien, Irak. Anzahl interessierter Schweizer, nebenbei: null. Mein Makler empfahl ein Paar (altersmässig Millennials), das zwar nicht den höchsten Preis bot, aber zuverlässig sei, er kannte sie, und sie kannten das Haus, ihnen gehört dort schon eine Wohnung. Sie lieferten die nötigen 20 Prozent Eigenkapital, eine Bank legte den Rest drauf. Für mich ging die Rechnung ebenfalls auf (Verdoppelung des Preises oder jährlich 5 Prozent Wertsteigerung).

Als ich mich für meine erste selbstbewohnte Immobilie entschied, war ich auch vierzig. Es handelte sich dabei um 3,5 Zimmer, 90 Quadratmeter, in Zürich, einen Neubau, das heisst, neuer als neu, ich kaufte ab Plan. Der Verkäufer beschrieb das Vorhaben als «interessante Entwicklung» – das Grundstück war belastet, zuvor von einer Werkstatt genutzt und verschmutzt worden, die Lage «speziell» (Ausfallstrasse vorne, Tramdepot hinten). Andererseits: Loft-Architektur zu einem Preis unter 600 000 Franken, im Kreis 6. Meine Nachbarn waren Inder, Kurden und Deutsche (plus einige wenige Schweizer).

Freunden, die mich besuchten, gefiel die Wohnung, doch sie urteilten streng über meine Investition («Die Preise an der Lage werden sich kaum entwickeln» respektive «Hätte ich nie gekauft»). Wo und was sie denn kaufen würden, wollte ich wissen. Antwort: «Etwas Ruhiges, Freistehendes, mit Fern- oder Seesicht vielleicht» (und wenn sie nicht geerbt haben, mieten sie noch heute).

«Eine Neubauwohnung für unter 600 000 Franken Einstandspreis in der Stadt Zürich? Da konnte ja nichts schiefgehen, so ein Schwein möchte' ich auch mal haben», hiess es dann, nachdem ich verkauft hatte (für eine Million, nach weniger als vier Jahren; der Grundstücksgewinn ermöglichte den

Kauf meiner nächsten Wohnung, dieses Mal ruhig, freistehend, mit Fern- wenn auch nicht Seesicht). Klar, im Nachhinein haben es alle immer schon gewusst. Doch zuvor war es eine Entscheidung unter Unsicherheit. Und das Eigenkapital musste auch gestemmt werden. Der Betrag mag niedrig gewesen sein, gemessen an heutigen Summen, mein Einkommen ebenso.

Das ist das Nadelöhr, durch das Anleger, Hauskäufer *whatever* müssen, sagt man. Die, die's wagen, sind Unternehmer, haben Erfolg vielleicht, die anderen sind Unterlasser, mit Sicherheit. So wie die Mehrheit der Schweizer Millennials, so sieht es aus.



UNTEN DURCH

Drei Prozent unten ohne

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno las mir einen höchst interessanten Zeitungsartikel vor. Man erfuhr darin, dass laut einer Studie 58 Prozent aller Männer kurze Boxershorts trugen. (Ich nicht, denn ich wusste nicht einmal genau, was kurze Boxershorts sind.) Des Weiteren erfuhr man, dass 3 Prozent aller Männer nie eine Unterhose trugen. Diese Information elektrisierte mich. 3 Prozent von zirka vier Millionen Männern in der Schweiz sind 120 000 Männer. So viele laufen in unserem kleinen Land ohne Unterhose herum! Eine S-Bahn des Zürcher Verkehrsverbundes mit sechs Wagen hat 415 Sitzplätze. Wenn man durch einen vollbesetzten Zug geht, wird man also sechs Männern begegnen, die keine Unterhose tragen. Einer davon könnte der Lokomotivführer sein. Ich weiss nicht genau warum, aber ich würde mich nicht wohlfühlen in einer S-Bahn, die von einem Lokomotivführer ohne Unterhose gefahren

wird. Bei einem Piloten hört der Spass dann ganz auf. Und jetzt Achtung: 3 Prozent klingt nach einer niedlichen kleinen Zahl. Aber nur solange man nicht nachrechnet. Ein Airbus der Swiss hat 236 Sitzplätze plus mindestens zwei

Im Krieg und in der Liebe kann man die Unterhose weglassen.

Leute im Cockpit, macht 238. Die Hälfte sind Männer, macht 119. Folglich sitzen in einem vollbesetzten Airbus drei Männer ohne Unterhose. Es kann der sein, der neben dir sitzt und sich unter der Zeitung auf seinem Schoss dauernd da unten kratzt. Es kann aber eben auch der Pilot sein, und auch er muss dauernd in seine Hose greifen, um den verrutschten Penis zurechtzurücken oder um ihn aus einer Nahtfalte zu befreien.

Herrgott nochmals, es gibt doch einen Grund, warum man Unterhosen trägt! Es ist kein Modediktat, kein willkürlicher Dresscode, ganz im Gegenteil, es soll Dresskot eben gerade verhindern. Eine Unterhose ist ein willkommener Puffer zwischen Unterleib und Hose, eine Art Filter, der Urinröpfchen und auch festere Verunreinigungen im Gewebe der Unterhose bindet wie der Zigarettenfilter die Teerstoffe. Beim Mann dient die Unterhose aber auch als Korsett, das die von Natur aus recht mobilen, ja unruhigen Geschlechtsorgane des Mannes in eine stabile Form bringt, das hat etwas Meditatives, es hat viel mit «zur Ruhe kommen» zu tun.

So, und jetzt stellen wir uns mal vor, neben mir im Flugzeug sitzt eine Mutter mit ihrem Baby, und während einer heftigen Turbulenz sage ich zu ihr: «Übrigens, der Pilot trägt keine Unterhose.» Glaubt etwa jemand, dass diese Mutter sich dann sicherer fühlt? Wenn ich hingegen weiss, dass von den 3300 überwiegend männlichen Berufsoffizieren der Schweizer Armee 3 Prozent, also 99 Offiziere, keine Unterhose tragen, stört mich das weniger. Im Krieg und in der Liebe kann man die Unterhose weglassen, das ist meine Meinung. Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich sagen: Bis zum Rang des Divisionärs sollen sie ruhig ohne herumlaufen, nur die Korpskommandanten und vor allem der Verteidigungsminister sollten in der Öffentlichkeit eine Unterhose tra-

gen. Bei einer Verteidigungsministerin sollte es sogar obligatorisch sein. «Übrigens», sagte ich zu Bruno, «wie ist die Prozentzahl der Frauen, die keine Unterhose tragen?» Das wusste er nicht, stand nicht im Artikel. Ich recherchierte es selbst: Laut der Zeitschrift *Vanity Fair* tragen 25 Prozent, ich wiederhole: 25 Prozent aller Frauen gelegentlich keine Unterwäsche. 7 Prozent tragen nie welche. Das sind in der Schweiz 280 000 Frauen. Weltweit sind es 560 Millionen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Pilotin eines Airbus A320 keine Unterhose trägt, ist also gigantisch hoch. Fast kann man von Gewissheit sprechen. Mehr will ich dazu nicht sagen. Nur vielleicht noch, dass man nun wohl keinem Mann mehr einen Vorwurf machen kann, wenn er sich vor der Buchung des Flugs bei der Airline nach dem Geschlecht des Piloten erkundigt.



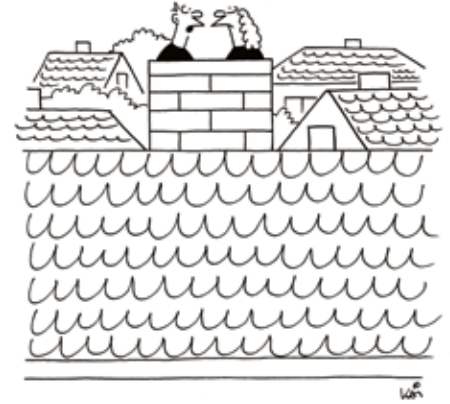
SEX Der Körper sorgt gut für sich

Dania Schifftan

Liebe Dania, ich bin Anfang siebzig und habe beim Sex mit der Erektion keine Probleme. Allerdings keinen Höhepunkt, was meinen Genuss aber nicht mindert. Ist es auf Dauer schädlich, wenn die Pipeline nicht geleert wird?

G. S., Weinstadt

Ich kann Sie beruhigen. Es ist nicht schädlich, wenn die Pipeline nicht geleert wird. Der Körper reguliert sich selbst, und wenn er ejakulieren müsste, würde er das tun. So geschieht es auch in jungen Jahren, wenn es zu nächtlichen Entladungen kommt. Der Körper hat durchaus die Fähigkeit, gut für sich zu sorgen, und Sie brauchen sich hierüber keine Gedanken zu machen. Dennoch ergibt es Sinn,



„Wären die Zinsen nicht gestiegen, hätten wir den Rest nicht vermieten müssen...“

die Prostata in regelmässigen Abständen von einem Urologen untersuchen zu lassen. Nicht wegen fehlender Höhepunkte, sondern einfach präventiv. Viele Männer haben die Tendenz, ihren Genuss an der Ejakulation festzumachen. Sie neigen dazu, ihre Sexualität nicht als befriedigend zu erleben, wenn der Höhepunkt fehlt. Das lese ich bei Ihnen nicht so, und das ist prima! Denn Sex hat viel mehr zu bieten als den Höhepunkt. Viel wichtiger

Viel wichtiger ist doch, dass der Weg dahin Lust bereitet und sich für alle Beteiligten gut anfühlt.

ist doch, dass der Weg dahin Lust bereitet und sich für alle Beteiligten gut anfühlt. Ein weiteres Problem kann entstehen, wenn der Partner oder die Partnerin es persönlich nimmt, wenn der Orgasmus nicht erreicht wird. Auch das ist Quatsch! Wichtig wäre in diesem Fall, darüber zu sprechen und sich darüber auszutauschen, was man will und braucht, um Sexualität erfüllt zu erleben. Darauf sollte der Fokus liegen und nicht auf dem Höhepunkt.

Ich wünsche Ihnen weiterhin ganz viel Freude. Geniessen Sie es!

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Rettung Anthropomorphismus



Humanoides Design bei Apple.

Der Mensch sieht sich bekanntlich als Krone der Schöpfung. Allerlei Kränkungen musste er schon erdulden in den letzten Jahrhunderten, erst mit der kopernikanischen Wende, als er plötzlich nicht mehr im Zentrum des Universums stand, dann kam die Evolutionstheorie des Charles Darwin, die seinen Status als Krone der Schöpfung widerrief, weiter Sigmund Freud, der bewies, dass wir

wohl nicht vernunftgeleitet, sondern triebgesteuert sind. Wenn jetzt die künstliche Intelligenz Werke eines Johann Sebastian Bach oder eines Mark Rothko hervorbringt, dann ist's vorbei mit der anthropologischen Differenz. Aber weil wir Menschen uns selber so wichtig sind, bleibt uns noch der Anthropomorphismus, das Zuschreiben menschlicher Eigenschaften gegenüber Tieren, Göttern oder auch

Computern. Das ist der Grund, warum wir das Smartphone anflehen, wenn der Akku mal wieder lahm ist, den PC beschimpfen, wenn die Rechenleistung langsam ist, oder uns bei Chat GPT, Alexa oder Siri bedanken. Gut, hat die IT-Industrie das erkannt und deren Designs ein menschliches Antlitz verliehen.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

PEANUTS
by SCHULZ



Monets farbiges Zauberreich

Das Grundstück des grossen Impressionisten kann man noch heute besuchen. Einmal drohte die Pracht aber für immer zu verblühen.

Claude Monet war im Frühling 1883 von Vernon nach Gasny unterwegs. Hätte er nicht im richtigen Augenblick aus dem Zug geblinzelt, wäre Giverny heute unbekannt. Doch so wurde das normannische Dörfchen am rechten Seine-Ufer zum Wallfahrtsort für Impressionismus-Liebhaber. Weil dem Maler der Ort so gut gefiel und er weg aus Paris wollte, mietete Monet in Giverny noch im selben Monat ein Bauernhaus mit Gemüse- und Obstgarten, 1890 kaufte er es. Heute heisst die Strasse, an der es liegt, Rue Claude Monet.

Der Künstler baute den Garten der Liegenschaft um, errichtete drei Gewächshäuser und kaufte noch ein Grundstück dazu. Dort liess er nach erheblichen Schwierigkeiten mit den Behörden einen Teich ausheben und die ikonische japanische Brücke errichten, damit das Spiel zwischen Licht und Schatten seinen professionellen Ansprüchen genüge. Er stellte bis zu sieben Gärtner ein, von denen einer täglich damit beauftragt war, Regen- oder Tautropfen von den berühmten Seerosen im Teich zu entfernen. Gartenfan Monet (1840–1926) liess sich von der Pracht seines farbigen Zauberreichs inspirieren und malte hier einige seiner be-

rühmtesten Bilder. Auch das Haus, in dem er bis zu seinem Tod lebte, gestaltete er nach seinem Gusto. Den rosafarbenen Verputz behielt er bei, sonst griff er aber zu den «Farben seiner Palette», wie es heisst: grün die Türen und Fensterläden, leuchtend Chromgelb das Esszimmer, weissblau die aus Rouen-Keramik gekachelten Wände der Küche und hellblau die Möbel.

Hilfe aus Amerika

Doch der Lack bröckelte und der Garten verwelkte. Monets Sohn, der 1966 starb, hatte das Anwesen der Académie des beaux-arts vermacht. Dort stand allerdings nicht genügend Geld zur Verfügung, Haus und Garten des französischen Maleridols anständig zu renovieren.

Hilfe kam schliesslich aus Amerika: Von New Yorker Kunstmäzenen gingen zahlreiche Spenden ein, die eine akribische Wiederinstandsetzung der Anlage ermöglichten. Seit 1980 erstrahlt das ehemalige Bauernhaus in Giverny mit grandiosem Umschwung wieder in vollem Glanz und kann das ganze Jahr über besucht werden.



THIEL

Organspendermarkt

Notfallarzt: Ich glaube, wir können aufhören mit den Reanimationsversuchen. Der Patient hat nicht überlebt.

Notfallschwester: Schade, er war noch so jung.

Assistenzarzt: Dann mal raus mit den Organen.

Notfallarzt: Hat er einen Organspenderausweis?

Notfallschwester: In seiner Brieftasche finde ich keinen.

Assistenzarzt: Hat er eine Patientenverfügung, welche eine Organentnahme untersagt?

Notfallschwester: Ich finde nichts dergleichen.

Notfallarzt: Gut, dann sofort bereitmachen zur Organentnahme.

Notfallschwester: Moment, hier ist ein Organkompostierausweis.

Notfallarzt: Ein was?

Notfallschwester: Ein Organkompostierausweis. Darauf steht, dass die Organe im Todesfall kompostiert werden müssen.

Notfallarzt: Spinnt der?

Assistenzarzt: Sollen wir doch wieder weitermachen mit der Reanimation?

Notfallarzt: Wieso sollte jemand seine Organe kompostieren lassen wollen?

Notfallschwester: Hier steht, dass im Todesfall die Organe der Stromproduktion durch Biogas dienen sollen.

Assistenzarzt: Oh, der Patient kommt wieder zu sich.

Patient: Wo bin ich?

Notfallarzt: Sagen Sie mal, was soll das mit diesem Organkompostierausweis?

Patient: Das ist eine Ökostromkampagne des Bundes. Wer seine Organe im Todesfall der Stromproduktion zur Verfügung stellt, bezieht lebenslänglich Strom zum halben Preis.

Notfallarzt: Diese Rechnung geht doch niemals auf.

Patient: Seit wann muss hier noch irgendetwas aufgehen?

Andreas Thiel



Nur der rosa Verputz blieb: Monets Haus und Garten in Giverny.



Gute Freunde:
Peter Spörri, Xavier Koller (Oscar 1991).



Auf dem Teppich: Armin Walpen,
Partnerin Doris Fiala, FDP-Nationalrätin.



Gutgelaunt: Pearl Pedernana,
Bernard Maissen, Lukas Bruhin.



ZFF-Chefs: Christian Jungen, künstlerischer
Direktor, Roger Crotti, Präsident.



Hoher Besuch an der Preisverleihung:
Bundsrätin Elisabeth Baume-Schneider mit Christine Salvadé, RTS.

BEI DEN LEUTEN

Zürich im Kinofieber

Ehre, wem Ehre gebührt: Zum 26. Mal wurden die Schweizer Filmpreise vergeben.

André Häfliger

Bundsrätin **Elisabeth Baume-Schneider** war Ehrengast und hielt die Laudatio in der Zürcher Halle 622. «Was im Schweizer Film geleistet wird, ist höchst imposant», sagte sie zuvor der *Weltwoche*. Wichtig sei, dass die Filme auch gesehen würden. Sie gehe so oft wie möglich ins Kino: «Leider fehlt oft die Zeit.»

Topmodel **Manuela Frey** ist regelmässige Kinogängerin: «Ich liebe die Atmosphäre, Popcorn und grosse Leinwände.» SP-Nationalrat **Matthias Aebischer**: «Ich mag Schweizer Filme sehr, gehe so oft ich kann ins Kino.» Oscarpreisträger **Xavier Koller** sprach lieber über die Ehrungen: «Bravo! Alle haben ihre Preise redlich verdient.»

Beim abtretenden SRG-Generaldirektor **Gilles Marchand** (sass neben SRF-Direktorin **Nathalie Wappler**) war auch etwas Wehmut dabei. Der Gastgeber des wiederum gelungenen Abends sagte: «Ich bin stolz, dass wir das Schweizer Filmschaffen seit Jahren tatkräftig unterstützen dürfen.» Zürichs Stadtpräsidentin **Corine Mauch**: «Toll,

dass es diesen Event gibt.» Regisseur **Samir**: «Diese Plattform ist für uns alle sehr wichtig.» Schauspieler **Beat Schlatter** («Bon Schuur Ticino») sagte: «Es ist immer ein willkommenes Klassentreffen.» FDP-Politikerin **Doris Fiala** und ihr Partner **Armin Walpen** unisono: «Wir kommen immer wieder gerne. Das Schweizer Filmschaffen hat Topqualität. Grosses Kompliment an alle!»

Doch nun zu den grossen Siegern des Abends. In den beiden Hauptkategorien zeichnete die Schweizer Filmakademie den Spielfilm «Blackbird Blackbird Blackberry» von **Elene Naveriani** sowie den Dokumentarfilm «Die Anhörung» von **Lisa Gerig** aus. «La gravité» von **Jela Hasler** erhielt den Preis für den besten Kurzfilm. «Armat» von **Élodie Dermange** wurde bester Animationsfilm, «Chagrin Valley» von **Nathalie Berger** bester Abschlussfilm. Beste Darstellerin ist **Ella Rumpf**, bester Darsteller **Karim Barras**. Der Spezialpreis der Akademie ging an **Sonia Rossier**. Filmproduzent **Robert Boner** holte den Ehrenpreis für sein Lebenswerk ab.



Strahlendes Paar: SP-Nationalrat Matthias Aebischer, GLP-Ständerätin Tiana Angelina Moser.



Gute Verpflegung: Schauspieler Leonardo Nigro.



Elegant: Topmodel Manuela Frey (r.) mit ihrer besten Freundin Marie-Ange Lauria.



Im Gespräch: SRG-Generaldirektor Gilles Marchand, Stadtpräsidentin Corine Mauch.



Gern gesehen: Filmmusikkomponisten Lionel und Diego Baldenweg.



Verliebt: SVP-Nationalrat Alfred Heer, Partnerin Ivette Djonova, Chefin Procinema.



Engagiertes Filmmemacherpaar: Samir, Ehefrau Stina Werenfels.

Rundes Glück

Alba – Sourdough Pizza, Bremgartnerstrasse 70, 8003 Zürich; Telefon 076 651 27 37; dienstags geschlossen

Mir war – leider oder zum Glück, je nach Standpunkt – nicht bewusst, dass der Begriff «Soul Food» nur unter Vorbehalt verwendet werden sollte. Der Ausdruck soll, wenn man den wohlmeinenden Sprachwächtern glauben möchte, rassistische Wurzeln in den Südstaaten der USA haben. Wer ja nichts falsch machen will, spricht deswegen besser von «Comfort Food».

Denke ich an «Soul Food» oder «Comfort Food», kommt mir ohnehin nur harmloser Genuss in den Sinn, der sofortiges Glück verspricht: Die Gedanken kreisen um einfache Dinge wie Pizza, Fried Chicken auf japanische oder amerikanische Art oder Hamburger. Leider werden einfache Speisen oft bana-



lisiert. Es ist zum Beispiel gar nicht so einfach, eine gute Pizza oder einen guten Hamburger zu bekommen, auch wenn es nicht an entsprechenden gastronomischen Angeboten mangelt.

Deshalb wurde der Besuch des Restaurants «Alba» bei der Schmiede Wiedikon in Zürich kürzlich zu einem sehr befriedigenden Abend. Das hippe Lokal wird von zwei ehemaligen Studenten der renommierten Hotelfachschule Lausanne geführt, und ihr Ziel ist nicht, eine

möglichst authentische Pizza im neapolitanischen Stil zu servieren, sondern einen eigenständigen Zugang zum Thema zu finden. Der Teig wird auf Sauerteig- statt auf Hefebasis zubereitet – selbst in Zürich eine Neuheit.

Klassische Beläge wie «Margherita» oder «Marinara» (auf Wunsch mit Sardellen) sind zwar erhältlich, und sie schmecken dank der Verwendung einer speziellen sizilianischen Tomatensorte, die nur einmal leicht gewässert wird, auch hervorragend.

Aber vor allem sorgen die etwas eigenwilligeren Kombinationen wie Kartoffelscheiben mit Crème fraîche und eingelegten Zwiebeln oder die Variante mit «Cacio e pepe»-Béchamel, Lauch und Kohl dafür, dass man in dieser «Soul Food»-Zentrale sein einfaches kulinarisches Glück finden kann.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN / PETER RÜEDI

Flaschenpost von Sting

Il Palagio: Message in a Bottle bianco 2022. 13,5%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 18.–. www.kueferweg.ch

Würden Sie von Papst Franziskus einen Wein kaufen? Nicht unbedingt, selbst wenn Sie als praktizierender Katholik oder Kenner der abendländischen Kultur die Bedeutung des Weins in der katholischen Liturgie kennen. Würden Sie einen Wein von Riccardo Cotarella kaufen? Schon eher. Riccardo *who?* Cotarella ist sozusagen der Papst unter den italienischen *flying winemakers*, der Star unter den Beratern.

In seinem Portefeuille finden sich Verpflichtungen für so zahlreiche renommierte Weingüter (oder Weingüter renommierter Besitzer), dass man sich fragt, wie der Mann seiner Agenda nachkommt, zumal er auch noch im eigenen umbrischen Familienbetrieb engagiert ist. Als Franziskus in der päpstlichen Sommerresidenz Castel Gandolfo einen kleinen Weinberg plante, wandte er sich an wen? Cotarella, versteht sich.



Sting, Bassist, Sänger, Songwriter, der seine stratosphärische Popkarriere in den Siebziger mit der Gruppe The Police begann, entdeckte zusammen mit seiner zweiten Frau Trudie Styler den Weinbau als Hobby. Sie kauften als toskanische Sommerresidenz in Figline Valdarno das Anwesen «Il Palagio», eine Tenuta mit 350 Hektar, davon gerade mal dreizehn mit Reben bepflanzt. Anders als viele andere Prominente von Brad Pitt bis Madonna und David Beckham, die sich ein Weingut sozusagen als Accessoire halten, entwickelte Sting eine wahre Leidenschaft für sein toskanisches *retour à la nature*, biodynamische Weine inklusive. Und seit 2020 kauft auch Cotarella, wer Sting kauft (die praktische Umsetzung von dessen Direktiven liegt allerdings bei Stings Mann vor Ort, Tony Sasa).

Der Wein, dessen Entdeckung ich, eher resistent gegen die prominente Affiche Sting, der Weinhandlung am Küferweg verdanke, stammt allerdings nicht von den Latifundien in den Colli Fiorentini, sondern von gepachteten Reben in Scansano in der Maremma, gemeinhin bekannt für den Morellino, also Sangiovese.

Er ist ein Weisswein, zur Hauptsache ein Vermentino (mit einem Sprutz Sauvignon blanc), ein Wein von einer tollen Frische, der seine eigene Botschaft ist. Die Etikette verheisst nämlich eine «Message in a Bottle», und das ist ein Hit von Sting aus frühen Police-Jahren, ein schöner Song (deutsch in etwa: «Flaschenpost»). Der durch die minime Sauvignon-Beteiligung schön straffe Vermentino ist eine Spur knackiger, weniger breit am Gaumen als andere, dafür etwas spritziger und spitziger in der Aromatik (Apfel, Limone, Stachelbeere, weisse Blüten).

Indes: ein Wein, der mir keine analytische Akrobatik abverlangt, einer solchen aber mit seiner Finesse allemal gewachsen wäre. Ein pures Vergnügen also.

Neues Zeitalter

So sieht die Zukunft aus: BMW präsentiert mit dem Vision Neue Klasse X ein digitales, elektrisches und zirkuläres Fahrzeug.



Wenn der deutsche Automobilhersteller BMW seine zukunftsweisende Generation von Elektrofahrzeugen «Neue Klasse» nennt, hat das schon einen eher spröden Charme und wirkt so aufreizend sachlich wie ein mit Akten gefüllter Bundesordner. Denn tatsächlich ist die Neue Klasse ziemlich spektakulär. Vergangene Woche präsentierte das Weltunternehmen aus Bayern die seriennahe Studie Vision Neue Klasse X im Format eines SUV in der Grössenordnung des bisherigen iX3.

Mit der Neuen Klasse wird bei BMW ein neues Zeitalter eingeläutet, denn die Erkenntnis hat sich durchgesetzt, dass Elektroantriebe allein noch keine Garantie für ökologische Fortbewegung sind. Die Fahrzeuge, welche auf einer komplett neuen Plattform gebaut werden, beruhen auf einem Nachhaltigkeitskonzept für Fertigung, Betrieb, Demontage und Recycling. Es soll den ökologischen Fussabdruck reduzieren und ist Teil der drei wesentlichen Charaktermerkmale, die BMW für seine neue Fahrzeuggeneration definiert hat: elektrisch, digital, zirkulär. Gemeint ist damit die sogenannte Kreislaufwirtschaft, ein weitreichendes Konzept zur Reduktion der Umweltbelastung in der Industrieproduktion. So werden gewisse Teile der Innenraumausstattung aus alten Fischernetzen gewonnen, rund 30 Prozent soll der Anteil an Sekundärrohstoffen betragen.

«Die Neue Klasse ist viel mehr als nur ein Fahrzeug oder ein bestimmtes Konzept, sie ist die Neudefinition der Marke BMW – und zu-

gleich mehr BMW als je zuvor», sagt der Vorstandsvorsitzende von BMW, Oliver Zipse. Das mag nach hochtrabendem Automobilmarketing klingen, ist aber eigentlich gar nicht so übertrieben. Der Vision X soll tatsächlich bereits recht nah an dem Serienauto sein, das ab 2025 in einer ebenfalls neuen iFactory in Ungarn gebaut wird.

Und, das ist kaum zu bestreiten, das Auto ist ein Wurf: Die beleuchtete Niere, die Neuinterpretation der Lichtsignatur mit den LED-Scheinwerfern in der Front, aber auch das Bedienkonzept im Innenraum mit einer Technologie, die «Panoramic Vision» genannt wird, sehen nach einer interessanten Zukunft aus. In den Tiefen des Autos arbeiten «Superhirne», wie die Hochleistungsrechner mit Sinn für Humor genannt werden, um Antrieb, Fahrwerk und vieles mehr in hoher Qualität zu regeln.

Der Sohn von Elon Musk soll seinen Vater gefragt haben: «Warum sieht die Zukunft nicht aus wie die Zukunft?», worauf Musk sein Designteam bei Tesla beauftragt hat, den Cybertruck «wie die Zukunft» aussehen zu lassen. Während bei Musk eine eher dystopische Idee von kommenden Zeiten entstanden ist, haben es die BMW-Designer und -Entwickler tatsächlich geschafft, eine interessante, einladende Idee des zukünftigen Autofahrens auf vier Räder zu stellen.

BMW Vision Neue Klasse X

Motor/Antrieb: Elektroantriebe mit 150 bis 450 kW; Ladeleistung auf 800-Volt-Basis: bis 270 kW (Gleichstrom); erhältlich ab Herbst 2025; Preise noch nicht bekannt



OBJEKT DER WOCHE

Riesiger Sprung für Franky Zapata

Airscooter

Preis noch unbekannt

Sein Name klingt wie der eines halbstarren Rockstar-Imitators. Doch Franky Zapata lässt Menschen abheben. 2019 flog der Franzose mit dem selbstentwickelten Flyboard und 160 km/h über den Ärmelkanal. Für die 35 Kilometer von Sangatte nach St Margaret's Bay benötigte der waghalsige Tüftler 22 Minuten. Da der Treibstoff bloss für zehn Minuten reichte, musste der «fliegende Mann» – so bezeichneten ihn die Medien – einen Zwischenstopp einlegen, um zu tanken. Ein paar Tage zuvor war er beim ersten Versuch, über die Manche von Frankreich nach England zu fliegen, noch ins Wasser gestürzt und musste gerettet werden.

Zapatas neuste Erfindung bleibt länger in der Luft. Airscooter heisst sie. Der Mini-Helikopter soll noch dieses Jahr in Amerika zugelassen werden. Der Clou: Es braucht keinen Pilotenschein, um die mit zwölf Propellern ausgestattete Kapsel zu fliegen. Das teils mit Treibstoff, teils mit Batterie betriebene fliegende Objekt erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von knapp 100 km/h und lässt einen Flug von etwa zwei Stunden zu. Für die Menschheit bedeutet dies einen nicht zu unterschätzenden Schritt zur mobilen Unabhängigkeit in der Luft, für den Menschen Franky Zapata ist der Airscooter gar ein riesiger Sprung. Begonnen hatte der heute 45-Jährige in den neunziger Jahren mit dem Tunen von Jetskis.

Benjamin Bögli

DER SINN DES LEBENS

Patricia Reinhart Faessler, Künstlerin

Die Zürcherin bewundert Albert Schweitzer und Henry Dunant; lausige Manieren bringen sie auf die Palme; und sie ist stolz darauf, Fünftausender bestiegen zu haben.

Weltwoche: Kaffee oder Tee?

Reinhart Faessler: Kaffee, blond und bitter.

Weltwoche: Was ist der Sinn des Lebens?

Reinhart Faessler: Das Geheimnis, es zu wissen.

Weltwoche: Was bedeutet das Wort Gott für Sie?

Reinhart Faessler: Nichts Persönliches.

Weltwoche: Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

Reinhart Faessler: Die Ungerechtigkeit, nicht entscheiden zu können, wo man hineingeboren wird.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich täglich?

Reinhart Faessler: Auf mein Kind, meinen Hund, meinen Park.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Reinhart Faessler: Dass ein Kamel tatsächlich durch ein Nadelöhr kommt.

Weltwoche: Wovon träumen Sie?

Reinhart Faessler: Von fliegenden Untertassen.

Weltwoche: Gibt es ein Leben nach dem Tod?

Reinhart Faessler: Das konnte mir noch keiner mit Sicherheit sagen.

Weltwoche: Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

Reinhart Faessler: Zukunftsvisionen.

Weltwoche: Was ist das Wichtigste im Leben einer Frau?

Reinhart Faessler: Die Hingabe zu ihrer Ausdauer und das Bewusstsein ihrer Zerbrechlichkeit.

Weltwoche: Mit wem würden Sie bei einer Tasse Kaffee am liebsten diskutieren?

Reinhart Faessler: Mit Frau Einstein.

Weltwoche: Was bedeutet Liebe?



«Liebe ist, was bleibt»: Reinhart Faessler, 49.

Reinhart Faessler: Liebe ist, was bleibt.

Weltwoche: Was inspiriert Sie am meisten?

Reinhart Faessler: Unser Zuhause.

Weltwoche: Auf welche Ihrer Eigenschaften sind Sie besonders stolz?

Reinhart Faessler: Dass ich die Fähigkeit, den Willen und den Mut hatte, Viertausender und Fünftausender zu besteigen.

Weltwoche: Welche mögen Sie nicht so besonders?

Reinhart Faessler: Meine Pünktlichkeit, sie stresst mich selbst am meisten. Und mein Ordnungssinn, er ist penibel.

Weltwoche: Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

Reinhart Faessler: Dass «Schönheit» etwas Interessantes an mir sein soll.

Weltwoche: Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

Reinhart Faessler: Ich bin keine Autokratin, und will es auch nicht sein.

Weltwoche: Was bringt Sie auf die Palme?

Reinhart Faessler: Lausige Manieren.

Weltwoche: Und womit kann man Ihnen eine Freude bereiten?

Reinhart Faessler: Mit einem Handkuss.

Weltwoche: Wie gewinnt man Freunde?

Reinhart Faessler: Freunde gewinnt man nicht, man hat sie.

Weltwoche: Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

Reinhart Faessler: «Always go with your gut, never go with your heart.»

Weltwoche: Was würden Sie der fünfzehnjährigen Patricia heute raten?

Reinhart Faessler: Mit fünfzehn verdiente ich bereits mein eigenes Geld. Ich frage mich, was die fünfzehnjährige Patricia mir heute raten würde.

Weltwoche: Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

Reinhart Faessler: Albert Schweitzer und Henry Dunant, deren Büsten im Friedenspalast in Den Haag stehen, in dem der Internationale Gerichtshof domiziliert ist. Die Bewunderung dieser Persönlichkeiten ging in meiner Familie so weit, dass meine blinde Urgrossmutter zeitlebens Verbandsbinden für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene gehäkelt hat.

Weltwoche: Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

Reinhart Faessler: Über Geld spricht man nicht, ausser man muss.

Weltwoche: Welcher Mensch bekommt nicht die Anerkennung, die er verdient?

Reinhart Faessler: Der Mensch, der verbissen nach ihr sucht.

Weltwoche: Was ist das Schönste an der Schweiz?

Reinhart Faessler: Ihre Vorstellung.

Weltwoche: Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

Reinhart Faessler: Etwas beitragen zu können, was unser ganzes Bewusstsein hervorruft.

Weltwoche: Was macht das Leben lebenswert?

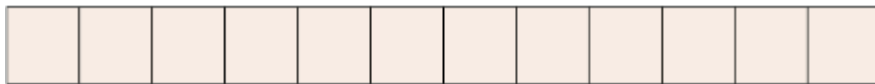
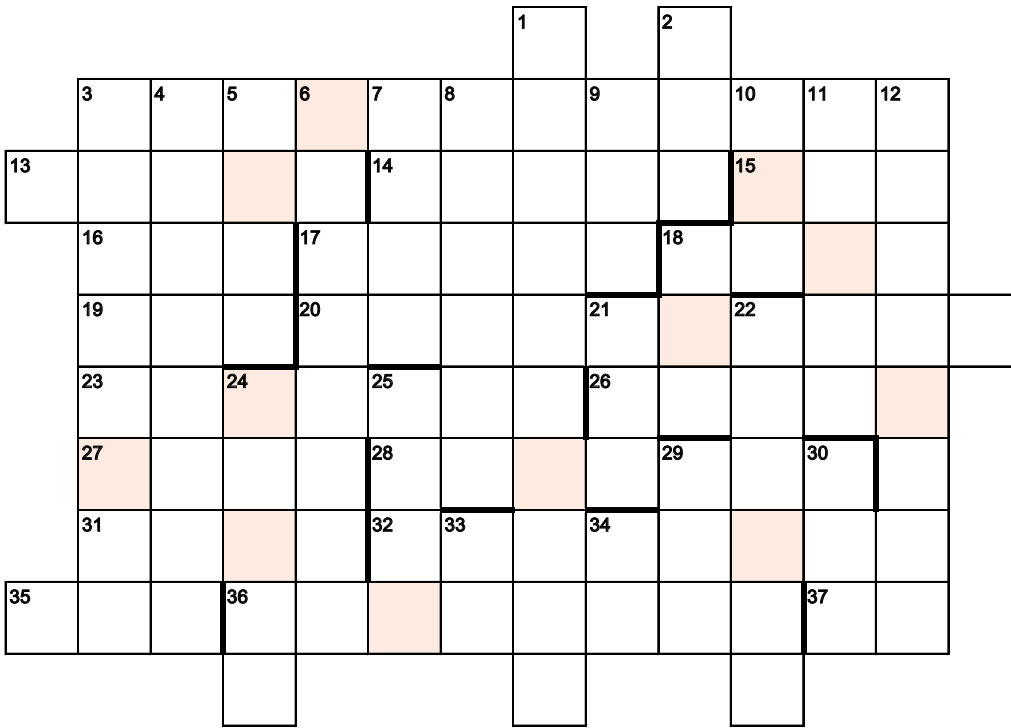
Reinhart Faessler: Die Quelle.

SIROCCO Bio Espresso



Aromatische Bio-Kaffeemischung – 100% Arabica. Eine edle, aromatische Mischung bester Bio-Qualitäten aus Brasilien, Zentralamerika und Äthiopien. Ein Genuss als süsslicher Espresso mit blumiger Note.

Der von Patricia Reinhart Faessler produzierte Spielfilm «South of Hope Street» von Jane Spencer, mit William Baldwin und Michael Madsen in den Hauptrollen, feiert am 18. April Weltpremiere in Los Angeles.



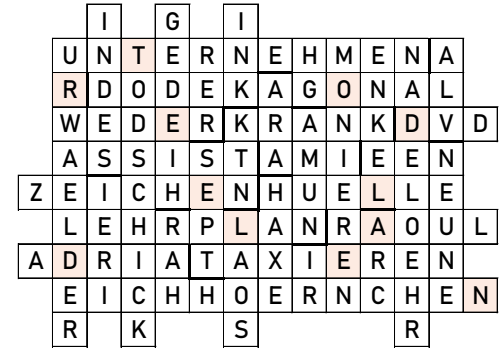
Lösungswort — Änderung im Meterwarensortiment?
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 Titel der Schönheitskonkurrenz-Teilnehmerin mit den bescheidenen Honorarvorstellungen? 13 hat zehn Kiemenspalten oder vier Räder 14 Tapferkeit in Herisau oder Heiden? 15 unter diesem Namen kennt man Mrs. Lennon 16 Frau in Finanznöten 17 für mittelalterliche Gelehrte erhellend 18 Kommunikationsinhalt in Reinform 19 aus Traditionalistensicht keine gute Eigenschaft 20 z. B. «Wie viel kostet das?» 23 diese Immobilie ist fast da 26 Blutfarbstoffbestandteile? 27 importiertes Schwätzchen, manchenorts auf leisen Pfoten unterwegs 28 wird es Sterilisationsgut zu wenig, sind es vielleicht bald die Gemüter 31 auch bei der Pflege englischer Gärten nützliches Kleidungsstück 32 «fragliche» Tätigkeit, manche tragen auch Socken mit ... 35 die englische Abkürzung für – ähm – viel zu weit? 36 Birkengewächs vor Monatsmitte 37 gekürzte Ausgabe

Senkrecht — 1 Juwel-unit, aber umgekehrt 2 rein pflanzlicher Pasten-Bestandteil 3 Frankfurter Fluss + 8 4 dort ist man in den eigenen vier Wänden, hat aber trotzdem kein Dach über dem Kopf 5 nicht nur bei Sempach, sondern auch hier kann eine Gasse die ersehnte Rettung bringen 6 entzieht man diesem Nitrat den Vornamen bleibt bloss Natriumchlorid übrig 7 zum Rindvieh erweiterter Störfall 8 Trilobiten-Biotop 9 in Hoffnungen gegenwärtiges gegenwärtig 10 solch ein Geräusch ist für manche 1000 kg schwer 11 kommt in Einfamilienhaussiedlungen vor und ist alles andere als gutmütig 12 wie wir uns im Internet zurechtfinden 18 Consumer Electronics Unlimited, auf Deutsch: «falls ein» 21 urbanes Zentrum im Zentrum von Sashimi 22 nicht mild und noch nicht lange her 24tomologen als Feuchtwiese bezeichnen 25 Verkaufstätigkeit in Aktiengesellschaften 29 liegt mitten in Athen 30 hat so viele Buchstaben, bzw. lettere 33 gestraffte Organisationsentwicklung 34 400 mit 60-mm-Radius

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 860



Waagrecht — 4 UNTERNEHMEN 12 DODEKAGONAL (=zwölfeckig) 14 WEDER (WE + der) 15 KRANK (Kran, Rank) 17 DVD 18 ASSIST (ass ist) 20 AMI (frz. f. Freund) 21 EEN (niederl. f. eins) 23 [ZE]ICH[EN] 25 HUELLE 26 LEHRPLAN (Leh, Rp., LAN) 29 RAOUL (franz. Variante v. Ralf) 31 ADRIA 32 TAXIEREN 34 EICHHOERNCHEN

Senkrecht — 1 (W)INDESeile 2 auf GEDEIHD und/oder Verderb 3 (E)INKommensanteil (engl. f. Tinte) 4 URWAELDER (UR-Wälder) 5 TODSCHICK 6 RER (raues Endoplasmatisches Retikulum; Dr. rer. nat./pol.) 7 HG (Quecksilbersäule) 8 MONIEREN (Mo-Nieren) 9 du-ENKEL 10 NADELOEHR 11 Piz ALV (Arbeitslosenversicherung) 13 ARA (Abwasserreinigungsanlage) 15 KTN (Kärnten) 16 AMUN (am Un(terlauf)) 19 SEPTisch 22 NEUNE 24 IERI (ital. f. gestern) 25 HAXE (Programmiersprache) 27 (D)RAHT 28 LAOS (là os = frz. f. dort Knochen) 30 ARC (frz. f. Bogen) 33 IR (Iran; Infrarot)

Lösungswort — **TROEDELLADEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SANTOS
DE
Cartier